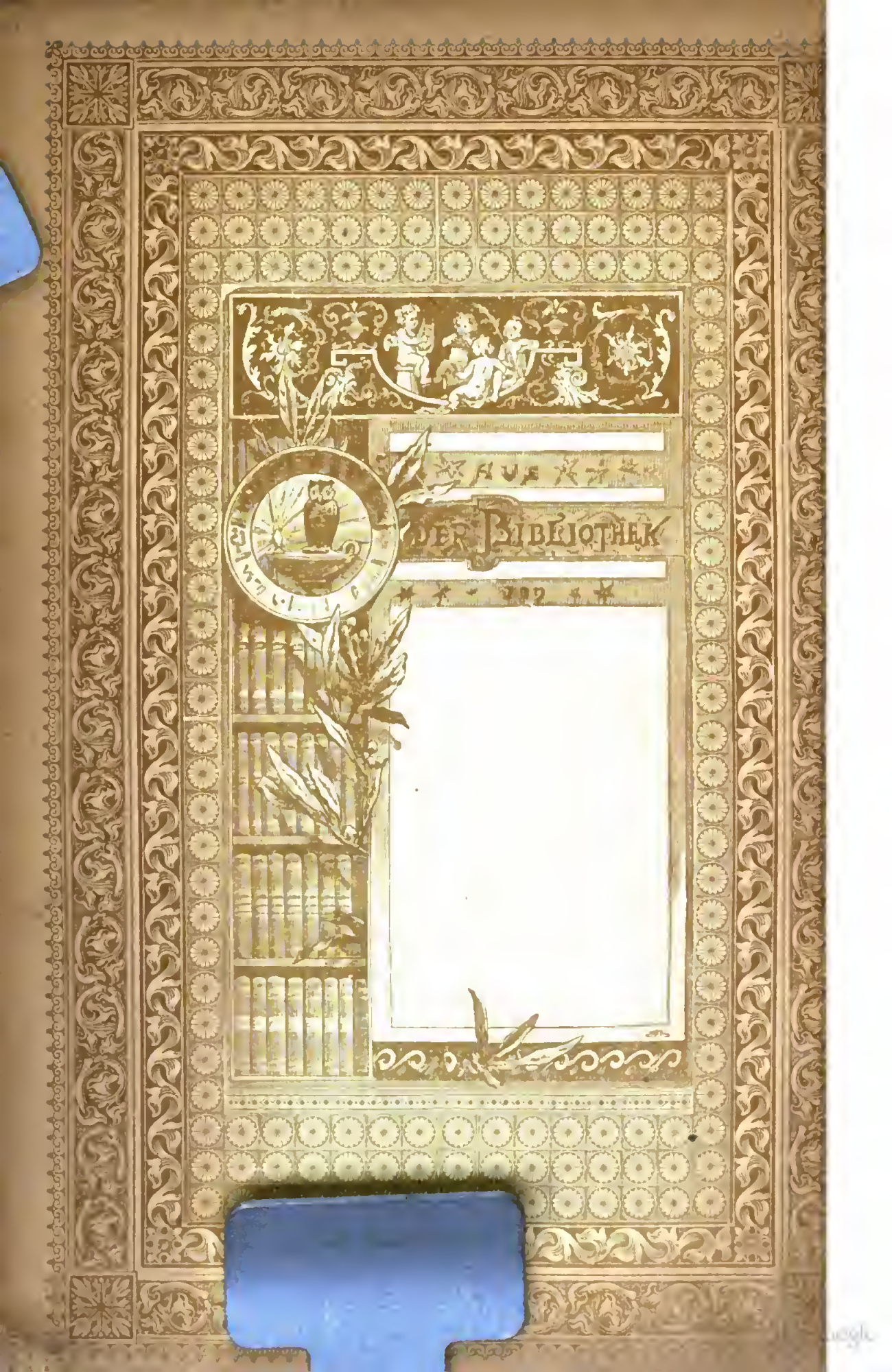
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


AUS
DER BIBLIOTHEK

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns erschien soeben:

Hervorragendes Prachtwerk.

Fürst von Bismarck
in Friedrichsruh.

Von

C. W. Allers.

70 Blatt in Lichtdruck.

Mit Gedicht von Felix Dahn und Text von Sidney Whitman.

In Prachtband gebunden oder in Mappe 50 Mark.

Diese neueste Schöpfung Allers', des genialsten Zeichners der Gegenwart, wird allenthalben ungeteiltes Interesse erregen. Allers hat mehrere Monate in Friedrichsruh geweilt und schildert in 70 kunstvoll durchgeführten und zum Teil humoristischen Blättern das tägliche Leben, wie es sich im Hause des Fürsten abspielt. Die unbedingte Treue, die allen Allersschen Kunstwerken eigen ist, erhebt das Werk zu einem historischen Dokument ersten Ranges.

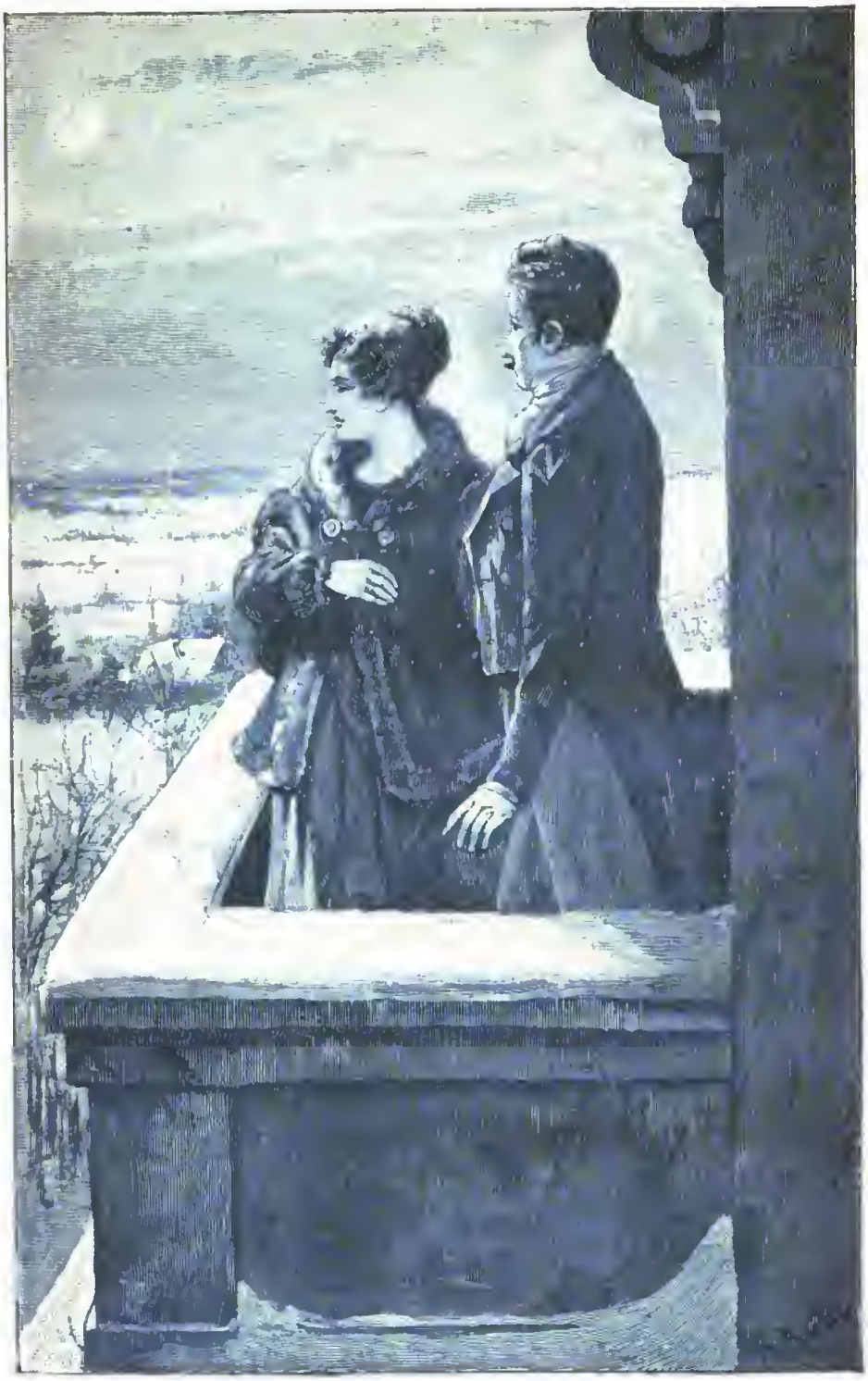
Bibliothek
DFF

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google



Zu der historischen Erzählung „Die Peri“ von L. v. Sacher-Masoch. (S. 91)
Originalzeichnung von R. Knötel.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.

Vierter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275392A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Spätes Recht. Kriminalroman von Friedrich Jacobsen (Fortsetzung und Schluß) 7

Die Sünden der Väter. Roman von Reinhold Ortmann 34

Die Peri. Historische Erzählung von L. v. Sacher-Masoch 86
Mit Illustrationen von R. Knötel.

Annie's Bühnenlaufbahn. Eine Geschichte aus dem Leben. Von Robert Misch 151

„H. P. B." Aus dem Leben einer modernen Abenteurerin. Von Eugen Schmitt 175
Mit Porträt.

Von Lima nach Oroya. Eine Bergfahrt auf der höchsten Bahnlinie der Erde. Von Hans Scharwerker . . . 187
Mit 7 Illustrationen.

Verbrecherliebe. Kriminalistische Skizze von Th. v. Wittembergk 199

Ernten des Meeres. Ein Blick auf die Heringsfischerei der Gegenwart. Von Karl Krantz 210
Mit 6 Illustrationen.

Wald und Waidwerk in früheren und jetzigen Tagen. Skizze von A. Bandholtz 219

Mannigfaltiges:

Boieldieu und die schwarze Dame 232

Eine besorgte Mutter 235
Mit Abbildung.

Schlagfertigkeit 237

Seite

Verfehltes Geschenk 237
Der Rumesprung 238
Ein Finanzkniff der guten alten Zeit 238
Unser Kopfhaar 239
Ungleiche Brüder 239
Maria Theresia und Joseph II. 239
Gute Laune auf dem Krankenlager 240
Welcher Ort auf Erden hat zuerst Neujahr? 240
Bissiger Vorschlag 240

Spätes Recht.

Kriminalroman

von

Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Elftes Kapitel.

Mit der niedersinkenden Sonne hatte sich die Wärme des Tages in Feuchtigkeit aufgelöst, und die gleichmäßig niederfallenden Tropfen deuteten auf den Beginn des Herbstes.

Es fielen auch Blätter dazwischen, und die Dunkelheit kam.

Schloß Griesheim, das noch in den Vormittagsstunden der Schauplatz bewegter Scenen gewesen war, lag in dem schweigenden Dämmerlichte des Waldes einsam und fast lichtlos da.

Die Gerichtskommission hatte das Schloß verlassen, und ungefähr zu gleicher Zeit war Wanda zur Bahn gefahren, um vorläufigen Aufenthalt bei einer verwandten Familie zu nehmen.

Sie war nur noch einen flüchtigen Augenblick mit Felix zusammen gewesen, und hatte ihren Verlobten gebeten, einstweilen die Verwaltung des Schlosses und die Ordnung des väterlichen Nachlasses zu übernehmen, dann hatte sie sich

mit einer ſonderbaren, faſt fluchtähnlichen Haſt verabſchiedet, und Felix Kern hatte nicht einmal Gelegenheit gefunden, ihr von ſeinen Reiſeerlebniſſen zu berichten.

Vielleicht hätte er auch ohne den Eintritt der jüngſten Ereigniſſe vorderhand geſchwiegen, denn es harrte noch Manches der Löſung, und wie er nun durch die einſamen hallenden Gänge des Schloſſes ſchritt, als ſich ihm das Bewußtſein aufdrängte, daß er nunmehr ohne Gewiſſensbedenken überall ſchalten und walten dürfe, da trug ihn ſein Fuß faſt willenlos in jenes Erkergemach, das für die dunkle Geſchichte der Familie v. Oſten noch dunklere Erinnerungen bergen mochte.

Es war Alles unverändert geblieben, ſeitdem Felix zum letzten Male in dieſen Räumen geweilt hatte; auch der alte Schreibtiſch ſtand noch in der Fenſterniſche, und eine darauf lagernde Staubſchicht zeigte an, daß keine berufene oder unberufene Hand daran gerührt hatte.

Es lebte ja auch nur Einer, der ſeine Geheimniſſe kannte, und als Felix nachdenklich in das graue Dämmerlicht, dem Vorboten der tiefen langen Nacht, blickte, da war es ihm, als ob auch dieſer Eine nicht mehr im Stande ſei, die Siegel von der Vergangenheit zu löſen.

„Wenn Du es nicht mehr kannſt, ſo will ich es für Dich thun," ſagte der junge Arzt leiſe.

Seine Hand taſtete ſchon nach der verborgenen Feder am Drachenauge und ſetzte den Mechanismus in Bewegung. Langſam glitt der Spiegel zurück und langſam ſchob ſich die getäfelte Platte nach vorne.

Die Vertiefung, welche beſtimmt war, den Blick des Uneingeweihten zu täuſchen, lag offen zu Tage, und nach einigen vergeblichen Verſuchen entdeckte Felix die zweite Feder, vermöge deren er den, die Vertiefung bildenden Kaſten herauszuheben vermochte.

Dieſer ruhte wiederum auf zwei nach rechts und links

vorspringenden Holzleisten, und wenn der Mönch die Wahrheit berichtet hatte, dann mußten diese Leisten die Griffe von zwei weiteren Schiebfächern sein.

Sie schienen es anfangs nicht zu sein, oder das Holz war verquollen. Aber endlich, nach langen vergeblichen Bemühungen, bewegte sich etwas, und das rechts gelegene Schubfach ließ sich seitlich herausziehen.

Es war leer.

Mit zitternder Hand machte Felix an der linken Seite den gleichen Versuch, und als auch hier endlich ein Spalt sich zu öffnen begann, schimmerte etwas Weißes hindurch.

Ein zusammengefaltetes und versiegeltes Papier.

Es war eigentlich nicht mehr weiß zu nennen, sondern Alter und Staub hatten ihm die Farbe einer Mumie verliehen, und die Aufschrift: „An meine Erben" erschien so verblaßt, als habe die Zeit sich bemüht, dieses Zeugniß noch früher auszulöschen, als die Namen derer, für die es bestimmt war.

Felix Kern steckte das Blatt in seine Tasche und verschloß das Geheimfach. Er war vollkommen ruhig geworden. Mochte diese Urkunde enthalten, was sie wollte, er war entschlossen, ihre Bestimmung zur Ausführung zu bringen, aber es war ihm nicht möglich, sie hier, an dieser Stätte zu lesen, wo die Geister der Todten um ihn standen.

Er verließ das Gemach und ging hinunter in Wanda's Zimmer. Sein Fuß hatte es noch niemals betreten, und jenes heimliche Gefühl des Glücks, das uns in den Wohnräumen der Geliebten zu beschleichen pflegt, blieb ihm fern, es war ihm, als ob der Beginn der Lösung noch Anderes bringen müsse, Schatten zu Schatten — —

Er setzte sich an Wanda's Schreibtisch nieder und löste langsam das Siegel von dem Schriftstück.

Das Blatt, welches sich entfaltete, war nur klein, und es enthielt nur wenige Zeilen. Sie lauteten:

„Im Namen Gottes!

Eingedenk der Verantwortung, die wir Alle dereinſt vor dem Throne des Höchſten abzulegen haben, und zum Ausdruck der Verzeihung, welche ich meinem Sohne Hans Heidrich auf deſſen inſtändige und reumüthige Bitte gewähre, nehme ich, der Endesunterzeichnete, hier im Vollbeſitz meiner körperlichen und geiſtigen Kräfte das von mir errichtete und bei dem Gericht meines Wohnorts niedergelegte Teſtament feierlich dergeſtalt zurück, daß es null und nichtig ſein, und demgemäß die geſetzliche Erbfolge unter meinen Kindern und deren Erben eintreten ſoll. — Ich thue dies ſchon heute im Hinblick auf die Möglichkeit, täglich und ſtündlich von dieſer Erde abgerufen zu werden, hege aber Bedenken, dieſes Schriftſtück, welchem, ſo lange ich es nicht ſelbſt vernichte, die Kraft einer Verfügung der Eltern unter Kindern beiwohnen ſoll, bereits jetzt dem Gerichte zu übergeben, da ich mir die Möglichkeit der Aufrechterhaltung oder Abänderung meines hinterlegten Teſtaments innerhalb einer gewiſſen Prüfungszeit und bis zum Eintritt gewiſſer Ereigniſſe vorzubehalten gedenke.

So geſchehen unter Beifügung meines Handſiegels!“

Unter dieſem ſeltſamen Schriftſtück befand ſich nebſt Ort und Datum ein Siegelabdruck und die volle Namensunterſchrift des Kaufmanns Heidrich.

Das Datum deckte ſich genau mit Wanda's Geburtstag.

Felix Kern blickte lange ſchweigend auf das Papier und ließ ſeine Gedanken wandern.

Er hatte eine ähnliche Verfügung erwartet, aber er war nicht hinreichend rechtsverſtändig, um ihre Tragweite zu bemeſſen.

War das Teſtament nun ungiltig, oder beſtand es noch zu Recht?

Der krauſe, wunderliche und mißtrauiſche Sinn des Erblaſſers hatte nicht vermocht, ohne Klauſeln und Vor-

behalt zu handeln, er wollte vorsichtig sein, und war vielleicht zu vorsichtig gewesen. Was sollte das heißen, ein Testament für nichtig zu erklären, die Rechtskraft dieser Erklärung aber davon abhängig zu machen, daß letztere selbst nicht wieder durch Vernichtung ungiltig gemacht werde?

Felix Kern dachte keinen Augenblick daran, daß die Ungiltigkeit des bei Gericht hinterlegten Testaments für Wanda und infolge dessen auch für ihn gleichbedeutend sein werde mit dem Verluste eines bedeutenden Vermögens; er dachte nicht daran, daß die große Erbschaft, welche nunmehr aller Wahrscheinlichkeit nach zur Hälfte in die Hände eines alten kinderlosen Mannes übergehen mußte, diesem selbst keinen Nutzen bringen konnte, und es trat keinen noch so flüchtigen Moment die Versuchung an ihn heran, dieses unscheinbare Blatt, von dessen Vorhandensein kein Mensch etwas wußte, an die Kerze der Flamme zu halten.

Aber dennoch legte er sich unwillkürlich die Frage vor: „Wozu das Alles?“ Warum hatte er nicht ruhen lassen, was so lange geruht, bis es seinen Werth verlor; warum hatte er zum Mindesten ohne Pflicht, vielleicht sogar ohne Recht in die verborgene Tiefe eines Geheimfachs gegriffen, das bestimmt zu sein schien, sein Geheimniß bis in die Ewigkeit zu wahren?

Um des Rechtes halber?

Die Lippen des grübelnden Mannes sagten „ja“, aber in seinem Herzen redete aus einer unbestimmten Ahnung heraus noch eine andere Stimme, und diese Stimme — —

Felix Kern lauschte plötzlich mit zurückgewandtem Kopf hinaus; es war, als ob ihm eine Antwort auf seine Gedanken geworden sei.

Aus dem Flur des Schlosses tönte ein dumpfes Stimmengewirr herüber, allmälig kam es näher, und man konnte einzelne Rufe unterscheiden. Sie klangen theils furchtsam von weiblichen Lippen, theils drohend von männlichen.

Alle aber übertönte ein heller grimmiger Wuthſchrei: „Laßt mich los, ihr Hunde! Was wollt ihr von mir?!“

Der junge Arzt ſprang empor und riß die Thür auf; ein Knäuel Menſchen, faſt ſämmtliche Bedienteſte des Schloſſes, kam ihm entgegen. Sie zerrten einen blaſſen jungen Menſchen mit ſich, der vergeblich gegen die Uebermacht ankämpfte, und dem die ohnehin dürftigen Kleider in Fetzen von den Gliedern hingen.

Felix erkannte ihn auf den erſten Blick. Es war Joſeph Bode; und während der ſeit Kindheit Geächtete und Verfolgte blutend, erſchöpft und halb ohnmächtig vor Zorn und Angſt an der Schwelle des Gemaches in die Kniee brach, ſchrie Derjenige, welcher ihn juſt am Kragen hielt, mit triumphirender Stimme: „Wir haben ihn, Herr Doktor, wir haben den Mörder gefangen!“

— — — — — — — — — — — —

Der Aſſeſſor Rabe war inzwiſchen nicht müßig geweſen.

Der erſte bedeutende, in ſeine Hände gelangte Kriminalfall hatte ihn zu fieberhafter Thätigkeit angeregt, und die Erzählung des Kammerdieners Schwartz gab ihr raſch eine beſtimmte Richtung.

Es konnte kaum einem Zweifel unterliegen, daß die beiden übel beleumundeten Menſchen, der Zuchthäusler und ſein Sohn, ihre Hand bei dem Tode des Barons im Spiele gehabt hatten, und dieſer letzte Ausdruck war gleichbedeutend mit Mord.

Das Motiv?

Pah, darauf kam es wenig an; werft nur erſt euren Verdacht auf einen Menſchen, legt nur erſt die Hand des Geſetzes auf ihn, das Motiv findet ſich dann ſchon von ſelbſt.

Es ſollte wohl immer heißen: „Wir verhaften Dich, weil Du es geweſen biſt,“ aber es heißt gar oft: „Wir haben Dich verhaftet, Du biſt angeklagt, folglich biſt Du es geweſen!“

Digitized by Google

Hugo Rabe that sogar noch mehr, als seines Amtes war; er begab sich in Begleitung von zwei Gendarmen persönlich auf den Weg, um die Verdächtigen zu verhaften.

Das war in den Nachmittagsstunden.

Es regnete noch nicht, aber es drohte schon, und der Wald lag schweigend wie im Grabe. Auch die einsame Hütte am Felshang schien wie ausgestorben, und der eine Gendarm sagte zu dem jungen Juristen: „Passen Sie auf, Herr Assessor, die sind ausgeflogen, das Nest ist leer!"

Aber der andere Beamte, ein schon im Dienste ergrauter Mann, schüttelte den Kopf.

„Leer wird es schon nicht sein. Ob wir den Alten finden, kann ich nicht vorher sagen, und der Junge ist ja immer wo anders. Aber die verrückte Martha, Herr Assessor, die geht nicht aus ihrem Bau, und wenn man das Gerümpel an allen vier Ecken anzünden thäte. Es müßte denn schon diese Nacht der Tod noch wo anders eingekehrt sein."

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?" hatte Rabe verwundert entgegnet.

Als sie dann die Hütte betraten, bot sich ihnen ein unerwartetes Bild.

Auf dem in der Ecke befindlichen Strohhaufen, der ein Bett vorstellen sollte, lag Klaus Bode lang ausgestreckt.

Eine zerrissene Decke verhüllte seinen Körper bis an den Hals, und am Kopfende des armseligen Lagers saß Martha. Sie hatte ein Gefäß mit Wasser neben sich stehen, und war damit beschäftigt, ein Tuch darin einzutauchen.

Als sie die wohlbekannten Uniformen erblickte, verzogen sich ihre welken Lippen zu einem höhnischen Lächeln, und sie frug scharf: „Was wollt ihr? Steht der da vielleicht unter Polizeiaufsicht, daß ihr ohne Erlaubniß in meine Hütte eindringt? Und wer ist der schwarze Mann mit dem harten Gesicht?"

Der Aſſeſſor, auf den ſie bei den letzten Worten gedeutet hatte, trat einen Schritt vor. Die geiſtige Umnachtung der unglücklichen Frau flößte ihm doch eine gewiſſe Scheu ein, und er entgegnete zögernd: „Es thut mir leid, Frau Bode, aber ich komme im Namen des Geſetzes und habe die traurige Pflicht, Ihren Mann und Ihren Sohn zu verhaften. Iſt das da Ihr Mann, Klaus Bode?“

„Die Leute ſagen es,“ antwortete ſie finſter. „Es iſt zu lange her, daß ich ſelbſt es wußte, ich weiß es nicht mehr. Warum wollen Sie ihn verhaften?“

„Er ſteht in dem Verdacht eines Verbrechens.“

Martha Bode legte den Kopf in die Hand und ſann nach. „Ja doch,“ ſagte ſie dann endlich, „ich entſinne mich. Ein Verbrechen hat er ja begangen, das iſt ſchon richtig. Aber die Sache iſt ſchon lange her, und ich meine, daß die Strafe auch lange genug gewährt hat. Laſſen Sie ihn doch noch ſchlafen, er klagte mir neulich, daß er im Zuchthauſe ſo wenig hätte ſchlafen können.“

Simulirte das Weib, oder waren ſeine Sinne wirklich verwirrt?

Der Aſſeſſor wandte ſich ab, denn der eine Gendarm hatte ihn leiſe am Aermel gezupft.

„Herr Aſſeſſor,“ ſagte der Mann mit gedämpfter Stimme, „hier iſt 'was nicht in Richtigkeit. Ich dachte erſt, der Klaus verſtelle ſich nur, weil er uns hat kommen ſehen und nicht mehr entwiſchen konnte, aber der iſt wirklich und wahrhaftig beſinnungslos. Das kann Einer nicht nur ſo machen, und ich habe ſoeben bemerkt, daß das Waſſer dort in dem Gefäß ganz blutig iſt.“

Der andere Gendarm hatte inzwiſchen die Decke von dem Körper des Liegenden zurückgezogen; Klaus Bode war in der That ohne Bewußtſein, und auf der rechten Seite der Bruſt klaffte eine tiefe und breite Wunde.

Die Männer ſtanden einen Augenblick ſtumm um das

Lager, dann sagte der Assessor leise: „Das Blut auf dem Krähenhorst — es stimmt.“ Und laut fügte er hinzu: „Frau Bode, woher stammt diese Wunde in der Brust Ihres Mannes?“

Die Gefragte hatte sich abgewandt und stöberte nach ihrer Gewohnheit in der erloschenen Asche des Herdes. Nun entgegnete sie gleichgiltig: „Ich weiß es nicht. Der Joseph hat ihn diese Nacht heimgebracht; er hatte ihn wie einen Sack auf der Schulter liegen. Fragen Sie den Joseph.“

„Wo ist Ihr Sohn?“

„Ich habe keinen Sohn,“ sagte die Irrsinnige hartnäckig. „Meinen Sie den Joseph? Fragen Sie ihn selbst, wo er ist, ich kann es nicht wissen.“

Da ging die Geduld des Assessors zu Ende. Er war nunmehr überzeugt, daß hier ein förmliches Komplott vorliege, und daß Frau Bode vielleicht die schlaueste Rolle in demselben spiele. Den Arm des Weibes fassend, rief er mit lauter Stimme: „Wenn Sie denn wirklich nicht wissen wollen, wie die Sache zusammenhängt, so will ich Ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen! Ihr Mann und Ihr Sohn haben den Baron Lutz v. Osten in der verflossenen Nacht ermordet und vom Krähenhorst hinunter auf die Chaussee gestürzt. Bei dem Kampfe, den der Unglückliche um sein Leben führte, hat Ihr Mann jene Wunde in der Brust davongetragen, und Sie, Martha Bode, wissen um die Sache so gut wie das Gericht und der gerechte Richter dort oben. Im Namen des Gesetzes —“

Er konnte die uralte unheimliche Formel nicht vollenden. Martha Bode blickte ihn mit starren Augen an, als ob er ein Geist sei; dann warf sie beide Arme in die Luft, und mit dem Ruf: „Der Baron ermordet? Allmächtiger Gott, das ist Dein Strafgericht!“ stürzte sie, vom Krampf geschüttelt, besinnungslos zu Boden. — — — — —

Man hatte einen Wagen herbeiſchaffen laſſen, und den verwundeten Zuchthäusler nebſt ſeinem Weibe in das Gerichtsgefängniß zu Hegenau übergeführt. Der hinzugezogene Arzt hatte erklärt, daß der Transport auf den Zuſtand des bewußtloſen Mannes ohne erheblichen Einfluß ſein werde; die Wunde in der Bruſt habe edle Theile verletzt, und bei dem durch langjährige Zuchthaushaft geſchwächten Körper Bode's ſei jede Hoffnung auf Geneſung ausgeſchloſſen. Immerhin aber werde der Verwundete bei geeigneter Pflege das Bewußtſein wieder erlangen und vielleicht auch vernehmungsfähig werden.

Martha Bode hatte ſich von ihrem Anfall bald wieder erholt und ſchien, wie gewöhnlich nach dieſem Zuſtand, im Beſitz ihres Denkvermögens ſich zu befinden. Es war aber vorläufig kein Wort aus ihr herauszubringen, und man hatte ſie deshalb einſtweilen unter ſorgfältiger Bewachung in ihrer Zelle eingeſchloſſen.

Auch waren nach allen Seiten Häſcher ausgeſandt, die, mit einem Haftbefehl verſehen, auf den flüchtigen Joſeph Bode fahnden ſollten, und darüber war die Nacht herbeigekommen.

Hugo Rabe hatte noch nicht das Lager aufgeſucht, ſondern er ſaß an ſeinem Schreibtiſch und blätterte unruhig in den Akten, die ſchon über den „Fall Oſten" angelegt und fein ſäuberlich geheftet waren. Sie trugen noch kein Rubrum, und der Aſſeſſor tauchte gerade die Feder ein, um auf den Aktendeckel die Namen der Familie Bode einzutragen, aber er legte ebenſo zögernd, wie er begonnen, die Feder wieder hin.

Es war ihm, als ob eine warnende Hand ihn von übereiltem Handeln zurückhalte, und in dieſem Augenblick ward unten geſchellt.

Dann kam ein Schritt die Treppe herauf, und eine Hand klopfte an die Thür.

Es war der Gefangenwärter; der Mann sagte halblaut: „Herr Assessor, Sie möchten doch 'mal gleich hinüber in die Frohnveste kommen. Wir haben abwechselnd bei dem Klaus Bode gewacht, meine Frau und ich. Und nun ist er ganz hell bei Besinnung. Er hat gesagt, er müsse 'was zu Protokoll geben, aber es sollte bald sein, denn er würde es wohl nicht mehr lange machen. Da bin ich denn gleich herübergesprungen, und den Herrn Aktuar habe ich nebenan aus dem ‚Löwen' geholt, wo er seinen Schoppen trank, damit Alles mit seiner richtigen Ordnung vor sich gehen kann."

Rabe stand auf und nahm die Akten unter den Arm. „Er wird ein Geständniß ablegen wollen, Schulze."

Aber der Mann schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, Herr Assessor — vielleicht ja — aber wohl nicht das, was Sie meinen. Er hat schon vorhin beim Phantasiren allerlei gesprochen, so daß mich ordentlich ein Grausen ankam — Du lieber Gott, wenn nur die Hälfte von alledem wahr ist, dann weiß man ja bald nicht mehr, worauf man sich verlassen soll."

Die beiden Männer verließen das Haus; es war ganz still und ganz dunkel, und es stand kein Stern am Himmel.

— — — — — — — — — — — —

Felix Kern hatte den zu seinen Füßen zusammenbrechenden jungen Menschen aufgehoben und in das Zimmer geführt.

Die nachdrängende Dienerschaft beruhigte er mit der Erklärung, für den Gefangenen einstehen zu wollen; und als der Kutscher vortrat und mit eifriger Miene versicherte, er habe einen Gendarm gesprochen, und dieser habe einen Haftbefehl gegen Joseph Bode wegen Mord in Händen gehabt, da glitt nur ein unsäglich trauriges Lächeln über die Züge des jungen Arztes.

„Er wird nicht entweichen, ich gebe euch die Ver-

ſicherung," ſagte er nochmals, und dann zog er die Thür hinter ſich zu. —

Joſeph hatte die Worte des Kutſchers vernommen. Er ſtand finſter in einem Winkel des Zimmers und hielt die Fäuſte in der Taſche. Und als Felix ſich zu ihm wendete, ſagte er trotzig: „Ich ſollte Ihnen danken, Herr Doktor, denn Sie ſind ſchon einmal gut gegen mich geweſen, und nun haben Sie mir wieder durchgeholfen, denn ſonſt würden die Kanaillen mich ja wohl erwürgt haben. Aber was hilft das Alles; es iſt ja richtig, was ich den ganzen Tag über gefürchtet hatte, die Polizei iſt mir wirklich auf den Ferſen, und nun müſſen Sie mich ausliefern, ob Sie wollen oder nicht."

Felix nickte ernſt. „Sie haben Recht, Joſeph, ausliefern muß ich Sie, denn wir ſtehen Alle unter dem Geſetz. Aber eine Frage möchte ich doch zuvor an Sie richten; wollen Sie mir die beantworten?"

„Was Sie wollen," entgegnete Jener ruhiger.

„Gut. Setzen Sie ſich dorthin. Ich halte Sie nicht für ſchlecht, Joſeph, und ich will Sie deshalb nicht fragen, ob Sie wirklich begangen haben, weſſen man Sie beſchuldigt. Denn ich glaube es nicht. Aber warum laden Sie den Schein auf ſich durch Ihr heimliches Umherſchleichen? Warum ſtellen Sie ſich nicht freiwillig dem Gericht?"

Joſeph Bode blickte finſter vor ſich nieder. Endlich entgegnete er nach einer Pauſe: „Herr Doktor, Sie wiſſen nicht, was es heißt, einen Mörder zum Vater zu haben, und auf der Landſtraße aufgewachſen zu ſein. Das iſt ſo ſchlimm, als wenn man ſelbſt ein Verbrechen begangen hat, oder wenigſtens beinahe ſo ſchlimm. Wenn man gegen Andere keinen Verdacht hat, gegen mich hegt man ihn, und wenn wirklich ein Verdacht auf mich fällt, dann bin ich es auch ſchon geweſen. Ich habe niemals ein Unrecht begangen, Herr Doktor, nicht einmal ein armſeliges Huhn

habe ich gemaust, wenn mich der Hunger plagte, höchstens daß ich meine Hunde prügelte, wenn ich die Menschen hätte prügeln mögen. Und dennoch schlossen die Leute ihr Vieh ein, und ihr Silberzeug, und ihre Kinder, wenn ich wohin kam. Gebettelt habe ich auch nie, und dennoch boten die Leute mir Geld, um mich los zu werden. Und nun mußte Der kommen! Als ich diese Nacht bei Donner und Blitz mit dem alten Manne auf der Schulter — so gut wie mit einer Leiche, Herr Doktor — durch den Wald keuchte, da dachte ich bei mir selbst: ‚Wenn Dich jetzt Jemand sähe, dann würde er denken: da hat Einer Einen erschlagen,' — und wie ich das denke, da springt auch schon Jemand über den Weg in's Gebüsch. Ich habe ihn nicht erkannt, Herr Doktor, aber er konnte mich erkannt haben, denn es blitzte just mordmäßig."

Kern blickte befremdet auf und unterbrach den Sprechenden. „Reden Sie deutlich, Joseph, ich verstehe Sie nicht."

„Ja so," entgegnete Jener, „Sie kennen wohl nicht den Zusammenhang. Also mein Vater hatte gestern den Baron auf Abends acht Uhr auf den Krähenhorst bestellt, weil sie etwas miteinander zu bereden hatten. Was es war, Herr Doktor, das vermag ich nicht zu sagen, es werden wohl alte Geschichten gewesen sein — vielleicht so 'ne Art Abrechnung. Aber ich habe selbst den Zettel schreiben müssen und ihn auch selber in das Schloß gebracht. Als dann der Alte gestern Abend fortgegangen war, und das Gewitter losbrach, da kriegte ich es mit der Angst, und ich dachte mir auch sonst noch Allerlei. Und ich ging deshalb hinterdrein auf den Krähenhorst. Die Mutter hat's nicht gewußt, denn ich schlief im Schuppen bei den Hunden. Wie ich nun hinauf komme, Herr Doktor, da gehen die Blitze immer einer hinter dem anderen über den Fels, und bei ihrem Schein finde ich meinen Vater. Er lag auf dem Rücken wie todt, und ich dachte zuerst,

daß der Blitz es ihm angethan hätte, aber dann sah ich das Blut aus seiner Brust rinnen. Nun, Herr Doktor, wer das gethan hat — ich weiß es nicht, denken Sie sich dabei, was Sie wollen. Zu sehen war Niemand. Natürlich. — Ich nehme also den Alten auf meine Schultern, ich bin ja ein junger kräftiger Kerl, und das Zuchthaus hat bei ihm nicht viel mehr übrig gelassen, als Haut und Knochen. Und unterwegs, wie ich schon sagte, da sprang Einer über den Weg. Der Baron ist es nicht gewesen, also ein Anderer. Und ob der Andere so schweigen wird, wie der Baron es wohl thun würde, das weiß Gott allein. Da habe ich denn den Vater der Mutter gebracht, und die Mutter hatte just ihre böse Zeit — die hat sie allemal, wenn ein Gewitter über den Himmel geht. Aber was dem Vater passirt sei, das hat sie doch so halbwegs begriffen, und sie hat sich hingesetzt, um die Wunde zu kühlen. Es war ein tiefer Stich, und zur Besinnung kam der Alte nicht — vielleicht ist er schon todt. Denn ich bin dann fortgelaufen; die Leute werden ja doch glauben, daß ich ihn erschlagen habe, um die Last los zu werden oder aus irgend einem anderen Grunde. Den ganzen Tag habe ich mich im Walde herumgetrieben, und gegen Abend versteckte ich mich unter der umgefallenen Rindenhütte da oben an der Allee. Ich dachte: ‚Vielleicht triffst Du den Baron, und der Baron wird ja wohl Barmherzigkeit haben, und mir Geld geben, daß ich weiter kann' — ich dachte, er hätte vielleicht Grund, mir Geld zu geben. Ja, Herr Doktor, so elend und heruntergekommen kann der Mensch werden, daß er betteln geht bei Denjenigen, die ihn in das Unglück stürzen. Und in diesem Versteck haben die Leute des Barons mich entdeckt."

Joseph Bode schwieg und kreuzte finster die Arme über die Brust; Doktor Kern aber stand erschüttert vor ihm und suchte nach einem Worte.

Endlich legte er leise seine Hand auf die Schulter des Unglücklichen und sagte: „Ich glaube Ihnen, Joseph, denn wer einen Mord auf dem Gewissen hat, der vermag nicht in dieser erschütternden Weise zu reden. Aber sagen Sie mir Eins! Nimmt es Sie nicht Wunder, daß ich an dieser Stelle vor Ihnen stehe, anstatt des Barons Lutz v. Osten, den Sie gesucht haben?"

Bode schüttelte den Kopf. „Er wird sich vor mir verbergen, Herr Doktor, das ist wohl ganz natürlich. Aber wenn Sie mich doch arretiren müssen — und daran ist wohl nichts mehr zu ändern, dann soll er mir vor Gericht Rede stehen und mir in die Augen blicken —"

„Vor dem ewigen Richter!" entgegnete Kern ernst. „Wenn der Baron v. Osten eine Schuld auf sich geladen hat, dann ist er bereits zur Verantwortung gezogen, denn man hat ihn heute früh am Fuße des Krähenhorstes mit zerschmettertem Schädel aufgefunden."

Da schrie Joseph Bode laut auf und schlug die Hände vor das Gesicht.

Zwölftes Kapitel.

In der letzten Stunde des Tages, ganz nahe vor Mitternacht, betrat der Assessor Rabe in Begleitung seines Aktuars die Zelle, in welcher Klaus Bode untergebracht worden war.

Man hatte den Verwundeten auf ein bequemes Lager gebettet, ein bequemeres wohl, als er seit fünfundzwanzig Jahren besessen hatte, und man sah ihm an, wie wohl er sich darauf fühlte.

Er war vollkommen bei Besinnung und schien keine Schmerzen zu empfinden, aber jener hippokratische Zug, den die erste Berührung des Todes auf ein menschliches Antlitz zeichnet, lag schon auf den eingesunkenen Wangen, und seine Stimme war so leise, daß der Richter sich nahe

an das Lager ſetzen mußte. Im Hintergrund der engen Zelle nahm der Protokollführer an einem kleinen Tiſche Platz und legte, halb ſchläfrig, halb mit ſeinen Gedanken noch an dem unterbrochenen Abendſchoppen hängend, einige Bogen Papier zurecht.

Was ſollte denn da auch Wichtiges zu Tage kommen? Ein Geſtändniß, deſſen Inhalt man doch ſchon im Voraus wußte, und das nicht einmal mehr von Belang war, denn der, deſſen Lippen es ablegen wollten, konnte nicht mehr von einem irdiſchen Richter gerichtet werden, ſpäteſtens morgen ſtand er ſchon vor einem anderen.

Und der Aktuar ſchüttelte ſich leiſe bei dieſem Gedanken. —

„Iſt das Gericht richtig beiſammen?“ frug Bode, und und als der Aſſeſſor bejahte, fuhr er fort: „Laſſen Sie Alles genau aufſchreiben, Herr Aſſeſſor, es iſt Alles von Wichtigkeit. Ich will ein Geſtändniß ablegen, das weit genug zurückgeht, um viele Bogen zu füllen, und es wird wohl anders kommen, als Sie denken. Ich könnte auch ſchweigen, aber um eines Menſchen willen vermag ich es nicht über mich zu bringen, denn dieſer Eine iſt gut gegen mich geweſen. Und mit der einen Sache hängt alles Andere zuſammen. Ich werde nicht lügen, Herr Aſſeſſor, denn ich weiß, daß ich ſterben muß, und dann lügt man nicht mehr.

Alſo zunächſt das Eine. Ich habe den Baron nicht umgebracht, und es hat Keiner ihn umgebracht — das war ein Unglück, oder eine Strafe Gottes — und der Baron hat mir dieſe Wunde, an der ich jetzt ſterben muß, auch nicht beigebracht, das hat ein Anderer gethan.

Ein Anderer — ſo, haben Sie das niedergeſchrieben? Gut, und nun will ich erzählen — aus der Zeit, die nun fünfundzwanzig Jahre zurückliegt. Alſo damals war ich ein junger Kerl, und mit der Martha ſeit einem Jahre

verheirathet. Ungefähr so lange, wie der Baron v. Osten mit der Tochter des — nun ja, Herr Assessor, nennen muß ich den Namen ja doch, also mit der Tochter des Kaufmanns Heidrich, meines früheren Herrn.

Ich war mit dem Alten auseinander gekommen, Herr Assessor; just nicht im Schlimmsten, aber noch weniger im Guten, denn er war ein strenger Herr und er hatte seinen eigenen Willen.

Meine Richter haben später geglaubt, daß ich ihn um deswillen erschlagen hätte, gerade als ob der Mensch ein Hund wäre, den man todtschießt, wenn er beißt — und ich habe sie dann auch bei dem Glauben gelassen; es rettete mir zum wenigsten meinen Kopf.

Also um die Zeit war's; der Herr Baron hatte mich in seine Dienste genommen, und ich schlief für gewöhnlich in der kleinen Hütte, die ich mir damals zusammengeschlagen hatte; Sie kennen ja das elende Wrack. Es war wegen der Holzdiebe, daß ich denen besser aufpassen konnte. Meine eigentliche Wohnung hatte ich unten in der Stadt, aber da kam ich selten genug hin.

Meine Frau hatte das Hebammengewerbe gelernt und kam auch ein paarmal hinauf in das Schloß, denn die junge gnädige Frau sah ihrer schweren Stunde entgegen, und wenn sie dann ein paar Worte mit mir wechselte, dann wußte sie nicht genug zu rühmen, wie gut die gnädige Frau zu ihr sei, und wie sie sich Beide miteinander getröstet hätten, denn mit meiner Frau stand es just ebenso, und man konnte wohl berechnen, daß sie ungefähr zu gleicher Zeit niederkommen würden. Das gibt dann wohl so 'ne Art Freundschaft, Herr Assessor.

Gut also, 's war an einem Abend im Sommer vor fünfundzwanzig Jahren. Ich war mit meiner Arbeit zu Stand gekommen, saß in meiner Hütte und kochte mir den Kaffee zum Abendbrod. Da kommt der Baron herein.

Die Flinte hatte er auf dem Rücken und die Jagdpfeife im Munde, und er ſagte: ‚Klaus, gib mir 'mal Feuer, die Pfeife iſt mir ausgegangen.‘

Na, das that ich denn, und dann meinte er, wenn mein Kaffee fertig ſei, dann ſolle ich ihm auch eine Schale voll davon geben, er ſei müde geworden von der Jagd. Jawohl, Herr Aſſeſſor, ſo war er damals, er konnte ganz freundlich reden mit einem geringen Manne, das heißt, wenn er 'was von ihm wollte. Da ſitzt alſo der Herr Baron mir gegenüber auf 'nem Holzkloben, raucht ſeine Pfeife und ſieht mich an. Und dann ſagt er plötzlich: ‚Klaus, nun werden wir bald alle Beide Väter ſein — Du und ich, Klaus.‘

‚Wie Gott will, Herr Baron,‘ ſag' ich.

Und er darauf: ‚Jawohl — hm. Was meinſt Du, Klaus, wenn ich von jetzt ab Deine Frau zu mir in das Schloß nähme? Meine Frau hat ſich ſo ſehr an ſie gewöhnt und will niemand anders um ſich haben. In Hegenau iſt ja noch eine Hebamme, und was Deiner Frau an Verdienſt abgeht, das will ich euch reichlich erſetzen. Viel ſchaffen kann ſie ohnehin nicht mehr in ihrem Zuſtande.‘

‚Wenn meine Frau damit einverſtanden iſt, Herr Baron,‘ entgegne ich, ‚warum nicht? Das iſt Weiberſache.‘

Da kam dann eine kleine Pauſe, und ich nahm indeſſen den Kaffeekeſſel vom Feuer.

‚Klaus,‘ ſagt darauf wieder der Baron, und es kommt ſo ſonderbar beklemmt heraus, ‚Du möchteſt wohl gerne einen Jungen haben, was?‘

‚Nu, Herr Baron,‘ entgegnete ich, ‚Jungens haben beſſere Fäuſte, aber wie Gott will —‘

Da wurde er ordentlich wild.

‚So laß doch Dein ewiges dummes: wie Gott will,

ich denke, Du bist gescheidt, Klaus. Natürlich, jeder ordentliche Kerl will zuerst einen Jungen haben, aber ich, Klaus, ich kann nur ein Mädchen brauchen. Es ist von wegen einem Testament, davon verstehst Du nichts.'

Und dann schlug er mich auf die Schulter, Herr Assessor, und sagte lachend: ‚Klaus, wenn meine Frau einen Jungen kriegt, und Deine Frau ein Mädel, wollen wir dann tauschen, Klaus?'

Herr, das Lachen kam nicht vom Herzen, und es fuhr mir in's Gebein. Ich habe wohl ganz ernst und schweigend d'reingeschaut, denn der Baron wurde auch ganz ernst und fuhr fort: ‚Das ist kein Spaß von mir, Klaus, und es steht auch Strafe darauf. Aber Du und Deine Frau, ihr sollt das nicht umsonst thun. Wenn es wirklich so kommt, und wenn die Sache glückt, dann kriegt ihr zehntausend Thaler — zehntausend Thaler, Klaus. Und dann bedenke noch Eines. Wenn ihr ein Mädel kriegt, was soll dann aus dem Ding werden? Ein armes Wurm, das sein Lebtag gestoßen und geschunden wird. Aber als mein Kind wird es in Reichthum und Ueberfluß aufwachsen, und ihr könnt es jeden Tag vor Augen haben, und könnt euch jeden Tag daran freuen. Klaus, hüpft Dir nicht das Herz bei dem Gedanken?'

Ja, Herr Assessor, es hüpfte mir wohl, aber vor Angst und Entsetzen.

Und dann sagte ich: ‚Wenn Alles so käme, Herr Baron, haben Sie dann auch bedacht, was alsdann aus Ihrem Sohne wird?'

Da legte der Baron seine Hände über den Lauf der Flinte und sah mich mit einem Blick an, so grausam und kalt, daß ich ihn niemals wieder vergessen habe.

‚Schweig,' sagte er dann endlich, ‚was geht es Dich an, wenn ich mein eigenes Fleisch und Blut verleugnen will?'

Da, Herr Assessor, kriegte ich es mit der gräulichen

Angſt. Das war kein Menſch mehr, das war ein Teufel, und der Teufel verſteht es, unſere arme Seele zu nehmen.

Ich war dann auch ganz ſtill und ſtammelte nur etwas von meiner Frau, und von der gnädigen Frau, und was die dazu ſagen würden.

‚Deine Frau iſt es zufrieden,‘ entgegnete der Baron kurz, ‚ich habe bereits mit ihr geredet. Und was meine Frau betrifft, ſo laß das meine Sorge ſein. Nöthigenfalls —‘

Den Reſt ſeiner Worte habe ich nicht mehr verſtanden, Herr Aſſeſſor. Denn der Herr Baron hing ſeine Flinte um und ging nach der Thür. Dort drehte er ſich noch einmal um und ſagte mit einem böſen, finſteren Blick: ‚Wir wollen hoffen, Klaus, daß Alles gut geht, und daß wir nicht nöthig haben, dem Schickſal in das Handwerk zu pfuſchen. Leer ſollſt Du dann auch nicht ausgehen, aber das Eine magſt Du Dir merken: wenn von dem, was heute Abend hier verhandelt wurde, ein einziges Wort über Deine Lippen kommt, ſo wahr dieſes Gewehr geladen iſt, Klaus Bode, ſo wahr iſt ſeine Kugel für Dich!‘

Und dann iſt er gegangen, Herr Aſſeſſor.“

Der Kranke machte eine Pauſe und bat um ein Glas Waſſer. Die Lebendigkeit, mit der er trotz ſeines Zuſtandes jene weit zurückliegende Scene ſchilderte, bewies zur Genüge, wie tief ſie ſich ſeinem Geiſte eingeprägt hatte, und welchen dämoniſchen Einfluß der Baron auf den einfachen Mann ausgeübt haben mußte.

Aber als er nun wieder zu reden anhub, da klang ſeine Stimme unendlich müde.

„So iſt die Martha dann in dem Schloſſe zu Griesheim eingezogen, Herr Aſſeſſor.

In einem Thurmgemach, deſſen Fenſter nach der Tannenallee gehen, hat die gnädige Frau ihr Schlafzimmer gehabt, und in einem kleinen angrenzenden Raume hat

meine Frau ihr Bett aufgeschlagen. Es ist sonst Keiner zu den Beiden gekommen, und auch ich wurde nicht mehr zu meiner Frau gelassen.

Und dort ist es dann geschehen, Herr Assessor.

Ich kenne nicht die näheren Umstände, denn ich bin ja nicht dabei gewesen; aber die Niederkunft der beiden Frauen ist in einer und derselben Nacht erfolgt. In einer schweren Gewitternacht, Herr Assessor, just wie die letzte eine war. Die Baronin ist die erste gewesen, und meine Frau hat ihr noch hilfreiche Hand geleistet — dann — nun, Herr Assessor, die Anstrengung und die Aufregung, Sie wissen ja, wie das geht, und es ist am Ende nichts Wunderbares dabei.

Am andern Morgen kriege ich einen Boten, ich sollte auf's Schloß kommen, meine Frau hätte einen Jungen; und der Bote fügt auch gleich aus eigenem Antrieb hinzu, daß die gnädige Frau todt sei, und daß sie einem Mädchen das Leben gegeben habe.

Herr, da schlotterten mir die Kniee!

Und wie ich heraufkomme, führt man mich in die Kammer neben dem Thurmgemach.

Die Baronin ist schon in dem großen Saale aufgebahrt gewesen, und in dem Thurmgemach nebenan höre ich eine Frauenstimme ein Wiegenlied singen.

Mein Frau liegt im Bett, und hat das Kind im Arm.

Ich setze mich auf einen Stuhl und sehe ihr in die Augen. ‚Martha,' sage ich, ‚ist das unser Kind?'

Da wendet sie den Kopf zur Seite und blickt an die Wand. ‚Er wird mein Kind halten wie sein eigenes,' sagt sie mit sonderbarer Stimme, und da habe ich gewußt, Herr Assessor, daß ein Verbrechen vor sich gegangen war.

Ich habe das fremde Kind nicht mit meinen Händen angerührt, und das erste Mal, wo es geschah, das war

fünfundzwanzig Jahre ſpäter, und ich ſaß als ein alter verſtoßener Mann am Rande eines Waſſers und wollte hinunter in das Waſſer, und ſeine Hände haben mich gehalten — —

Unſer Herrgott ſpielt ein wunderbares Spiel, Herr Aſſeſſor. — —

Aber wenn man einen Schritt gethan hat, dann kommen die anderen von ſelber, und das Schlimmſte habe ich noch zu berichten.

Außer meiner Frau und dem Baron hat nur noch Einer um die Sache gewußt, und das iſt der Kammerdiener Schwartz geweſen. Vielleicht hat er ſogar den Anſtifter gemacht, genau weiß ich das freilich nicht, aber hören Sie nur weiter. Ich durfte den Tag über bei meiner Frau bleiben, und am Abend kommt der alte Heidrich. Er hat wohl noch einmal ſein Kind ſehen wollen, und da iſt es nebenan in dem Thurmgemach lebhaft zugegangen. Ich habe nur einzelne Worte gehört, und der Alte redet von einem Teſtament, das er umſtoßen werde, und von einem Wechſelbalg, und von den Gerichten.

Und dann iſt er auf und davon.

Meine Frau hat im Fieberſchlaf gelegen und nichts davon vernommen, mir aber geht es kalt über den Leib, und wie ich in das Thurmgemach trete, da ſteht der Baron mit ſeinem Kammerdiener, und die Beiden ſind ſo blaß wie die gekalkte Wand.

‚Alles umſonſt,‘ ſagt der Baron, und der Schwartz flucht und redet was von einer Wildhütte, und daß man ſie belauſcht haben müſſe.

Und dann ſehen ſie ſich Beide an, und der Baron ſagte: ‚Es geht nicht wohl anders, Jakob, Du mußt es thun.‘

Und der Jakob Schwartz deutet auf mich und ſagt: ‚Der muß es thun, der ſteckt mit in der Schlinge.‘

Und dann tritt der Baron auf mich zu und packt mich hart am Arm.

‚Klaus,‘ sagte er, ‚Dein früherer Herr hat Wind von der verfluchten Geschichte, und nun geht er hin, und zeigt sie an, und wir kommen Alle in's Zuchthaus — Klaus, es ist Nacht, und der Alte kann noch nicht weit gegangen sein.‘

Herr, da ist die Angst über mich gekommen, und die Wuth und der Satan. Und ich bin hinausgelaufen in die Nacht, immer die Allee hinauf, ohne Besinnung. —

Sie kennen ja das Steinkreuz neben der Hütte, und die Hütte ist nun eingestürzt.

Da hat man den alten Herrn am folgenden Morgen gefunden, und es ist kein Todtschlag gewesen, es war ein Mord, und ich habe ihn begangen. Aber angestiftet haben mich die Anderen, die Zwei — — —

Lesen Sie die Akten, Herr Assessor, da steht es d'rin, wie sie mich herauskriegten, und wie sie mich verhörten, und wie Alles gegen mich zeugte. Und wie ich das Märchen spann von dem zufälligen Zusammentreffen mit Heidrich, und von dem Streit. Es kam mir zu Gute, daß Alle wußten, wie ich von meinem früheren Herrn weggejagt worden war. ‚O, Herr Assessor, es brannte mir oft auf der Zunge, Alles zu bekennen, aber dann kam meine Frau mit herein, und vor allen Dingen, aus dem bloßen Todtschlag wurde ein Mord mit Vorsatz und Ueberlegung, und dann ging es um meinen Hals. Man lernt im Gefängniß sein Strafgesetzbuch, und den Hals haben wir Alle lieb, auch wenn er zu nix weiter nutzt, als daß man einen Strick darum legt.

So kriegte ich dann mein Lebenslänglich, und ich sehe Ihnen die Frage an, Herr Assessor, Sie meinen, nun hätte ich ja wohl reden können, denn wenn man einmal sein Urtheil weg hat, dann kann nachher nichts dazu gethan und nichts davon abgethan werden.

Aber die Hoffnung, Herr. Ich konnte ja doch vielleicht 'mal begnadigt werden, wenn man aber erfuhr, daß ich eigentlich nach dem Geſetze den Tod verdient hatte, dann hatte ich zum letzten Male die Außenwelt geſeh'n, dann war es mit der Begnadigung nichts. Und dann die Martha, Herr Aſſeſſor, und — ja freilich, auch das Kind. Wenn doch nichts mehr geändert werden konnte, ſo war es doch beſſer, als Kind eines vornehmen Herrn aufzuwachſen, denn als Kind eines Mörders und Zuchthäuslers.

So hab' ich denn geſchwiegen fünfundzwanzig Jahre hindurch, und als ich dann herauskam, würde ich auch länger geſchwiegen haben.

Der Baron war freilich anderer Anſicht, er mochte denken, daß nun die Erpreſſungen losgehen würden, und darum ſuchte er mit mir zuſammen zu kommen, und er hat wohl die Abſicht gehabt, mich nach Amerika zu ſchaffen.

Vielleicht auch dahin, Herr Aſſeſſor, wo man überhaupt nicht mehr ſpricht. Denn nun komme ich auf die letzte Nacht.

Der Baron war während meiner Abweſenheit bei der Martha geweſen, und hatte um Vermittelung einer Zuſammenkunft gebeten. Und die Martha hatte es mir wieder geſagt. Sie iſt ja nicht ganz irr, ſondern ſie hat es nur dann und wann mit dem böſen Weſen, ſchon ſeit dem erſten Wochenbettfieber.

Gut alſo, ich beſtelle den Herrn Baron auf den Krähenhorſt, und da ſind wir denn auch geſtern Abend zuſammengetroffen. Er kam allein, wie ich verlangt hatte, aber ob er wirklich allein geweſen iſt, das weiß ich nicht, möglich iſt es ſchon, daß er ſeinen Genoſſen, den Schwartz, mitgebracht und in der Nähe verſteckt hatte.

Möglich auch, daß der Kammerdiener ſeinem Herrn nachgeſchlichen iſt.

Aber so kam es, Herr Assessor, bei Gott dem Allmächtigen!

Der Baron und ich, wir geriethen miteinander in Streit, und zuletzt drohte ich ihm, daß ich den ganzen Handel anzeigen werde, einzig und allein, damit der Joseph wieder zu seinem Rechte käme, denn der Joseph ist kein Lump wie die Anderen, und der Joseph hat mich von der Landstraße aufgelesen, wie ich elend war.

Wir standen einander gegenüber, als ich damit drohte, und der Baron hob gegen mich die Hand. Dicht neben uns war der Abgrund, Herr Assessor. Ich hob auch die Hand, aber angefaßt habe ich ihn nicht, das hat unser Herrgott selbst gethan, und er hat mir vielleicht ein neues Verbrechen erspart.

Denn die Blitze gingen über uns, und einer fuhr dicht neben uns herunter.

Getroffen hat er Keinen von uns, aber der Baron taumelt zurück und dann greift er mit den Händen in die Luft. Ratsch, da ging es hinunter, und von unten hörte ich das Aufschlagen seines Körpers, und dann war Alles stille.

Und wie ich so stehe, Herr Assessor, und mich an die Stirn fasse und mich frage: ‚Hast Du ihn auch nicht angerührt?' da kommt es mit Geröll von oben herunter, vom Berg. Das war Einer, und das war der Schwartz. Angepackt hat er mich und gesagt: ‚Hinterdrein mußt Du —' Ganz leise hat er es gesagt, so zwischen den Zähnen. Und da ist es um's Leben gegangen.

Ich habe ihn schon ganz nahe am Rande gehabt, und dann weiß ich nichts mehr — der Stich, Herr Assessor — —"

Die Feder des Protokollführers ging immer langsamer über das Papier, und Klaus Bode redete immer mühsamer. Dann raffte er sich noch einmal mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte zusammen.

„Mir alleine glauben Sie nicht, Herr Assessor, ich weiß

das recht wohl. Aber wenn Sie meine Frau fragen wollen, dann wird sie Ihnen Alles bestätigen. Ich möchte ohnehin die Martha gerne noch einmal sehen, wir sind ja doch vom Pfarrer zusammengethan worden." — — —

Es ging schon gegen den Morgen, als Martha Bode zu dem sterbenden Manne geführt wurde.

Er konnte sie nicht mehr erkennen, und wenn es dennoch der Fall war, so malte sich doch auf seinen Zügen eine gewisse Gleichgiltigkeit, die nichts mehr mit den irdischen Dingen zu thun haben mag.

Als ihr aber das Protokoll vorgelesen wurde, da nickte sie immer ganz still mit dem Kopf und warf nur einen scheuen Blick seitwärts, als der Thatsache Erwähnung geschah, daß Klaus Bode von dem Baron zum Morde angestiftet worden sei.

„Es ist Alles richtig," sagte sie dann tonlos, „nur das Eine wußte ich nicht. Ich bitte Sie, meine Herren, führen Sie mich wieder in meine Zelle zurück — mir graut vor alledem."

— — — — — — — — — — — —

Noch in derselbigen Nacht, oder vielmehr mit dem ersten Morgengrauen wurde Jakob Schwartz in Haft genommen und legte ein umfassendes Geständniß ab, welches ebenfalls die Angaben Klaus Bode's bestätigte.

Der Letztere war inzwischen gestorben, aber sein Mörder wartete nicht ab, ob man ihm seinem Opfer nachsenden werde, sondern griff der Gerechtigkeit vor.

Und an dem selbigen Tage, wo man ihn in seiner Zelle erhängt vorfand, erhielt der Assessor Rabe ein amtliches Schreiben, nach dessen Einsichtnahme er Felix Kern zu sich bescheiden ließ.

„Du mußt irgendwo einen unbekannten Wohlthäter sitzen haben," sagte er zu seinem Freunde in seiner sarkastischen Weise; „das Gericht erhält soeben aus einem ungarischen Komitat — der Kukuk soll den Namen behalten —

die Mittheilung, daß in einem gewissen Kloster ein gewisser Mönch Namens Pater Anselmo verstorben sei, und Dich, den Dr. med. Felix Kern, zu seinem Universalerben eingesetzt habe. Ich habe stets geglaubt, daß in solchen Fällen die Kirche der Erbe sei, aber das Schreiben betont ausdrücklich, daß die Regeln des Ordens eine Ausnahme für den Fall gestatten, daß das Vermögen sich außerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie befinde. Dies muß nun wohl der Fall sein, aber die näheren Angaben fehlen, und wir werden wegen des Weiteren an das Auswärtige Amt verwiesen. Ich wünsche Dir Glück, dafern der Nachlaß in mehr besteht, als in einer Kutte und einem Rosenkranz."

* * *

Und seit jenen Tagen ist ein Jahr verflossen.

Felix Kern und Wanda — nicht mehr Wanda v. Osten und auch nicht mehr Wanda Bode, sondern Frau Doktor Kern — haben Deutschland verlassen und sind nach Wien verzogen, wo Kern mit der ihm durch Erbe zugefallenen Hälfte des Heidrich'schen Vermögens sich eine neue und behagliche Existenz gegründet hat.

Schloß Griesheim ist verkauft worden, und die Leute erzählen, daß der neu aufgetauchte und von den Gerichten anerkannte Erbe des Baron Lutz v. Osten als Farmer im Fernen Westen Amerika's lebe und seinen bisherigen Namen Joseph Bode dort weiterführe.

Es ist ein Gerücht, und Keiner vermag es zu bestätigen, denn auch Martha Bode schläft unter dem Rasen, und wir hoffen, daß die ewige Gerechtigkeit mit der Sühne eines langen umnachteten Lebens die Wagschale der Schuld aufgewogen und das Zünglein gerade gerichtet hat.

Und wie das Gras über ihren einsamen Grabhügel wächst, so wächst es über die Erinnerung der Lebenden.

Ende.

Die Sünden der Väter.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Es war sechs Uhr Nachmittags. Der Rechtsanwalt Doktor Hermann Arndt hatte den letzten seiner Klienten entlassen, und mit einem tiefen Athemzuge, der fast wie ein schmerzliches Aufseufzen klang, legte er das Aktenbündel, in welchem er bei der Besprechung geblättert hatte, in ein Fach des hohen Repositoriums zu seiner Linken. Dann zog er an der Glockenschnur, die neben dem einfachen, altväterischen Schreibtisch herabhing, und als gleich darauf das hagere Kanzlistengesicht des grauhaarigen Bureauvorstehers in der Thüröffnung erschien, wandte er sich ihm mit der Frage zu: „Sind die Sachen, die mit der Abendpost fortgehen sollen, schon fertig, Ahlers?"

„Jawohl, Herr Doktor, es ist Alles erledigt, und ich wollte die Schriftstücke dem Herrn Rechtsanwalt Dobriner zur Unterzeichnung vorlegen."

„Das ist nicht nöthig; ich wünsche die Unterschriften heute selbst zu geben. Bringen Sie mir die Sachen herein!"

Das hagere Gesicht verschwand, und eine Minute später schob sich die ganze schmalbrüstige Gestalt in das Zimmer,

um einen kleinen Stoß von Briefen und Aktenstücken auf dem Schreibtisch des Anwalts niederzulegen.

„Aber es ist gerade heute sehr viel," meinte der alte Kanzlist mit jener bescheidenen Vertraulichkeit, wie sie sich wohl in jahrzehntelangem Verkehr zwischen einem humanen Brodherrn und seinen Untergebenen herausbildet. „Wollen Sie sich wirklich selbst die große Arbeit machen?"

„Es wird mich nicht umbringen, Ahlers. Ich werde klingeln, wenn ich mit der Durchsicht und den Unterschriften fertig bin. Jetzt aber bitten Sie Herrn Rechtsanwalt Dobriner in meinem Namen, sich sobald als möglich hierher zu bemühen."

Er beugte sich über eines der umfangreicheren Schriftstücke, um mit der Prüfung desselben zu beginnen, und wie er sein Gesicht dabei in den Lichtkreis der Arbeitslampe brachte, trat der Ausdruck des Kummers, der in den ernsten Zügen desselben lag, unverkennbar hervor.

Doktor Hermann Arndt war wenig mehr als fünfzig Jahre alt, aber in sein dunkles Haupthaar wie in seinen lang herabwallenden Vollbart mischten sich bereits so viele graue Fäden und in seinem Antlitz waren so viele anscheinend durch schweres körperliches Leiden eingezeichnete Furchen und Falten, daß man ihn recht wohl für einen Sechziger halten konnte. Und er sah noch älter und hinfälliger aus in dem Augenblick, da auf der Schwelle der mit einigem Ungestüm geöffneten Thür die stattliche elastische Gestalt seines Socius, des jungen Rechtsanwalts Paul Dobriner, erschien. In seinem eleganten, modischen Anzug, mit der dampfenden Cigarre im Munde und mit einem lustigen Lächeln auf dem hübschen, intelligenten Gesicht, bildete Dobriner vom Kopf bis zu den Füßen den auffälligsten Gegensatz zu seinem ergrauenden Kollegen. Und es war denn auch etwas von selbstbewußter Ueberlegenheit in dem Blick, welchen der Eintretende über den gebeugten

Mann an dem altväteriſchen Schreibtiſch dahinſtreifen ließ.

„Ihr habt mich rufen laſſen, mein Fürſt und Gebieter! Was ſteht Euch zu Befehl?“ fragte er mit angenommenem Pathos von der Thüre her.

Aber der Doktor ging nicht auf den ſcherzhaften Ton ein, ſondern er ſagte, das Geſicht nur halb zu Dobriner umwendend, mit tiefem Ernſt: „Ich bitte Sie, näher zu treten. Die Schreiber im Vorzimmer brauchen nicht zu hören, was wir miteinander zu beſprechen haben.“

„Ah! Handelt es ſich um ſo große Dinge? Haben Sie einen recht fetten Prozeß für uns gefiſcht, liebſter Doktor?“

Schweigend deutete der Andere auf den Platz, den ſonſt ſeine Klienten einzunehmen pflegten. In läſſiger Haltung warf ſich Dobriner auf den Stuhl, die Hände in den Taſchen ſeiner Beinkleider und die Cigarre noch immer zwiſchen den Zähnen.

„Ich harre mit Spannung der Enthüllungen, welche Sie mir zu machen haben,“ meinte er, da der Doktor ſekundenlang ſtumm vor ſich hinſtarrte, „es wird doch am Ende nicht gar etwas Unangenehmes ſein?“

Da wandte ihm Arndt zum erſten Male voll ſein Geſicht zu, und es war etwas in ſeinen großen, klarblickenden Augen, das die lächelnde Miene Dobriner's jäh verwandelte.

„Etwas ſehr Unangenehmes, wie ich fürchte! Sie werden die Güte haben, mir einige Fragen zu beantworten, Herr Rechtsanwalt.“

Dobriner hatte unwillkürlich die Hände aus den Taſchen gezogen und eine andere Haltung angenommen. Aber wenn der ſeltſame Beginn des Geſpräches ihn für einen Moment mit Beſtürzung erfüllt hatte, ſo war er derſelben jedenfalls ſofort wieder vollſtändig Herr geworden.

„Mit Vergnügen, verehrter Kollege,“ ſagte er heiter;

„bin ich denn jemals die Antwort schuldig geblieben auf Ihre Fragen?“

„Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen vor beiläufig drei Monaten sagte, wir dürften fortan nie mehr die Vertretung des angeblichen Rentiers August Eibenschütz in Berlin übernehmen, weil sich im Verlaufe des Prozesses, welchen wir damals für ihn führten, herausgestellt hatte, daß Eibenschütz unter der Maske eines harmlosen Biedermannes die schändlichsten und gemeingefährlichsten Wuchergeschäfte betreibt? Erinnern Sie sich dessen noch, Herr Dobriner?“

„Allerdings. Aber Sie werden mir auch zugeben, Verehrtester, daß ich mich schon damals mit Ihren allzu strengen Ansichten nicht ganz einverstanden erklären konnte.“

„Das ist möglich — aber Sie erhielten dadurch nicht die Berechtigung, gegen meinen ausdrücklich kundgegebenen Willen und hinter meinem Rücken abermals einen Auftrag von jenem Menschen anzunehmen. Ist Ihnen denn nicht zum Bewußtsein gekommen, wie schmählich Sie mein Vertrauen mißbrauchten, indem Sie meinen Namen ohne mein Vorwissen unter die Aktenstücke einer schmutzigen Prozeßsache setzten?“

„Offen gestanden — nein,“ erwiederte Dobriner vollkommen unbefangen. „Es ist ja richtig, daß ich mich gegen die Bestimmungen unseres Gesellschaftsvertrages vergangen habe, indem ich Ihnen die Uebernahme des Mandats vorläufig noch verschwieg. Aber ich that es lediglich aus schonender Rücksichtnahme auf Ihr allzu zärtliches Gewissen, und ich meinte Ihrer Verzeihung gewiß zu sein, sobald ich in der angenehmen Lage wäre, Ihnen eine Kostenrechnung von etwa zweitausend Mark zur Beglaubigung vorzulegen.“

„Wann habe ich Ihnen Gelegenheit gegeben, so erbärmlich von mir zu denken?“ fragte der Doktor streng, und seine gebeugte Gestalt schien sich höher aufzurichten.

„Wie konnten Sie darauf rechnen, jemals meine Zustimmung zu erlangen zu einer Handlung, durch welche meine Anwaltsehre besudelt wird! — Aber freilich, ich muß wohl glauben, daß Sie keine Empfindung für derartige Dinge haben, denn dieser Mißbrauch meines Vertrauens ist ja das Schlimmste nicht, was Sie gethan haben."

Mit entrüsteter Miene erhob sich Dobriner von seinem Stuhl. „Ich muß doch bitten, Herr Doktor! — Soll hier etwa die Generalprobe zu einer Strafgerichtsverhandlung abgehalten werden?"

„Vielleicht! Und Sie dürften triftigen Anlaß haben, mir dankbar zu sein, wenn ich es bei dieser Generalprobe bewenden lasse!"

„Aber das ist unerhört! Sie mißbrauchen die Rechte eines väterlichen Freundes und eines Mannes, dem ich für viele Gutthaten verpflichtet bin. Ich muß Sie in vollem Ernst um eine nähere Erklärung bitten."

„Ich denke nicht daran, sie Ihnen vorzuenthalten. Sie haben sich der Unterschlagung einer Summe von elftausend Mark schuldig gemacht, Herr Rechtsanwalt Dobriner."

Der Doktor hatte seine Stimme nicht erhoben, während er die furchtbare Anklage gegen den Anderen schleuderte, und nicht der heilige Zorn des strafenden Richters, sondern vielmehr eine tiefe Bekümmerniß war auf seinem Gesicht. Aber daneben war auf diesem Gesicht auch etwas, das dem Angeschuldigten schrecklicher erscheinen mußte, als der Ausdruck einer flammenden Entrüstung.

Wenigstens war aus den blühenden Wangen des jungen Rechtsanwalts plötzlich alle Farbe gewichen, und sein Versuch, auch jetzt noch die Haltung eines unverdient in seiner Ehre gekränkten Mannes zu bewahren, hätte keinen Menschenkenner mehr zu täuschen vermocht.

„Sie werden mir Rechenschaft geben für diese Beschimpfung," stammelte er. „Wo — wo sind Ihre Beweise?"

„Hier," erwiederte Doktor Arndt, indem er ein Fach seines Schreibtisches öffnete und demselben einige obenauf liegende Papiere entnahm. „Unser Klient, der Graf Jenison in Wien, hat durch einen Zufall erfahren, daß der hiesige Kaufmann Geßler, welcher zur Zahlung von dreißigtausend Mark an den Grafen rechtskräftig verurtheilt ist, von dieser Summe bereits vor mehr als zwei Monaten elftausend Mark an uns gezahlt hat, während dem Grafen Jenison noch vor vierzehn Tagen dieses unzweifelhaft von Ihrer Hand herrührende Schreiben zuging, in welchem Sie ihm mittheilen, daß Geßler gänzlich zahlungsunfähig sei, und daß wir ihm, weil alle Zwangsmaßregeln aussichtslos wären, auf seine Bitte eine weitere Frist von sechs Monaten gewährt hätten. In dem Glauben, daß es sich hier nur um ein Mißverständniß handeln könne, habe ich mich darauf mit Geßler in Verbindung gesetzt. Aber der Mann ist bereit, zu beschwören, daß er die elftausend Mark hier in Ihrem Bureau an Sie gezahlt hat, und die Quittung, welche er mir vorlegte, trägt unverkennbar Ihre Schriftzüge. Was können Sie mir darauf zu Ihrer Rechtfertigung erwiedern, Herr Dobriner?"

Ohne sich von der Stelle zu rühren, doch mit fest zusammengepreßten Lippen und fieberhaft glänzenden Augen hatte der Beschuldigte der Auseinandersetzung des Doktors zugehört. Nun, da sich die ernsten, klaren Augen mit ihrem schmerzlich anklagenden Blick wieder auf ihn richteten, warf er den Kopf in den Nacken und rief mit einem heiseren Auflachen: „Eine regelrechte Untersuchung also, die Sie da hinter meinem Rücken angestellt haben! Ich wußte bisher in der That nicht, daß ich unter Polizeiaufsicht stände. Was ich zu meiner Rechtfertigung zu sagen habe? — Nun, vorausgesetzt, daß die von Ihnen ermittelten angeblichen Thatsachen richtig sind, was ich in diesem Augenblick weder bestreiten noch zugeben kann, so habe ich mich einfach einer

Vergeßlichkeit ſchuldig gemacht, die bei der Ueberlaſt meiner Geſchäfte wohl zu verzeihen iſt. Vermuthlich hatte ich damals keine Gelegenheit, die elftauſend Mark ſogleich dem Ahlers zu übergeben — ich werde ſie darum in irgend ein Fach meines Schreibtiſches gelegt und ihr Daſein ſpäter vergeſſen haben. Sollte Ihnen in Ihrer Praxis wirklich niemals etwas Aehnliches zugeſtoßen ſein, Herr Doktor?“

„Nein! Aber ich bin gern bereit, Sie wegen meines unwürdigen Verdachts um Vergebung zu bitten, wenn Sie mir den Beweis erbringen können, daß ich in meinen Schlüſſen zu voreilig geweſen bin. Haben Sie die Summe damals in Ihren Schreibtiſch gelegt, ſo muß ſie ſich auch jetzt noch darin befinden. Es wird Ihnen alſo keine Schwierigkeiten machen, ſie mir innerhalb der nächſten fünf Minuten zu übergeben.“

Dobriner ſtieß etwas Unverſtändliches zwiſchen den zuſammengepreßten Zähnen hervor, und nach kurzem Zaudern wandte er ſich wirklich zum Gehen, wie wenn er dem Verlangen des Doktors Genüge thun wollte. Aber er hatte die Thür noch nicht erreicht, als er wieder Kehrt machte und mit einigen raſchen Schritten hart vor Arndt hintrat. Der Ausdruck ſeines Geſichts hatte ſich vollſtändig verändert. An die Stelle des beleidigten Stolzes war eine tiefe Zerknirſchung getreten, und ſein hübſcher Kopf ſank demüthig wie unter der Laſt einer aufrichtigen Reue auf die Bruſt herab.

„Nein,“ ſagte er mit zitternder Stimme, „jedem Anderen könnte ich vielleicht eine Komödie vorſpielen — Ihnen nicht! Nicht einmal um den Preis meiner Rettung vermag ich Sie zu belügen. Ja, ich habe gethan, weſſen Sie mich anklagen, und wenn es Ihnen angemeſſen erſcheint, meine Handlungsweiſe mit einer ſo harten Bezeichnung zu belegen, ſo habe ich jene elftauſend Mark in einer unſeligen Anwandlung von Schwäche und Verblendung wirklich — unterſchlagen.“

Es war, als ob er das letzte Wort nur mit schwerer Ueberwindung hätte über die Lippen bringen können, und wie gebrochen fiel er nun in den nämlichen Stuhl, auf dem er vorhin mit so zuversichtlichem Lächeln Platz genommen hatte. Der Doktor hatte sein Gesicht von ihm abgewendet, aber seine Hand, welche die verhängnißvollen Schriftstücke wieder an ihren vorigen Platz zurücklegte, zitterte merklich. Minuten vergingen, ohne daß einer der beiden Männer das Schweigen gebrochen hätte. Dann sagte Paul Dobriner leise und bittend: „Wollen Sie mir gestatten, einige Worte zu meiner Vertheidigung zu sprechen?“

Doktor Arndt neigte bejahend das Haupt. „Thun Sie es immerhin,“ erwiederte er traurig. „Wie sehr wünschte ich, daß ich im Stande wäre, Sie freizusprechen.“

Dobriner bemühte sich, seine Hand zu ergreifen, und auch, als der Doktor dieselbe zurückzog, klang es nicht wie gekränktes Selbstbewußtsein, sondern nur wie demüthige Zerknirschung aus seinen halblaut und hastig hervorgestoßenen Worten: „Ich danke Ihnen für diese Erlaubniß, denn ich nehme sie als einen Beweis, daß ich Ihr Herz noch nicht ganz verloren habe. Und glauben Sie mir: was auch immer an Vorwürfen Sie mir entgegenschleudern könnten, Sie würden für Ihren Zorn und Ihre Verachtung keinen vernichtenderen Ausdruck aufzutreiben im Stande sein, als mein eigenes Gewissen ihn für meine schimpfliche Handlungsweise längst gefunden hat. Denn tausendmal härter als das Bewußtsein meiner Unredlichkeit drückt mich dies Erkenntniß des schändlichen Undanks, dessen ich mich gegen Sie, meinen Wohlthäter, meinen Freund, meinen zweiten Vater schuldig gemacht habe. — Nein, nein,“ fuhr er noch eindringlicher fort, da Arndt eine ablehnende Bewegung machte, „wehren Sie es mir nicht, Sie mit diesen Namen zu nennen, auf deren jeden Sie einen so voll-

begründeten Anspruch haben. Was war ich denn Besseres, als ein von der Straße aufgelesenes Bettelkind, da Sie sich meiner zuerst annahmen! Auf welches Schicksal hätte sich die völlig mittellose Waise, der Sohn des betrügerischen Bankerottirers und Selbstmörders gefaßt machen müssen, wenn er nicht in Ihnen den Führer und Retter gefunden hätte! Sie waren von Gerichts wegen zu meinem Vormund bestellt, aber Sie thaten an mir vieltausendmal mehr, als irgend ein Gericht von Ihnen verlangen durfte. Auf Ihre Kosten wurde ich gekleidet, ernährt und erzogen, auf Ihre Kosten vollendete ich meine Gymnasialbildung und meine Universitätsstudien — Ihnen hatte ich Alles, Alles zu danken, und Ihre Güte endlich war es, welche mir den Weg erschloß, auf dem ich fast mühelos zu einer angesehenen und bevorzugten Lebensstellung emporsteigen durfte."

„Wenn Ihnen dies Alles so gut im Gedächtniß geblieben ist," warf Arndt mit herber Betonung ein, „warum denn haben Sie mir das gethan?"

„Warum? — Ja warum?" wiederholte Dobriner, den Kopf wie verzweifelnd in die Hände stützend. „Sind wir nicht allesammt Narren, daß wir wähnen, im Thun der Anderen haarscharf zwischen Recht und Unrecht unterscheiden zu können und dabei selber doch beinahe in jeder Stunde achtlos und ahnungslos über die Grenze hinwegschreiten, welche das Gute und das Böse, die Tugend und die Sünde von einander trennt. Es stände mir schlecht an, wenn ich mich in diesem Augenblick besser machen wollte, als ich es nach meiner eigenen Erkenntniß bin, und wenn ich die Fehler zu beschönigen suchte, denen Sie schon mehr als einmal ein milder und nachsichtiger Richter gewesen sind. Aber sucht man in unserer humanen Zeit nicht selbst für die That des verworfensten Verbrechers in seinen natürlichen Anlagen, in irgend einem unwiderstehlichen Trieb oder einer erblichen Belastung nach Erklärungen,

die einen Theil der Verantwortung für seine Schuld von ihm nehmen sollen? Konnte nicht auch bei mir viel mehr ein trauriges Verhängniß sein, was Ihnen jetzt nur als verdammenswürdiges Verbrechen erscheint? Ich trage das Bild meines unglücklichen Vaters nur als dasjenige eines edlen, hochsinnigen Menschen in meiner Erinnerung, und wenn er trotzdem als ein Ehrloser, Geächteter aus dem Leben scheiden mußte, so wurde er meiner Ueberzeugung nach allein das Opfer einer genußfrohen Verschwendungssucht und einer Prunkliebe, deren Befriedigung er den Forderungen des nüchternen Alltagsverstandes nicht immer unterzuordnen wußte. Und es war vielleicht seine schwerste Schuld, daß er einen Sohn zurückließ, auf den sich dieser unselige Hang vererbt hat. Nicht das Gold an sich ist es, das einen so verführerisch lockenden Reiz auf mich übt, sondern allein die Vorstellung, daß dieses Gold das einzige Mittel ist, alle die Freuden und Genüsse zu erkaufen, ohne welche mir das Dasein schal und jämmerlich und kaum der Mühe des Athmens werth erscheint. Mein Nervensystem muß eben von einer anderen Beschaffenheit sein und anderer Reizmittel bedürfen, als dasjenige der genügsamen und anspruchslosen Leute, zu denen ja auch Sie sich mit gerechtem Stolze zählen.

Sie wissen, daß ich die Arbeit nicht fürchte und daß ich vielleicht sogar mehr zu leisten vermag, als der Durchschnitt meiner Kollegen. Aber ich brauche auch Anregung und Erquickung, wenn mein Geist seine Frische, mein Körper seine Widerstandsfähigkeit behalten soll, und ich kann nicht gleich Ihnen diese Anregung im ernsten Studium, diese Erquickung im stillen Frieden der eigenen vier Wände finden. Ich muß Licht und Leben um mich sehen, muß Gläserklang und fröhliches Lachen hören, muß die Freuden des Lebens in vollen Zügen schlürfen können, wenn sie mir zu einer Quelle der Verjüngung werden sollen. Und es ist

allezeit mein Unglück gewesen, daß ich nicht die Mittel besaß, diesen unersättlichen Durst bis zur vollen Befriedigung zu stillen. Es half mir bitter wenig, daß ich ihn in Stunden der Einkehr selbst als thöricht und verwerflich erkannte, daß ich bemüht war, ihn zu bekämpfen und zu unterdrücken mit der ganzen moralischen Kraft meines Willens. Es war eben stärker, als ich, und im Augenblick der Versuchung mußte ich immer wieder unterliegen.

Ihr Gedächtniß ist zu gut, als daß ich Sie daran erinnern müßte, wie oft Sie die Schulden des leichtfertigen Studenten bezahlt und wie oft Sie mich mit väterlich ernsten Worten an das Unwürdige und Sträfliche meines Thuns gemahnt haben. Die Versprechungen, welche ich Ihnen in jedem dieser Fälle gab, waren gewiß aufrichtig und ehrlich gemeint, und Sie würden Mitleid mit mir gehabt haben, wenn Sie hätten sehen können, wie grausame Kämpfe ich mit mir selber bestand, um sie zu halten. Aber die schwachen Stunden, in denen ich trotz alles Kämpfens und aller heroischen Selbstüberwindung schließlich zu Fall kommen mußte, sie kehrten leider immer wieder und blieben auch dann nicht aus, als ich aufgehört hatte, ein unmündiger Jüngling zu sein, als ich in Ihren Augen wie in der Meinung aller Welt zum Manne gereift war. An dem Tage, als ich mein Assessorexamen bestanden hatte und, einem unwiderstehlichen Antrieb meines Herzens folgend, zuerst zu Ihnen eilte, um in heißen Dankesworten meinem überströmenden Glücksgefühl Luft zu machen, da lehnten Sie ruhig alle meine Betheuerungen ab und sagten: ‚Ich werde reich belohnt sein, wenn ich in Ihnen den Mann erzogen habe, den ich bis zur letzten Stunde meines Lebens mit freudigem Stolz meinen Freund nennen kann. Bis zu diesem Tage sind Sie mir in einem gewissen Sinne verantwortlich gewesen für Ihr Thun und Lassen, und ich habe mich in der Erinnerung an meine Jugend redlich be-

müht, Ihnen die Verantwortung leicht zu machen. Von heute an werden Sie nur noch Ihrem eigenen Gewissen Rechenschaft abzulegen haben, und als Ihr Freund rathe ich Ihnen, sich mit demselben auf einen guten Fuß zu stellen, denn vor dieser Instanz haben Sie viel weniger auf Langmuth und Nachsicht zu rechnen, als bei mir.' —

Das war scheinbar halb im Scherz gesprochen, aber kein anderes Wort hat sich meinem Gedächtniß so tief eingeprägt, als dies; keine andere Lehre hat mir so gute und reiche Früchte getragen. Ich konnte nicht ahnen, welche großmüthige Absicht Sie mit mir hatten, und ich wußte auch nicht, wie aufmerksam Sie mich während meiner einjährigen Thätigkeit hier bei den Hamburgischen Gerichten beobachteten. Sie selbst haben es mir erst später gesagt und mir dabei zugleich das Lob ertheilt, daß ich die Probe gut bestanden und mich musterhaft gehalten habe. Es war eben jenes gute väterliche Wort gewesen, das mich während dieses Jahres glücklich über alle Fährlichkeiten und Versuchungen hinweggeführt hatte. Und als Sie mich nun zu Ihrem Mitarbeiter machten, als Sie den unbekannten und unerfahrenen jungen Mann ohne jedes eigene Verdienst das mühsam errungene Ansehen Ihres geachteten Namens, die Früchte Ihrer jahrzehntelangen harten Thätigkeit mitgenießen ließen, da mußte ich mich wohl am Ziel all' meiner Wünsche glauben und mich sicher fühlen vor jeder Gefahr, mit der mich mein unseliges väterliches Erbtheil bedrohte. Ich konnte ja nicht ahnen, daß sich mir mit dem Eintritt in eine neue gesellschaftliche Sphäre auch eine ganz neue Welt voll verfeinerter Lebensgenüsse und bis dahin ungekannter Freuden aufthun würde, und ich wußte nicht, daß es unendlich viel schwerer sei, *diesen* Versuchungen zu widerstehen, als den groben Vergnügungen meiner Studentenjahre. Und ich machte anfänglich auch nicht einmal den Versuch eines solchen Widerstandes, denn ich hielt mich ja

befähigt und berechtigt, Alles zu genießen, was ich Andere von gleicher Bildung und Lebensstellung genießen sah. Ich hatte bis dahin trotz all' Ihrer Großmuth mit so dürftigen Mitteln haushalten müssen, daß es mir kaum zu verargen war, wenn ich mich plötzlich unermeßlich reich dünkte, und wenn mir die Müheloſigkeit meines Erwerbs auch die Verſchwendung deſſelben nur zu leicht machte.

In jenen erſten Wochen unſerer gemeinſamen Thätigkeit haben Sie vielleicht zum erſten Male an mir geſündigt, indem Sie mich ganz mir ſelber überließen und mir nicht die väterliche Hand entgegenſtreckten, die mich feſt und ſicher über die gefährlichſte Kriſis hinweggeleitet hätte, Sie hatten mich allein auf mein Gewiſſen verwieſen, und mein Gewiſſen ließ mich leider ganz und gar im Stich. Als es ſich zuerſt zu regen begann, da war es zu ſpät, und da hatte auch Ihr gutes Wort, an das ich mich ſo lange feſtgeklammert, ſeine alte Wirkſamkeit verloren. Das väterliche Erbtheil in meinem Blute hatte wieder unumſchränkte Herrſchaft über mich gewonnen, und ich trieb dahin wie in einem reißenden Strom, ohne mir allzu viele Gedanken darüber zu machen, ob ich am Ende glücklich landen oder an einer Klippe zerſchellen würde. Wie anſehnlich auch meine Einkünfte waren, ſie reichten ſchon nach wenig Monaten nicht mehr hin, meine Bedürfniſſe zu befriedigen; ich ſah mich genöthigt, Schulden zu machen, und gerade in einem Augenblick, da ich von verſchiedenen Seiten ſehr energiſch um die Bezahlung derſelben gedrängt wurde — in einer jener unglückſeligen ſchwachen Stunden, da die Verzweiflung uns blind macht für die haarſcharfe Scheidelinie zwiſchen Recht und Unrecht, führte das Verhängniß jenen Geßler mit ſeinen elftauſend Mark in mein Bureau. Ich ſah die Verſuchung an mich herankommen, und weil ich mir ſelber nicht die Kraft zutraute, ſie zu beſtehen, verwies ich den Mann mit ſeiner Zahlung an den Bureau-

vorſteher Ahlers. Aber er bat mich dringend, das Geld ſelbſt anzunehmen, weil er von ängſtlicher Natur ſei und gerne ganz ſicher gehen wolle. So ließ ich mir denn die Summe einhändigen und ertheilte die Quittung, welche Sie geſehen haben. Eine Stunde ſpäter hatte ich ſiebentauſend Mark für die Bezahlung meiner Schulden ausgegeben, und der Reſt, den ich ſorgfältig aufbewahren wollte, um mir die Erſtattung der ganzen Summe zu erleichtern — nun, dieſer Reſt war nach Verlauf von acht Tagen denſelben Weg gegangen, den alle die anderen Summen genommen hatten.

Ich kann Ihnen verſichern, mein Freund, daß ich ſeit jenem unſeligen Augenblick keine wirklich frohe und ruhige Stunde mehr gehabt habe, daß mir ein großer Theil der wilden Zerſtreuungen, die ich vorher lediglich um des Vergnügens willen aufgeſucht, jetzt nur noch ein Mittel wurde, die ſtrafende Stimme meines Gewiſſens und die ſchrecklich quälende Angſt zu betäuben. Ich wußte ja, daß die Entdeckung unvermeidlich war, wenn es mir nicht rechtzeitig gelang, die veruntreute Summe zu erſetzen, und mit fieberiſcher Anſtrengung war ich bemüht, unſere Einnahmen zu verdoppeln und zu verdreifachen, um mir das demüthigende Bekenntniß zu erſparen, das mich, wie ich gut genug wußte, Ihre Freundſchaft und Ihr Vertrauen koſten mußte. Lediglich aus dieſen Gründen habe ich jenes Mandat für Eibenſchütz und manchen anderen Prozeß übernommen, den ich ſonſt unbedenklich zurückgewieſen haben würde. Wenn ich nur noch zwei oder drei Monate Zeit gehabt hätte, ſo würde ich ſicherlich im Stande geweſen ſein, den Betrag zu beſchaffen, durch deſſen Erlegung ich meine Schande hätte verhüllen können. Das Verhängniß hat es anders gewollt; ich ſtehe als ein gemeiner Verbrecher vor Ihnen da, und wenn es mir nicht gelungen iſt, mit meinem offenen und reumüthigen Ge-

ſtändniß Ihr Mitleid zu erregen, ſo muß ich mich eben der vernichtenden Strafe unterwerfen, die Sie durch ein einziges Wort auf mich herabbeſchwören können."

Nicht mit Unrecht galt der junge Rechtsanwalt Paul Dobriner für einen der geſchickteſten Vertheidiger in Hamburg. Namentlich vor den Geſchworenengerichten, bei denen es zumeiſt in erſter Linie galt, auf Herz und Gemüth der Urtheilſprechenden zu wirken, hatte er ſchon manchen glänzenden, die geſammte juriſtiſche Welt überraſchenden Erfolg davongetragen. Niemals aber hatte er ſeine glänzende Beredtſamkeit und ſein reiches, ſchauſpieleriſches Talent ſo voll entfaltet, als bei dieſer langen Vertheidigungsrede in ſeiner eigenen Sache. Er glaubte ja den ernſten Mann, der da gebeugt und traurig mit allen Anzeichen einer tiefen Bekümmerniß vor ihm ſaß, bis in die verborgenſten Falten ſeines Herzens zu kennen, und mit großem Bedacht hatte er ſeine Worte ſo gewählt, wie ſie auf den Zuhörer ſeiner Meinung nach die tiefſte Wirkung hervorbringen mußten. Mit halb erſtickter Stimme hatte er geendet und nun ſaß er geſenkten Hauptes da — in Haltung und Mienen ganz das Abbild eines reumüthigen, armen Sünders, der von den Lippen ſeines Richters die Entſcheidung erwartet über Leben und Tod.

Minutenlang mußte er vergebens auf dieſe Entſcheidung harren. Aber es war die ganze Feſtigkeit eines unumſtößlichen Entſchluſſes, welche ſich in den ruhig klingenden Worten des Doktors offenbarte, da derſelbe endlich ſagte: „Ich habe Sie nicht unterbrochen, weil ich Ihnen keine Möglichkeit der Vertheidigung abſchneiden wollte und weil es mich ſelber ſehr glücklich gemacht hätte, wenn es Ihnen gelungen wäre, ſich zu rechtfertigen. Denn es iſt nur zu wahr, daß Sie ſich gegen mich noch ſchwerer vergangen haben, als gegen das Recht, zu deſſen Schutze Sie durch Eid und Pflicht berufen waren. Aber wir haben es hier

nicht mit mir und meinen Empfindungen zu thun, und ich kann es mir darum auch ersparen, Ihnen zu sagen, welchen Eindruck Ihre Vertheidigung auf mich hervorgebracht hat. Lediglich mein Gewissen ist es, dem ich bei meinen Entschließungen zu folgen habe, und ich darf mich nicht darum kümmern, ob es mir leicht oder schwer fällt, diese Entschließungen zu fassen. Ich habe die elftausend Mark natürlich sofort aus meinen eigenen Mitteln erstattet und sie dem Grafen Jenison übersandt, indem ich Ihren letzten Brief mit einem Versehen zu erklären versuchte. Sie schulden mir also von heute an diesen Betrag und werden sich schriftlich verpflichten, ihn mir ganz oder theilweise zurückzuzahlen, sobald Sie dazu in der Lage sind."

Dobriner wollte auffahren, augenscheinlich bereit, in einen Strom feuriger Dankesworte auszubrechen, aber ein ernster Blick des Doktors gebot ihm Schweigen.

„Ich bin noch nicht zu Ende. Daß in meinem Bureau und in meiner Anwaltsfirma nicht länger ein Platz für Sie sein kann, selbst wenn ich darauf verzichte, Sie dem Strafrichter zu übergeben, müssen Sie sich ja bereits gesagt haben. Unser Gesellschaftsvertrag ist mit diesem Augenblicke gelöst, und damit haben zugleich auch alle unsere persönlichen Beziehungen ihr Ende erreicht. Aber ich würde gewissenlos handeln, wenn ich mich mit dem Bewußtsein begnügen wollte, mich selber und meinen Ruf vor weiterem Schaden bewahrt zu haben. Ich habe auch Pflichten gegen die Allgemeinheit, und diese sind um so ernster, als ich ja gewissermaßen die Verantwortung dafür zu tragen habe, daß Sie bis zu der Vertrauensstellung eines Rechtsanwalts gelangen konnten. Wenn es Ihnen Ernst ist mit Ihrer Selbsteinkehr und Ihrer Reue, so müssen Sie auch die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Sie einer solchen Stellung hinfort nicht mehr würdig sind. Sie werden sich also aus der Liste der Hamburgischen Rechtsanwälte löschen

laſſen und ſich mir gegenüber ſchriftlich verpflichten, weder hier noch an irgend einem anderen Orte jemals wieder die Thätigkeit eines Advokaten auszuüben."

„Ah, das iſt grauſam — das iſt unmöglich!" rief Dobriner, in äußerſter Ueberraſchung aufſpringend. „Eine ſolche Zumuthung können Sie nicht im Ernſt an mich ſtellen, denn Sie würden damit ja meine ganze Zukunft hoffnungslos zerſtören!"

Aber des Doktors ernſte Ruhe wurde durch dieſen leidenſchaftlichen Ausbruch nicht erſchüttert.

„Wenn ich die Strafanzeige gegen Sie erſtattet hätte, würden Sie die Befugniß, den Beruf des Rechtsanwalts auszuüben, für immer verloren haben, und ich kann Sie wohl vor der entehrenden Strafe, doch nicht vor den unerbittlichen Folgen Ihrer eigenen Handlungsweiſe bewahren."

„Aber was könnte Ihnen ſchließlich ein ſolches Verſprechen nützen, das Sie mir unter dem grauſamen Zwange meiner verzweifelten Lage abpreſſen? Als geſetzeskundiger Mann wiſſen Sie ſo gut als ich, daß ich nicht genöthigt werden könnte, es zu halten."

„Das weiß ich allerdings, und darum habe ich Ihnen noch eine weitere Bedingung zu ſtellen, Herr Dobriner. Ich verlange von Ihnen ein ausführliches, von Ihrer eigenen Hand geſchriebenes Bekenntniß Ihrer Schuld."

„Niemals! Das hieße ja die Folterqualen dieſer Stunde bis in alle Ewigkeit verlängern! Wenn dies Ihr Mitleid iſt und die Barmherzigkeit, welche Sie mir erweiſen wollen, ſo überliefern Sie mich lieber gleich dem Strafrichter, damit ich von Rechtswegen empfange, was mir gebührt."

Langſam verſchloß der Doktor das inhaltsſchwere Fach ſeines Schreibtiſches und verſchränkte die Arme über der Bruſt: „Wie es Ihnen gefällt! Ich ſehe nur dieſe beiden Wege zur Sühne Ihrer Schuld. Es war mein Wille, Ihnen den leichteren offen zu halten, aber vielleicht iſt es

in der That beſſer und heilſamer für Sie, wenn Sie aus freien Stücken den anderen wählen."

Auf eine ſo furchtbare unerſchütterliche Feſtigkeit ſeines ſonſt ſo nachſichtigen Wohlthäters war Dobriner unverkennbar nicht gefaßt geweſen. In gebeugter Haltung ſtand er hinter ſeinem Stuhl, die Lehne deſſelben mit den weichen, wohlgepflegten Händen umklammernd und die weißen Zähne in die Unterlippe preſſend. In tollem Durcheinander jagten ſich hinter ſeiner Stirn allerlei wilde, verzweifelte Gedanken, und endlich brach er mehr heftig anklagend als demüthig bittend aus: „Warum aber verlangen Sie dies Bekenntniß, wenn Sie doch nicht Willens ſind, Gebrauch davon zu machen? Iſt es Ihnen denn der Demüthigung noch nicht genug, daß ich ſo vor Ihnen ſtehen muß, und daß Sie mich als Bettler aus Ihrem Hauſe jagen?"

„Nicht darum iſt es mir zu thun, Sie zu demüthigen, ſondern darum, meine Pflicht gegen die Allgemeinheit zu erfüllen und Sie vor ſich ſelber zu beſchützen. Ob Sie es nun ein Verhängniß und ein unſeliges väterliches Erbtheil, oder ob Sie es, wie ich, Charakterſchwäche nennen, jedenfalls wird Ihr unerſättliches Verlangen nach Lebensgenuß Sie auch künftig in Verſuchungen führen, denen Sie unterliegen könnten, wie Sie ihnen nach Ihrem eigenen Geſtändniß ſo oft unterlegen ſind. Und ich will ein Mittel in der Hand haben, Sie zu warnen, ſo lange nur Sie ſelbſt es ſind, der ſich ſchädigt, und ein Mittel, Sie zu hindern, ſobald Sie wiederum Andere ſchädigen wollen. Zu dieſem Zweck allein verlange ich jenes Bekenntniß Ihrer Schuld, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Keiner außer Ihnen und mir von ſeinem Inhalt erfahren wird, ſo lange nicht Sie ſelbſt mich zwingen, den Schleier des Geheimniſſes zu lüften."

„Und wenn ich mich trotzdem weigere, es zu geben? Würden Sie die Anzeige gegen mich auch dann noch erſtatten, wenn ich mich verpflichte, Ihnen innerhalb

vierundzwanzig Stunden jene elftausend Mark zurückzuzahlen?"

„Auch dann! Sie sollten mich zur Genüge kennen, um zu wissen, daß es nicht der Verlust des Geldes ist, der meine Handlungsweise bestimmt."

„Aber Sie vernichten meine Existenz! Wovon soll ich leben, wenn ich gezwungen werde, den einzigen Beruf aufzugeben, für den ich durch meinen ganzen Bildungsgang vorbereitet worden bin, und wenn überdies bei Allem, was ich unternähme, immer noch das Damoklesschwert jenes fürchterlichen Schriftstückes über meinem Haupte schwebt?"

„Sie werden allerdings gezwungen sein, ernst und hart zu arbeiten, und sich vielleicht lange Zeit in engen, bescheidenen Verhältnissen zurechtfinden müssen, aber ich meine, daß es kein besseres Heilmittel für Sie geben kann, als gerade dieses."

In Paul Dobriner schien sich zugleich mit der Erkenntniß, daß es ihm nicht mehr gelingen würde, den Sinn seines väterlichen Freundes zu ändern, eine leidenschaftliche Wallung zornigen Trotzes zu regen. Er erhob den Kopf und richtete sich straff auf.

„Wohlan denn! Machen wir dieser unwürdigen Scene ein Ende! Ich bin in Ihren Händen und erkläre mich bereit, Alles zu schreiben und zu unterzeichnen, was Sie von mir verlangen. Gewähren Sie mir nur eine halbe Stunde Zeit, damit ich die betreffenden Dokumente in meinem Bureau anfertigen kann."

Der Doktor nickte zustimmend, und Paul Dobriner verließ das Zimmer. Von den Schreibern im Vorgemach, das er passiren mußte, um in sein Kabinet zu gelangen, ahnte sicherlich Keiner, daß über die Zukunft des elastisch dahinschreitenden und gleichmäßig dareinschauenden jungen Mannes, vor dessen scharfem Blick Alle unwillkürlich die

Köpfe tiefer auf ihre Arbeit niederduckten, soeben ein Urtheil gesprochen worden war, welches fast einer völligen Vernichtung gleichkam.

Zweites Kapitel.

Die bedungene halbe Stunde war noch nicht vorüber, als Paul Dobriner die verlangten Schriftstücke vor Doktor Arndt niederlegte. Sie waren mit festen Zügen geschrieben, und keine Linie darin verrieth, daß etwa die Hand Desjenigen gezittert habe, der sie entworfen. Auch aus dem Antlitz Dobriner's war jetzt die letzte Spur einer tieferen seelischen Erregung getilgt, und allein die Blässe seiner Wangen konnte errathen lassen, daß es in seinem Innern anders aussah, als zu gewöhnlichen Zeiten.

Schweigend hatte Arndt die Dokumente überflogen, und erst als er sie zusammen mit den übrigen auf den Fall bezüglichen Papieren in seinem Schreibtisch verschlossen hatte, sagte er: „Da ich vermuthe, daß Sie Hamburg alsbald verlassen wollen, und da ich annehme, daß Sie nennenswerthe Geldmittel augenblicklich nicht besitzen, stelle ich Ihnen eine Summe von dreitausend Mark zur Verfügung, die hoffentlich ausreichen wird, Ihren Unterhalt zu bestreiten, bis Sie einen neuen Erwerb oder eine feste Anstellung gefunden haben. Einer Quittung über dies Darlehen bedarf es nicht."

Er schob Dobriner, ohne ihn anzusehen, einen Briefumschlag zu und machte sich dann sogleich wieder mit seinen Aktenstücken zu schaffen, wie wenn er dadurch andeuten wollte, daß er die Unterredung als beendet erachte. Der Andere nagte an der Unterlippe und zauderte in sichtlicher Unentschlossenheit, das dargebotene Geld zu nehmen.

„Sie verzichten auf eine Quittung," sagte er endlich, „das heißt, Sie betrachten dieses Geld als ein Almosen,

das Sie dem Geächteten aus Gnade und Barmherzigkeit zuwerfen, ehe Sie ihn von Ihrer Schwelle jagen. Denn als einen Beweis Ihres Vertrauens habe ich nach allem Voraufgegangenen dieſen Verzicht doch ſicherlich nicht zu nehmen."

„Sie ſind im Irrthum," lautete die ruhige Entgegnung. „Ich bin nicht reich genug, um Almoſen in ſolcher Höhe zu ſpenden. Aber es iſt nicht mein Wunſch, Sie zu Grunde gehen zu ſehen, weil die Noth des Augenblicks Sie von Neuem zu verzweifelten Auskunftsmitteln treiben könnte. Ich ſehe nicht ein, was Sie abhalten müßte, dieſe Summe anzunehmen."

„Gut denn — ich ſträube mich nicht länger, weil ich es allerdings ſonſt für meine Pflicht halten müßte, nicht einen Pfennig von hier mit mir fortzunehmen. Ich verſage es mir, Ihnen zu danken, weil ich fürchte, daß Sie dieſen Dank zurückweiſen würden; aber wollen Sie mir nicht wenigſtens zum Abſchied noch einmal Ihre Hand reichen, Herr Doktor?"

Der Rechtsanwalt legte die Feder nicht nieder, mit welcher er eben ſeinen Namen unter ein Schriftſtück ſetzte.

„Gehen Sie und tilgen Sie Ihre Schuld durch redliche Arbeit," ſagte er, als habe er die letzte Frage ſeines bisherigen Kollegen gar nicht vernommen. „Vielleicht werden wir, wenn wir uns nach Jahren wiederſehen, Beide vergeſſen können, was uns heute trennen mußte."

Das war eine Verabſchiedung, die an Deutlichkeit nichts mehr zu wünſchen übrig ließ, und doch zögerte Dobriner noch immer zu gehen.

„Nur eine einzige Frage noch, Herr Doktor, ehe ich Sie für lange Zeit, wahrſcheinlich für immer, von meinem Anblick befreie. Haben Sie auch Fräulein Hedwig von meinem — meinem Vergehen unterrichtet?"

„Nein! Ich ſagte Ihnen ja, daß die Kenntniß des

Geheimnisses zwischen uns Beiden bleiben wird, so lange Sie selbst mir die Möglichkeit dazu offen lassen. Meine Tochter wird glauben, daß Ihr Verlangen nach einem größeren Arbeitsfelde unsere Vereinigung gelöst, und daß irgend eine Meinungsverschiedenheit unsere persönlichen Beziehungen gelockert habe."

Nach einem bescheidenen Anklopfen steckte der alte Ahlers seinen Kopf in das Zimmer.

„Herr Sigmund Warburg wünscht den Herrn Doktor in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen," meldete er, „darf ich antworten, daß der Herr Doktor bereit sei, ihn zu empfangen?"

„Gewiß, Ahlers! Führen Sie Herrn Warburg nur ohne Weiteres herein."

„Wir sind also wirklich zu Ende," sagte Dobriner, dessen Brauen sich finster zusammengezogen hatten. „Leben Sie denn wohl, Herr Doktor! Ich werde die Wohlthaten nicht vergessen, die Sie mir erwiesen haben, und ich will aus aufrichtigem Herzen wünschen, daß Ihnen niemals die Reue kommen möge über die mitleidlose Härte, welche Sie mir heute gezeigt."

Doktor Arndt wurde der Nothwendigkeit einer Antwort überhoben, denn die steife, würdevolle Gestalt des angesehenen Hamburgischen Großkaufmannes stand bereits auf der Schwelle. Mit einer stummen Verbeugung gegen die beiden Herren ging Dobriner hinaus und trat zum letzten Male in das kleine Zimmer, das ihm bisher als Privatbureau gedient hatte, um einige Papiere aus seinem Schreibtisch zu sich zu stecken und sich mit Hut und Ueberrock zu versehen.

Als er dann wenige Minuten später draußen auf dem Treppenflur des alten, winkligen Hauses stand, schien er einen letzten Kampf mit sich selbst bestehen zu müssen. Schon war er nach langem Zaudern um einige Stufen

hinabgeſtiegen, als er — wie in trotzigem Entſchluß das Haupt zurückwerfend — wieder umkehrte, und an der in die Anwaltsbureaux führenden Thür vorbei in das obere Stockwerk hinaufeilte. Dort lag die Privatwohnung des Doktors Hermann Arndt, und Paul Dobriner konnte kaum ein unbekannter Beſucher in derſelben ſein, da das Dienſtmädchen, welches auf ſein Klingeln geöffnet hatte, ſofort mit freundlichem Gruß zur Seite trat, um ihn hereinzulaſſen.

„Der Herr Doktor iſt noch nicht heraufgekommen," ſagte das Mädchen, ehe er eine Frage thun konnte, „aber das wird der Herr Rechtsanwalt ja jedenfalls beſſer wiſſen, als ich. Und das Fräulein iſt im Wohnzimmer."

„Iſt das Fräulein allein?" fragte Dobriner haſtig, und da das Mädchen bejahte, nickte er ihr freundlich zu. „Es bedarf dann keiner Anmeldung, und Sie brauchen ſich nicht weiter zu bemühen, Minna."

Er klopfte an eine der nächſten Thüren und trat auf die Aufforderung einer jugendlich klingenden weiblichen Stimme in das Zimmer. Einfach und altväteriſch, wie Alles im Hauſe, war auch die Ausſtattung dieſes Gemaches; aber das trauliche Licht der Petroleumlampe, die von der niederen Decke herabhing, übergoß Alles mit einem wohligen Schimmer des Behagens, und etwas von anheimelndem Behagen ſchien auch von der Geſtalt des jungen Mädchens auszuſtrömen, das bei dem Eintritt Dobriner's den Kopf mit freundlichem Lächeln von einer anſcheinend ſehr emſig betriebenen Handarbeit erhob.

Sie war nicht eigentlich ſchön, im gewöhnlichen Sinne vielleicht nicht einmal hübſch zu nennen, die einzige mutterloſe Tochter des Doktors Hermann Arndt; auch zählte ſie ſicherlich ſchon vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahre, und es war nicht mehr der Reiz der erſten holden Jugendblüthe, der ihr Antlitz und ihre ſchlanke Geſtalt umfloß.

Aber es war eine so sanfte Ruhe auf ihrem Gesicht, und sie hatte so ganz die großen, klaren, mildblickenden Augen ihres Vaters, daß der Gesammteindruck ihrer schlichten Erscheinung nothwendig ein wohlthuender sein mußte.

„Guten Abend, Herr Dobriner," sagte sie in Erwiederung seines Grußes, und es schien fast, als ob sich dabei ihre schmalen Wangen mit einer leichten Röthe färbten. „Als ich draußen die Thür gehen hörte, glaubte ich, es sei der Vater, denn er hatte mir versprochen, heute recht früh zu kommen. Aber er wird, wie es scheint, nun doch noch unten festgehalten."

Dobriner hatte seinen Hut bei Seite gestellt und sich auf einen Stuhl hart neben demjenigen des jungen Mädchens niedergelassen.

„Muß ich fürchten, daß die Enttäuschung, welche Sie da erfahren haben, eine sehr unangenehme gewesen sei, Fräulein Hedwig?" fragte er mit einer gewissen Vertraulichkeit, welche nur die Frucht einer längeren Bekanntschaft sein konnte, und es war dabei etwas im Ton seiner Stimme, das die Gefragte noch mehr zu befremden schien als seine Worte selbst.

Indem sie ihn mit ihren klaren grauen Augen groß ansah, erwiederte sie: „Das ist doch wohl nur ein Scherz, Herr Dobriner! Sie wissen recht gut, daß Sie uns jederzeit willkommen sind."

„Was Ihren Herrn Vater anbetrifft, so hätte ich neuerdings vielleicht einigen Grund, das zu bezweifeln. Aber es handelt sich jetzt ja auch nicht um ihn, sondern einzig um Sie, Fräulein Hedwig. Und ich darf ganz sicher sein, daß es nicht nur eine höfliche Redensart ist, wenn Sie mich herzlich willkommen heißen?"

„Wie seltsam Sie doch heute sprechen! Ist denn seit vorgestern Abend, wo wir uns zuletzt gesehen haben, etwas

ſo Beſonderes vorgefallen? Sie haben doch nicht etwa eine Zwiſtigkeit mit meinem Vater gehabt?"

„Eine Zwiſtigkeit? — Nein! Man kann es wohl nicht eigentlich ſo nennen. Aber auf eine ſchlechte Neuigkeit werden Sie ſich immerhin gefaßt machen müſſen — ſchlecht wenigſtens für den, der ſie Ihnen überbringt."

Hedwig Arndt ließ die Hand mit der Sticknadel in den Schoß ſinken und gab ſich nicht die geringſte Mühe, das Erſchrecken zu verbergen, das ſeine mit tieftraurigem Ausdruck geſprochenen Worte in ihr hervorgerufen hatten.

„So ſagen Sie mir doch endlich, was es gegeben hat," bat ſie. „Eine Neuigkeit, die für Sie eine ſchlechte iſt, muß ja ſicherlich auch mich betrüben."

„Tauſend Dank für dies gute Wort, Fräulein Hedwig," ſagte er, indem er ihre freie Hand ergriff und ſich, ehe ſie es hindern konnte, darauf niederbeugte, um ſie zu küſſen. „Ich darf alſo hoffen, daß Sie meiner auch künftig zuweilen freundlich gedenken werden?"

„Ich ſoll Ihrer gedenken? — Ja, Sie wollen doch nicht etwa fort?"

„Fragen Sie mich nicht, ob ich es *will*! Ich *muß* fort — das iſt Alles, was ich Ihnen zu ſagen vermag. Ein unerbittliches Verhängniß, über das ich keine Macht mehr habe, zwingt mich, dieſes Haus zu meiden."

Auf dem Grunde ihrer Augen ſchimmerte es feucht, wie von aufſteigenden Thränen, und in der Beſtürzung, welche ſeine unerwartete Eröffnung ihr verurſacht hatte, dachte ſie nicht daran, ihm ihre Hand zu entziehen.

„Sie haben alſo doch einen Streit mit meinem Vater gehabt? O, wie iſt das nur möglich! Wie konnten Sie in Unfrieden gerathen mit ihm, dem beſten und liebevollſten aller Menſchen?"

Dobriner ſeufzte tief auf und ſtarrte mit düſterem Blick zu Boden.

„Vor wenig Stunden noch hätte ich selbst vielleicht eine solche Möglichkeit bezweifelt. Aber es ist nichts so unwahrscheinlich und ungeheuerlich, daß es nicht am Ende doch geschehen könnte, und wir Menschen sind schließlich nichts Anderes als willenloses Spielzeug in den Händen eines allmächtigen Geschicks. Gewisse Rücksichten, die ich nicht verletzen darf, verbieten es mir, Ihnen schon heute Alles zu sagen, Fräulein Hedwig. Ich muß mich damit begnügen, Ihnen zu versichern, daß mir in meinem ganzen Leben noch keine Nothwendigkeit so hart und grausam erschienen ist als die, mich selbst auf eine lange, unbestimmte Zeit, wenn nicht vielleicht auf immer, aus Ihrer Nähe zu verbannen."

„Aber ich glaube gar nicht daran, daß diese Nothwendigkeit wirklich vorhanden sein sollte. Ich weiß, daß mein Vater Sie lieb hat wie einen eigenen Sohn, und daß er glücklich war, in Ihnen einen Mitarbeiter gefunden zu haben, dem er bedingungslos vertrauen durfte. Wie könnte da ein Mißverständniß oder eine Meinungsverschiedenheit Sie ihm mit einem Male so ganz entfremden! Was Sie mir da sagen, ist sicherlich nur der Ausdruck einer augenblicklichen Bitterkeit, einer vorübergehenden Verstimmung. Und wenn Sie selbst nicht die Hand zum Frieden bieten können, so überlassen Sie es mir, Sie mit meinem Vater zu versöhnen."

„Wie gut Sie sind, Fräulein Hedwig, und wie glücklich Sie mich in all' meinem Kummer durch Ihre treue Freundschaft machen! Ich kann Ihr großmüthiges Anerbieten aber nicht annehmen, denn den Abgrund, welcher sich zwischen Ihrem Vater und mir aufgethan hat, vermag allein die Zeit und vielleicht nur eine sehr lange Zeit auszufüllen. Aber ich werde nun wenigstens den Trost mit mir hinwegnehmen dürfen, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgiltig gewesen bin, und daß Sie mich nicht binnen einer Frist von wenig Wochen vergessen haben werden."

Sein Ton war noch wärmer und inniger geworden als zuvor. Noch näher hatte er sein Haupt zu dem ihrigen geneigt, und der Blick, mit welchem er ihr in die thränengefüllten Augen sah, führte eine kaum noch mißzuverstehende, stumm-beredte Sprache.

„Wie konnten Sie das für möglich halten?" fragte Hedwig leise. „Wie still und einsam wird es von nun an um mich werden, wenn Sie wirklich von uns gehen wollen!"

„Ich muß gehen, ich muß, aber von Ihnen allein wird es abhängen, ob dieser Abschied eine Trennung bedeutet für immer. Ich schwöre Ihnen, daß ich wiederkehren werde, sobald Sie mir sagen, daß Sie mir in Ihrem Herzen Treue halten und daß Sie geduldig auf meine Wiederkehr harren werden. Wollen Sie mir das versprechen, Hedwig?"

Seine Lippen berührten fast ihre Wange, und sie wehrte ihn nicht von sich ab.

„Ja," sagte sie in schlichter Aufrichtigkeit, „ich werde auf Sie warten, Paul, wie lange Zeit auch bis zu Ihrer Rückkehr vergehen möge."

Vielleicht hätte er nach diesem Bekenntniß ihre zarte Gestalt vollends an sich gezogen, wenn nicht im nämlichen Augenblick die Thür des Zimmers aufgegangen, und die trotz ihrer leicht gebeugten Haltung noch immer hohe und achtunggebietende Gestalt Arndt's auf der Schwelle erschienen wäre. Keines der Beiden hatte den Klang seiner Schritte draußen auf dem Gange vernommen, und nun fuhr Paul Dobriner bei dem unerwarteten Anblick in jähem Erschrecken von seinem Stuhle empor. Er bewegte die Lippen, wie wenn er zu einer Erklärung das Wort ergreifen wollte; aber all' seine gewöhnliche Schlagfertigkeit hatte ihn mit einem Male vollständig verlassen, nachdem ein scheuer Blick auf das Gesicht des Doktors ihn belehrt hatte, daß

die Wolke des Zornes jetzt viel dunkler und drohender auf demselben lag, als vorhin bei ihrer verhängnißvollen Unterredung.

Und nicht mehr in ruhigem Ernste, sondern hart und scharf kamen die Worte von den Lippen des Rechtsanwalts, da er sagte: „Nach dem Abschied, den wir vorhin von einander genommen, Herr Dobriner, hätte ich nicht erwartet, Ihnen noch einmal zu begegnen, am wenigsten hier in meinen vier Wänden. Wenn Sie aber ein so zwingendes Bedürfniß fühlten, vor Ihrer Abreise auch meiner Tochter Lebewohl zu sagen, so darf ich wohl annehmen, daß dies nunmehr zur Genüge geschehen ist, und ich wünsche Ihnen darum einen guten Abend."

„Vater, lieber Vater!" rief Hedwig flehend, und ihre weitgeöffneten Augen flogen entsetzt von einem der beiden Männer zu dem anderen.

Aber der Doktor bedeutete ihr mit einer gebieterischen Handbewegung, zu schweigen, und trat an ihre Seite, wie wenn er sie damit vor der Berührung mit etwas Unreinem schützen wolle. Sicherlich erwartete das junge Mädchen noch eine Erwiederung oder eine Erklärung von Seiten Dobriner's. Aber der Mann, der eben noch so warm beredt zu ihr gesprochen, war plötzlich verstummt und wagte nicht einmal, ihr einen letzten, ermuthigenden Blick zuzusenden, während er mit demüthig gesenktem Haupte das Gemach verließ.

„Wie hart bist Du gegen ihn, wie grausam!" schluchzte sie, als die Thür sich hinter dem Fortgehenden geschlossen hatte. „Was kann er Dir Schlimmes gethan haben, daß Du ihn so behandelst?"

Arndt zog die Weinende an seine Brust und streichelte liebkosend ihr schlichtes dunkelblondes Haar.

„Seit dem Tode Deiner Mutter ist kein Herzeleid für mich so schwer gewesen, als das, welches er mir angethan

hat, mein Kind," sagte er weich. „Frage mich nicht, was es gewesen sei, denn ich würde nicht im Stande sein, es Dir zu sagen. Aber wenn Du mich liebst und wenn Dir daran gelegen ist, mir bitteren Kummer zu ersparen, so laß seinen Namen zwischen uns hinfort nicht mehr genannt werden, und denke an ihn künftig nicht anders, als an einen Todten."

Eine Bitte ihres Vaters, die mit solcher Berufung auf ihre Kindesliebe an sie gerichtet wurde, würde Hedwig wohl erfüllt haben, selbst wenn ihr über der Erfüllung das Herz hätte brechen müssen. Aber auch sie hatte seit dem Tode ihrer Mutter das Kissen ihres jungfräulichen Lagers nicht mit so heißen Thränen genetzt, als in der langen, schlummerlosen Nacht, welche für sie auf diesen traurigen Abend folgte.

Drittes Kapitel.

„Danken Sie mir nicht, mein lieber Herr! Sie werden mich nach dem Maße meiner bescheidenen Mittel immer bereit finden, wo es gilt, meinen Nebenmenschen in ihrem Unglück beizustehen und die Thränen der Armuth zu trocknen."

Mit sanfter Stimme hatte der Rentier August Eibenschütz diese freundlichen Worte gesprochen, und sein ganzes Aeußere erschien in diesem Augenblick nur wie eine Bestätigung der edlen, menschenfreundlichen Gesinnung, deren Ausdruck jene bescheidene Ablehnung gewesen war. Sein ehrwürdiges graues Haar, sein rundes, glattrasirtes, von der Röthe einer robusten Gesundheit und dem Abglanz eines ungestörten Seelenfriedens überhauchtes Gesicht, seine ganze gutgekleidete und wohlgenährte Gestalt — sie ergaben in ihrer Gesammtheit das wohlthuende Bild eines guten und rechtschaffenen Menschen, eines schlichten, tüchtigen

Bürgers, der auf den Früchten seiner sauren Arbeit ausruht und freudigen Herzens bereit ist, denen, die minder glücklich waren, als er, mit vollen Händen von seinem Ueberfluß zu spenden.

Auch der Herr in schwarzem Anzuge, der eben mit höflicher Verbeugung die Sammelliste wieder in Empfang nahm, auf welche August Eibenschütz mit dicken Federzügen seinen Namen neben die Zahl dreihundert gesetzt hatte, mußte wohl einen ähnlichen Eindruck gewonnen haben, denn er sagte in etwas salbungsvollem Ton: „Ihr hochherziger Wohlthätigkeitssinn wird Ihnen, wie ich hoffe, reichen Segen tragen. Ihren Kindern und Kindeskindern wird der Herr heimzahlen, was Sie jetzt für die Mühseligen und Beladenen geopfert haben."

„Ich hoffe es, mein lieber Freund," erwiederte Eibenschütz milde, „wenn es auch wahrlich nicht der Gedanke an die Belohnung ist, der mich leitet. Sollte es etwa auch diesmal die Absicht des Komité's sein, die Liste der Geber in den Zeitungen zu veröffentlichen?"

„Gewiß. Denn wenn auch bei den christlichen Werken der Liebe die rechte Hand nicht wissen soll, was die linke thut, so hat doch Niemand einen Grund, sich seiner guten Handlung zu schämen, und es kann nur heilsam und nützlich sein für unsere edle Sache, wenn wir ein leuchtendes Beispiel aufstellen für die, welche säumig und harten Herzens sind."

Herr August Eibenschütz neigte das Haupt wie Jemand, der sich demüthig einem unvermeidlichen Uebel unterwirft.

„Wenn Sie es so ansehen und wenn Sie sich einen Nutzen davon versprechen, so darf ich Ihnen freilich nicht verwehren, meinen Namen öffentlich zu nennen. Nehmen Sie meine besten Wünsche für Ihre ferneren Erfolge mit sich, mein verehrter Herr."

Er ließ sich nicht abhalten, den Besucher höflich bis

an die Thür des Gemaches zu begleiten, und öffnete dieſelbe gerade in dem Augenblick, als das Dienſtmädchen mit einer Viſitenkarte hatte eintreten wollen.

Eibenſchütz warf einen Blick auf die letztere und wiegte wie im Zweifel das Haupt.

„Paul Dobriner — Paul Dobriner — es iſt mir, als müßte ich den Namen kennen, aber ich weiß nicht, wo ich ihn in meinem Gedächtniß unterbringen ſoll. Nun, laſſen Sie den Herrn jedenfalls eintreten, mein Kind.“

Mitten in ſeinem verſchwenderiſch möblirten und ausgeſchmückten Arbeitszimmer ſtehend, empfing er den Beſucher, deſſen Aeußeres ihm, wie er ſich mit einem einzigen Blick überzeugte, vollſtändig unbekannt war.

„Guten Morgen, mein Herr,“ ſagte er in jener leutſeligen, gewinnenden Art, die er für Jedermann ohne Anſehen des Ranges und Standes hatte. „Wollen Sie die Güte haben, Platz zu nehmen und mir mitzutheilen, womit ich Ihnen zu dienen vermag?“

Paul Dobriner, der von dem augenfälligen Reichthum ſeiner Umgebung ſichtlich angenehm berührt wurde und auf deſſen hübſchem Geſicht ein verbindlich liebenswürdiges Lächeln lag, erwiederte mit einer dankenden Verbeugung: „Es iſt mir im Grunde um nichts anderes als um das Vergnügen Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft zu thun, Herr Eibenſchütz, nachdem ich ſchon ſeit mehreren Monaten die Ehre hatte, in ſchriftlichem Verkehr mit Ihnen zu ſtehen. Sie erwieſen ja der Anwaltsfirma Arndt und Dobriner in Hamburg das Vertrauen, ſie mit der Führung einiger Prozeſſe zu beauftragen.“

„Ah, ganz recht — jetzt erinnere ich mich auch Ihres Namens,“ meinte der ehrwürdige Privatier, und es hatte trotz aller unveränderten Freundlichkeit ſeiner Stimme für einen Moment faſt den Anſchein, als ob ein leichter Schatten des Unbehagens über ſein feiſtes Antlitz huſchte. „Ich

bin Ihnen zu Danke verpflichtet, denn Sie haben ja die beiden Rechtshändel zu einem für mich siegreichen Ende geführt."

„Wie hätte es anders sein können, da die gute Sache — wenigstens im juristischen Sinne," und dabei lächelte er wieder auf die denkbar liebenswürdigste Art, „ganz unzweifelhaft auf Ihrer Seite war. Uebrigens darf ich mir allerdings das Zeugniß ausstellen, mich Ihrer Angelegenheit mit ganz besonderem Eifer angenommen zu haben."

Herr August Eibenschütz nickte statt der Antwort nur mit dem Kopfe, und es gab eine kleine, etwas verlegene Pause. Dann räusperte sich der Rentier und fragte: „Darf ich Ihnen mit einem Gläschen Wein aufwarten, mein lieber Herr Rechtsanwalt? Und ziehen Sie Bordeaux oder Rheinwein vor? Ich habe von beiden einige ganz erträgliche Marken in meinem Keller."

„Wenn mir schon die Wahl überlassen bleiben soll, so möchte ich mich für Rheinwein entscheiden," erwiederte Dobriner heiter. „Eine Flasche Bordeaux ist bei einem guten Diner trefflich am Platze; für einen Begrüßungstrunk um die Vormittagszeit aber eignet sich kein anderes Gewächs so gut, als das vom grünen deutschen Rhein."

„Ganz meine Ansicht," bestätigte Eibenschütz im Tone aufrichtigster Ueberzeugung, „und wenn Sie, wie ich wohl annehmen darf, ein Kenner sind, so hoffe ich einige Ehre bei Ihnen einzulegen mit meinem Tröpfchen."

Das Dienstpersonal mußte wohl auf derartige Aufträge des Hausherrn einigermaßen vorbereitet sein, denn derselbe hatte kaum einen dahingehenden Befehl ertheilt, als die schlanke, langhalsige Flasche und die beiden hohen, bauchigen Römer auch bereits auf dem Tische standen. Herr August Eibenschütz schenkte ein, und als sie die Gläser mit ihrem goldigschimmernden, duftenden Inhalt zusammen-

klingen ließen, sagte Paul Dobriner: „Auf gute Freundschaft und auf gute Geschäfte!"

„Prosit," gab der Andere zurück, aber er warf dabei einen fast scheuen Blick hinter sich, als wolle er sich überzeugen, daß das hinausgehende Mädchen die Thür des Zimmers auch wirklich wieder fest in das Schloß gedrückt habe.

„Vermuthlich halten Sie sich aus geschäftlichen Ursachen vorübergehend in Berlin auf, Herr Rechtsanwalt," meinte er hastig, wie um eine ihm unerwünschte Wendung des Gespräches zu verhindern. „Es ist ein recht gutes Reisewetter, das Sie sich da ausgesucht haben."

Dobriner schlürfte sein Glas bis zum Grunde leer und schnalzte mit der Zunge.

„Rüdesheimer Hinterhaus und ein Jahrgang, wie es, Gott sei's geklagt, nicht allzu viele gibt! Wissen Sie auch, Herr Eibenschütz, daß Ihre Hausfreunde aufrichtig zu beneiden sind?"

Der Rentier lächelte geschmeichelt.

„Wenn die Entfernung unserer Wohnsitze es nicht leider unmöglich machte, so würde ich mir's zu besonderer Ehre rechnen, auch Sie unter diese Hausfreunde zu zählen, Herr Rechtsanwalt."

„Gehen Sie nicht allzu leichtfertig um mit solchen Versicherungen, Verehrtester! Sie könnten da leichter beim Wort genommen werden, als Sie sich's träumen lassen."

Eibenschütz hatte das Glas seines Besuchers wieder gefüllt, ohne das seinige dabei zu vergessen.

„Ich weiß nicht, wie ich diese Warnung verstehen soll," meinte er. „Zweifeln Sie etwa an der Aufrichtigkeit meiner Worte?"

„O, nicht im Mindesten! Aber mit solchen kleinen gesellschaftlichen Lügen nehmen wir es ja schließlich alle-

sammt nicht so genau. Und Ihre Aufforderung hätte diesmal etwas bedenklich für Sie werden können, weil thatsächlich eine Entfernung unserer Wohnsitze nicht länger ein Hinderniß sein würde für unseren freundschaftlichen Verkehr. Ich halte mich nicht vorübergehend in Berlin auf, wie Sie annehmen, sondern es ist meine Absicht, mich dauernd hier niederzulassen."

Nun war das Unbehagen ganz deutlich auf dem Gesicht des Anderen zu lesen, und es verrieth sich ein wenig sogar in seiner Stimme, da er sagte: „Das ist allerdings überraschend. Haben Sie denn die Verbindung mit Ihrem Kollegen Arndt gelöst?"

„Ja. Es gab eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns, und die Natur derselben wird auch Sie ein wenig interessiren, da Ihre werthe Person der eigentliche Ausgangspunkt unserer Differenzen war."

„Meine Person? Ah, Sie scherzen, Herr Rechtsanwalt!"

„Durchaus nicht. Mein Kollege kündigte mir den Vertrag aus keinem anderen Grunde, als weil ich ohne sein Vorwissen und gegen seinen nachdrücklich kundgegebenen Willen Ihre Vertretung in dem zweiten Prozesse übernommen hatte. Er gehört nämlich noch einer gewissen veralteten Schule an, die jeden Rechtsfall nicht nur aus juristischen, sondern auch aus moralischen Gesichtspunkten betrachten möchte, und die einen heiligen Abscheu hat vor Allem, was ihr nicht ganz reinlich und zweifelsohne erscheint. Sein Verhalten in Ihrer Angelegenheit war nicht die erste Dummheit dieser Art, die er beging. — Auf Ihr Spezielles, Herr Eibenschütz!"

Wieder klangen die Gläser zusammen, aber der ehrwürdige Rentier sah immer weniger heiter aus.

„Danke," sagte er lakonisch. „Sie haben sich also von Ihrem Socius getrennt und wollen nun hier in Berlin als Rechtsanwalt praktiziren? Das ist ein bedenklicher

Vorsatz, mein Lieber, denn wir haben deren hier leider mehr als genug."

Dobriner lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schlug gemächlich ein Bein über das andere.

„So meine auch ich. Und da es mir überdies auf dem fremden Boden an allen persönlichen Verbindungen fehlen würde, so verspüre ich in der That sehr wenig Neigung, mein kleines Vermögen bei dem nutzlosen Warten auf eine einträgliche Praxis draufgehen zu sehen. Ein findiger Kopf und eine tüchtige juristische Bildung lassen sich, wie ich meine, heutzutage viel besser und nutzbringender verwerthen, als unter dem Barett eines Rechtsanwalts oder Richters."

„O, Sie denken also daran, Ihren Beruf ganz aufzugeben?"

„Das ist allerdings meine Absicht. Man hat niemals so leicht aus Häckerling Gold machen können, als in unseren Tagen, und Keiner kann den Eingeweihten dies schätzenswerthe Geheimniß so leicht absehen, als ein vielbeschäftigter Rechtsanwalt."

Jetzt war es Herr August Eibenschütz, der zuerst sein Glas erhob.

„Auf einen guten Erfolg, junger Freund," sagte er, und das Unbehagen war mit einem Male vollständig weggewischt von seinem in Gesundheit und heiterer Selbstzufriedenheit strahlenden Antlitz. „Vermuthlich haben Sie auch schon irgend ein ganz bestimmtes Projekt in der Tasche?"

Paul Dobriner lächelte bedeutsam und streichelte seinen zierlichen Schnurrbart. „Vielleicht! Aber die Sache ist noch nicht spruchreif, Herr Eibenschütz."

„Kann mir's wohl denken. Ein gewiegter Jurist geht vorsichtig zu Werke und läßt seine Ideen erst gehörig ausreifen, ehe er mit ihrer Verwirklichung beginnt. Ich

will mich gewiß nicht in Ihr Vertrauen drängen, aber wenn Sie etwa den Rath und den Beistand eines erfahrenen, mit allen kaufmännischen Verhältnissen Berlins genau bekannten Mannes sollten brauchen können, so werde ich Ihnen jederzeit gern zu Diensten sein. — Prosit! Auf Ihre Gesundheit, mein lieber Herr Dobriner!"

„Schönen Dank! Ich hoffe, es wird sich bald eine Gelegenheit für mich finden, meinen Plan mit Ihnen zu besprechen. Vorerst macht mir, wie Sie sich wohl denken können, die Uebersiedelung noch mancherlei Mühseligkeiten und Sorgen. Ich bin hier, wie gesagt, ganz fremd, und habe leider noch keine Familie gefunden, in der ich mich ein wenig hätte heimisch machen können."

Herr August Eibenschütz schaute in sein Glas, und einige kleine Falten auf seiner sonst noch völlig glatten Stirn deuteten darauf hin, daß er angestrengt über etwas nachdenke. Wiederholt räusperte er sich, wie wenn er mit irgend einer bedeutsamen Mittheilung herauskommen wolle, aber es verging doch eine geraume Weile, ehe er, ganz nahe an seinen Besucher heranrückend und ihm vertraulich die feiste Hand auf das Knie legend, mit vorsichtig gedämpfter Stimme sagte: „Ein Wort unter uns, lieber junger Freund! Ich werde Ihnen sehr gern in meinem eigenen Hause ein solches Heim darbieten, dessen Pforten Ihnen jederzeit gastlich offen stehen sollen, wenn Sie mir als ein Mann von Ehre versprechen, stets der einzigen Bedingung eingedenk zu bleiben, welche ich daran knüpfen muß."

„O, ich bitte, Herr Eibenschütz, wenn Sie irgend welche Bedenken hegen —"

„Nein, nein, hören Sie mich nur an. Vor seinem Anwalt hat man keine Geheimnisse, und da Sie in einigen wichtigen Sachen mein Anwalt gewesen sind, habe ich Sie einen Einblick in meine Geschäfte thun lassen, den ich nicht

so leicht einem Anderen verstatten würde. Sie sind ein verständiger Mann, und ich brauche mich Ihnen gegenüber nicht zu rechtfertigen. Wer, wie Sie, aus Häckerling Gold machen will, der kann in Bezug auf Geschäftssachen unmöglich von kleinlichen Vorurtheilen befangen sein."

„O, gewiß nicht, Verehrtester!" versicherte Dobriner lächelnd. „Ich bin gleich Ihnen vollkommen davon überzeugt, daß ein unpraktischer Idealismus nirgends schlechter angebracht sein kann, als in geschäftlichen Dingen."

„Nun wohl, wir verstehen uns! Aber es sind nicht alle Leute so vernünftig, und es gibt — um mich Ihrer treffenden Ausdrucksweise zu bedienen — eine Menge unpraktischer Idealisten, denen für eine Lebensanschauung, wie es die unserige ist, jedes Verständniß abgeht. Ihr Hamburger Kollege war ja, wie es scheint, auch einer von dieser Sorte."

Dobriner nickte bestätigend, und der ehrwürdige Rentier fuhr immer lebhafter werdend fort:

„Na ja, ich brauche Ihnen das also nicht weiter auseinanderzusetzen. Ich selbst bin von bescheidener Herkunft und habe durch eine harte Schule gehen müssen. Was ich zu besitzen wünschte, mußte ich mir aus eigener Kraft erwerben. Da lernt man natürlich bald, die Dinge so anzusehen, wie sie wirklich sind und nicht, wie sie vielleicht sein könnten. Meine Kinder aber haben es besser gehabt. Sie sind in Wohlleben und Bequemlichkeit aufgewachsen, und von dem Kampf um's Dasein wissen sie nichts weiter, als was sie hier und da in verrückten Büchern davon gelesen haben. Da ist es kein Wunder, daß sie auch jetzt, wo sie erwachsene Menschen sind, die ganze Welt noch immer durch eine rosenrothe Brille ansehen, und es für ein wahres Kinderspiel halten, makellos und mit einem Herzen voll eitel Liebe für den theuren Nächsten durch das Leben zu wandeln. — Sie lächeln, mein lieber Herr Rechtsanwalt, und Sie haben ganz Recht, wenn Sie im Stillen denken,

daß das sehr närrisch sei. Aber hatte ich etwa ein Interesse daran, meine Kinder von dieser Narrheit zu heilen? Ich wollte ja nichts Anderes, als sie glücklich sehen, und da sie es, Gott sei Dank, niemals nöthig haben werden, mit der Misère des Daseins in allzunahe Berührung zu kommen, so mögen sie immerhin in dem schönen Wahn weiter leben, daß die Menschheit zur guten Hälfte aus leibhaftigen Engeln bestehe."

„Ihre Kinder sind glücklich zu preisen, Herr Eibenschütz, daß ihnen der Himmel einen so fürsorglichen und liebevollen Vater gegeben hat."

„Nun, nun," wehrte der Rentier bescheiden ab, „man thut eben, was man kann, denn am Ende lebt man doch nur für seine Nachkommenschaft. Aber, um auf des Pudels Kern zu kommen, mein Lieber, meine Angehörigen dürfen unter so bewandten Umständen natürlich niemals erfahren, daß ich noch immer Geschäfte mache und von welcher Art diese Geschäfte sind. Habe ich sie einmal zu eingefleischten Idealisten erzogen, so muß ich nun auch wohl oder übel die Folgen tragen und mich dazu bequemen, vor meinen eigenen Kindern Versteckens zu spielen. Namentlich mein Sohn, der sich auf die Nationalökonomie geworfen und die Menschenbeglückung im Großen so recht eigentlich zu seinem Steckenpferd gemacht hat, wäre im Stande, mir kurzweg alle Kindesliebe aufzukündigen, wenn er erführe, daß ich mir mein Vermögen nicht ausschließlich mit meiner Hände Arbeit oder auf sonst eine nach seinen Begriffen ehrenwerthe Art erworben habe. Ich bin überzeugt, daß es ganz unmöglich sein würde, auch nur zehn vernünftige Worte über den Gegenstand mit ihm zu reden."

Dobriner, auf dessen Lippen beständig ein kleines, überlegenes Lächeln gewesen war, nickte zustimmend und sagte: „Sie dürfen ganz ruhig sein, verehrter Herr Eibenschütz! Ich glaube Sie vollkommen zu verstehen, und wenn Sie

wirklich die Liebenswürdigkeit haben wollen, mir die Pforten Ihres Hauses zu erschließen, so werde ich mich Ihres Vertrauens in allen Stücken würdig zeigen. Als Ihr Anwalt war ich ja ohnedies zu strengster Verschwiegenheit verpflichtet, und nach dieser Unterredung würde ich mich geradezu eines Verbrechens schuldig machen, wenn ich mich Ihren Angehörigen gegenüber jemals auch nur zu der kleinsten Indiskretion verleiten ließe."

„Bravo, mein junger Freund! Ich sehe wohl, daß wir wenig Mühe haben werden, uns zu verständigen. Also machen Sie mir gleich heute das Vergnügen, im Kreise meiner Familie einen Löffel Suppe zu nehmen. Etwa um fünf Uhr, wenn ich bitten darf. Wir werden ganz unter uns sein, und Sie finden außer meiner Frau und meinen Kindern höchstens noch einen guten Freund meines Hauses. Ich halte die Gastlichkeit für eine der ersten Pflichten eines wohlhabenden Mannes, und meine näheren Bekannten wissen, daß an meinem Tisch immer noch Platz ist auch für ein paar unangemeldete Gäste."

Dankend nahm Dobriner die Einladung an, aber er betrachtete dieselbe auch zugleich als ein Zeichen, daß es an der Zeit sei, dem Vormittagsbesuch ein Ende zu machen.

Auf seine Frage, ob er noch vor dem Diner der Frau vom Hause seine Aufwartung machen dürfe, erwiederte Eibenschütz hastig: „O nein! Bemühen Sie sich damit nicht weiter, lieber Freund! Wir legen auf solche Förmlichkeiten kein Gewicht, und Sie werden meine Gattin ja heute Mittag kennen lernen."

Höflich geleitete er Dobriner hinaus, und als er ihm in der Thür noch einmal die Hand zum Abschied reichte, meinte er, wie wenn es ihm ganz beiläufig in den Sinn gekommen wäre: „Ueber Ihr großes Projekt also werden wir nächstens reden, nicht wahr? Nicht daß ich neugierig wäre oder etwa gar von Ihren Ideen profitiren wollte, aber es würde

mich freuen, wenn ich Ihnen mit meinen Erfahrungen und mit meinem Rathe nützlich sein könnte. Wahrhaftig, es würde mich aufrichtig freuen, mein lieber Herr Rechtsanwalt."

Viertes Kapitel.

Selbst in den vornehmsten Hamburgischen Patrizierfamilien hatte Paul Dobriner nicht an einer reicher gedeckten Tafel und in einem üppiger ausgestatteten Speisezimmer gesessen, als heute Nachmittag im Hause des Herrn August Eibenschütz. Wie es der Hausherr vorausgesagt hatte, speiste man nur im kleinsten Kreise, und doch hätte das Mahl, welches da aufgetragen wurde, selbst bei der festlichsten Veranstaltung mit Ehren bestehen können.

Die Unterhaltung war während der ersten Gänge nicht allzu lebhaft, und Dobriner hatte Gelegenheit genug gehabt, die Personen seiner Umgebung, mit denen er vorhin nur oberflächlich bekannt gemacht worden war, aufmerksam zu mustern. Man hatte ihm den Ehrenplatz neben der Frau vom Hause gegeben, und so war es naturgemäß diese, mit welcher er sich zunächst und zumeist beschäftigen mußte. Als August Eibenschütz ihn vorhin seiner Gemahlin vorgestellt hatte, war die erste Empfindung Dobriner's diejenige einer lebhaften Ueberraschung gewesen. Denn wenn der Hausherr trotz seines ehrwürdigen Aussehens, seines wohlwollenden, menschenfreundlichen Lächelns und seiner tadellosen Wäsche den reichen Emporkömmling nicht ganz verleugnen konnte, war die Erscheinung seiner Gattin durchaus diejenige einer Frau von guter Herkunft und ausgezeichneter Erziehung. Sie hatte den neuen Besucher mit wenig Worten, aber mit vollendeter Höflichkeit willkommen geheißen und während des kurzen Gespräches, welches er alsdann mit ihr geführt, mehr Geist und Bildung an den Tag gelegt, als er sie nach seiner Vormittagsunterredung mit August Eibenschütz

hier anzutreffen erwartet hatte. Von der heiteren Seelenruhe und der behaglichen Selbstzufriedenheit des ehrwürdigen Rentiers freilich war nichts in ihrem Wesen. Sie sah blaß und kränklich aus, in ihrem Gesicht machte sich zuweilen ein nervöses Zucken bemerklich, und nachdem sie sich ihrem Gatten gegenüber am Tische niedergelassen hatte, wurde sie wortkarg und einsilbig, als ob sich unsichtbar etwas Bedrückendes auf sie gelegt und ihr die Lust zum Plaudern genommen hätte.

In desto höherem Maße freilich schien diese Lust bei der Tochter des Hauses, einer höchstens achtzehnjährigen jungen Dame von auffallender Schönheit, vorhanden zu sein. Fräulein Lona Eibenschütz ähnelte ihrem Vater in keinem Zuge, und auch das blasse, verkümmerte Gesicht der Mutter mußte man sehr genau studiren, um in seinen Linien eine gewisse Uebereinstimmung mit der blühenden Schönheit des Töchterchens zu entdecken. Schien doch dies frische rosige Antlitz mit den glänzenden Augen und den feingezeichneten Lippen überdies fast in jeder Minute ein anderes zu sein, je nachdem der Gegenstand des Gespräches, das sie gerade führte, fröhliche oder ernste Gedanken in ihrem reizenden Köpfchen anregte. Verhältnißmäßig selten nur hatte Paul Dobriner den Vorzug, ihr Gesicht voll auf sich gerichtet zu sehen. Lona hatte schon vorhin die Vorstellung ziemlich kurz abgemacht, und nun gehörte ihre Aufmerksamkeit fast ausschließlich ihrem Tischherrn, einem Offizier in der Uniform eines Garde-Infanterieregiments, der sich dem jungen Rechtsanwalt, als sie bei ihrer Ankunft im Vorzimmer zusammentrafen, selbst als Premierlieutenant Bernd v. Hohenbruck vorgestellt hatte. Es war ein stattlicher, hochgewachsener Mann von aristokratischem Aussehen und weltmännischen Manieren. Auf seinem feinen, von einem kurzen braunen Vollbart umrahmten Gesicht lag fast beständig ein tiefer Ernst, der zu seiner Jugend und zu seiner

bevorzugten Lebensstellung anscheinend nicht recht passen wollte. Aber wenn seine reizende Nachbarin einmal besonders hell und fröhlich auflachte und wenn seine Augen dabei mit den ihrigen zusammentrafen, so ging auch über seine Züge wohl ein flüchtiges Lächeln, das ihnen gerade um ihres gewöhnlichen Ernstes willen sehr gut anstand und ihn in fast überraschender Weise verschönte.

Der Letzte in der kleinen Tafelrunde, aber gewiß nicht die am wenigsten interessante Persönlichkeit derselben war der Privatdozent Doktor Heinz Eibenschütz, der einzige Sohn des ehrwürdigen Rentiers, den sein Vater am Morgen als einen eingefleischten Idealisten bezeichnet hatte. Die äußere Aehnlichkeit zwischen den beiden Geschwistern war eine geradezu frappirende, wenn auch naturgemäß in dem Gesicht des jungen Gelehrten Alles kräftiger und energischer war als in dem seines reizendes Schwesterchens. Aber er hatte dieselben glänzenden Augen, denselben feingeschnittenen Mund und sogar dieselbe Art, den dunkellockigen Kopf zu erheben, wenn irgend ein Gesprächsthema ihn besonders zu interessiren begann.

Anfänglich, so lange sich die Unterhaltung der Anderen nur um ganz allgemeine und gleichgiltige Dinge drehte, war er sehr schweigsam gewesen; dann aber, als der Premierlieutenant ganz beiläufig eine in der jüngsten Zeit viel erörterte volkswirthschaftliche Frage berührte, war er aufgefahren und hatte mit großer Wärme seine Meinung geäußert. Seine weiche, wohlklingende Stimme und die bestechende Beredtsamkeit, mit welcher er seinen Gedanken Ausdruck zu geben wußte, hatten ihm sogleich die Aufmerksamkeit des kleinen Kreises gesichert, und auf Dobriner's Lippen erschien wieder das ironische Lächeln vom Vormittag, als er sah, wie andächtig August Eibenschütz den Worten seines Sohnes lauschte und wie eifrig er nach jedem Satze durch ein Kopfnicken oder durch eine hin-

geworfene Bemerkung seine Zustimmung zu erkennen gab.

Der Einzige, der dem feurigen jungen Redner in mehreren Punkten widersprach, war Hohenbruck, und zwischen Beiden entspann sich bald eine sehr interessante Debatte, in die sich zuletzt auch Dobriner mischte, um mit aller Entschiedenheit die Partei des Privatdozenten zu ergreifen. Er offenbarte dabei eine so lebhafte, fast begeisterte Theilnahme für das Wohl und Wehe der arbeitenden Klassen, daß ihm alle Tischgenossen, zumeist aber Herr August Eibenschütz, in sichtlicher Ueberraschung ihre Blicke zuwandten, und daß auch Fräulein Lona zum ersten Male etwas wie ein wirkliches Interesse für den neuen Bekannten ihres Vaters zeigte. Sie hatte wohl hinter dem hübschen Gesicht und der eleganten Erscheinung des jungen Juristen nicht so viel Intelligenz und Gedankenreichthum vermuthet, als er sie jetzt in der liebenswürdigsten und anspruchlosesten Weise offenbarte, und das heitere Lächeln, welches ihr zuletzt seine witzige Schlußbemerkung entlockte, war von einem so freundlichen Blick ihrer glänzenden Augen begleitet, daß er sich dadurch wohl einigermaßen entschädigt fühlen konnte für die Vernachlässigung, die er bis dahin von ihr erfahren.

In bester Stimmung aller Theilnehmer — die Frau vom Hause vielleicht einzig ausgenommen — verlief die letzte Hälfte des lang ausgedehnten Mittagessens, und als man sich endlich „Gesegnete Mahlzeit" wünschte, drückte Heinz Eibenschütz dem neuen Bekannten wie einem guten alten Freunde die Hand.

„Wir werden uns, wie ich hoffe, noch oft über diese Dinge unterhalten, Herr Dobriner," sagte er herzlich. „Es gewährt mir immer große Befriedigung, auf einen gesinnungsverwandten Menschen zu treffen und mit einem Manne, der Theilnahme und Verständniß dafür besitzt, über meine Lieblingsideen plaudern zu können."

Digitized by Google

„Unsere Wünsche und Empfindungen begegnen sich, Herr Doktor," lautete Dobriner's artige Erwiederung. „Ich würde glücklich sein, wenn es mir gelänge, mir neben der Freundschaft Ihres Herrn Vaters auch die Ihrige zu erwerben."

Fräulein Lona gestattete dem Gast, ihr mit einem artigen Worte die schlanke weiße Hand zu küssen, und der Einzige, der sich etwas kühl und zurückhaltend gegen ihn verhielt, war der Premierlieutenant v. Hohenbruck, wie zuvorkommend und verbindlich Dobriner sich auch immer gegen ihn zeigte.

In einem großen Nebenraum, der durch eine Fülle seltener und kostbarer Blattgewächse in eine Art von Wintergarten verwandelt worden war, nahm man den in zierlichen Schälchen kredenzten Kaffee ein, und die Herren zündeten sich die ausgezeichneten Cigarren an, deren Ruhm August Eibenschütz mit beredten Worten verkündet hatte, bis ein Stirnrunzeln seines Sohnes ihn plötzlich verstummen ließ. Bei der ersten Gelegenheit, welche sich ihm dazu bot, nahm der ehrwürdige Rentier Paul Dobriner bei Seite.

„Mein Kompliment, lieber Freund," flüsterte er. „Sie sind ja ein ganz charmanter Gesellschafter, und dafür, daß Sie so hübsch auf die Ideen meines Jungen eingegangen sind, weiß ich Ihnen ganz besonderen Dank. Es erfreut ihn immer so sehr, Zustimmung für seine philanthropischen Phantastereien zu finden, und es ist ja schließlich so leicht, ihm diese Freude zu bereiten."

Auch hier empfing Dobriner einen warmen Händedruck, und er konnte somit ziemlich sicher sein, sich die Sympathien der ganzen Familie gleichsam im Fluge gewonnen zu haben. Daß er seine bescheidene Haltung trotzdem nicht aufgab, sich nirgends anspruchsvoll in das Gespräch eindrängte und gewöhnlich erst als der Letzte seine Zustimmung kundgab, war nur darnach angethan, den günstigen

Eindruck zu steigern, welchen seine Persönlichkeit hervorgebracht. Namentlich Fräulein Lona hatte Gelegenheit, sich über die feine Art seines Auftretens zu freuen, denn es war ihr ersichtlich einmal sehr ungelegen gekommen, als Dobriner plötzlich vor ihnen auftauchte, während sie sich in einem von breitblättrigen Palmen gebildeten traulichen Winkel halblaut und anscheinend recht eifrig mit Hohenbruck unterhielt. Zwar war sie als wohlerzogene junge Dame bemüht gewesen, ihn nichts von ihrer kleinen Verstimmung merken zu lassen, aber Dobriner hatte nichtsdestoweniger den guten Geschmack gehabt, sich nach einigen gleichgiltigen Worten wieder zurückzuziehen, und im ganzen weiteren Verlauf des Abends hatte er sehr geschickt vermieden, die Zwiesprache der Beiden noch einmal unliebsam zu stören. Er widmete sich nur noch mit verdoppelter Hingabe der Unterhaltung mit dem feurigen jungen Privatdozenten, und die Uebereinstimmung ihrer Ansichten mußte dabei wohl noch erfreulicher als zuvor zu Tage getreten sein, denn einige Stunden nach Aufhebung der Tafel schieden sie von einander wie Freunde.

Herr August Eibenschütz, der fortwährend in ihrer Nähe herumgestrichen war und dabei beständig beinahe andächtige Blicke auf seinen Sohn geworfen hatte, überschüttete Dobriner beim Fortgehen mit dringenden Aufforderungen, seinen Besuch bald und oft zu wiederholen. Die Frau vom Hause aber war verschwunden, und es mußte wohl nichts Auffälliges und Ungewöhnliches in ihrer vorzeitigen Entfernung sein, da weder ihre Angehörigen noch der Premierlieutenant eine Bemerkung darüber machten.

Es war nur natürlich, daß die beiden Herren gemeinsam das Haus verließen, und wenn auch Hohenbruck dem neuen Bekannten gegenüber vorläufig noch immer seine kühl abwartende Haltung bewahrte, konnte er es als ein Mann von höflichen Sitten doch nicht ablehnen, als Do-

briner ihn um die Erlaubniß bat, noch ein Stück Weges mit ihm gehen zu dürfen.

Sie sprachen erst von allerlei fernliegenden, gleichgiltigen Dingen; dann aber wußte Dobriner in ganz harmloser und unverfänglicher Weise die Unterhaltung auf die Bewohner des Hauses zu lenken, welches sie soeben verlassen hatten.

„Eine sehr liebenswürdige und sympathische Familie," sagte er. „Vermuthlich gehören Sie schon seit längerer Zeit zu den Freunden derselben, Herr Lieutenant?"

„Nicht allzulange," erwiederte der Gefragte. „Vor etwa drei Monaten erst machte mich ein Zufall mit den Damen und mit dem Doktor Heinz bekannt, und meine Freundschaft mit dem Letzteren war die für mich sehr angenehme Folge dieser Begegnung."

„Ich begreife wohl, daß man sich mit lebhafter Genugthuung einen Freund dieses ausgezeichneten jungen Mannes nennen kann. Man begegnet in unseren Tagen nicht mehr allzu häufig einem Menschen, der gleich ihm seinen Sinn nur auf die höchsten idealen Güter des Daseins gerichtet hat und sich in edler Selbstlosigkeit fernzuhalten weiß von jeder Berührung mit dem Niedrigen und Gemeinen."

Hohenbruck machte eine kurze zustimmende Bemerkung, aber er ging nicht auf den überschwenglichen Ton seines Begleiters ein und überließ auch diesem allein die Sorge für die Weiterführung des Gespräches. Es war im Ganzen nicht viel Ermuthigendes für Dobriner in seinem Benehmen, aber der ehemalige Rechtsanwalt schien die vornehme Zurückhaltung des Offiziers nicht als etwas Kränkendes zu empfinden, da er ganz unbeirrt in seiner verbindlichen Weise fortfuhr: „Und Fräulein Lona ist, wie es scheint, nicht nur in ihrem Aeußeren das verschönerte Ebenbild des Bruders. So kurz auch immer meine Bekanntschaft

mit der jungen Dame ist, so voll Bewunderung bin ich doch bereits für die seltenen Vorzüge ihres Herzens und ihres Geistes. Der Mann, welchem dereinst beschieden ist, sie als seine Gattin heimzuführen, wird glücklich zu preisen sein vor allen anderen Sterblichen, und der dürfte diese beneidenswerthe Gunst des Geschicks selbst mit den schwersten Opfern nicht allzu theuer erkauft erachten."

Sie waren gerade an einer Straßenkreuzung angekommen, und in der unzweideutigen Absicht, sich nunmehr von seinem Begleiter zu verabschieden, blieb der Premierlieutenant stehen.

„Ich gedenke mich jetzt noch auf eine Stunde in das Kasino zu begeben," sagte er, ohne die letzte auf Lona Eibenschütz bezügliche Bemerkung Dobriner's einer Erwiederung zu würdigen. „Vielleicht habe ich das Vergnügen, Ihnen noch einmal zu begegnen, mein Herr! Guten Abend!"

Mit einer leichten Neigung des Oberkörpers legte er grüßend die Hand an den Helm und drehte sich kurz um, um festen, klingenden Schrittes die Straße hinabzugehen.

Dobriner blickte ihm ein paar Sekunden lang lächelnd nach; dann steckte er gemächlich die Hände in die Taschen seines Ueberrockes und schlenderte nach der entgegengesetzten Richtung davon. Nach dem heiteren Ausdruck seines Gesichts zu urtheilen, war er vollauf zufrieden mit dem Verlauf des heutigen Abends.

Fünftes Kapitel.

Etwa eine Woche später saßen Herr August Eibenschütz und Paul Dobriner einander abermals um die Vormittagszeit in dem Arbeitszimmer des Rentiers gegenüber, und diesmal handelte es sich zwischen ihnen nicht mehr wie bei jenem ersten Besuch lediglich um einen Austausch von Höf-

lichkeiten und gefälligen Redensarten. Dobriner hatte gleich im Eingang des Gespräches bemerkt, daß er gekommen sei, um von dem Anerbieten seines verehrten Freundes, ihm mit seinen Erfahrungen und seinem Rathe zur Seite zu stehen, Gebrauch zu machen, und Herr August Eibenschütz hatte ihm darauf sofort mit dem Ausdruck lebhaftester Spannung sein ehrwürdig freundliches Antlitz zugewendet.

„Wir leben in einer Zeit der Aufklärung und des Fortschritts," begann der ehemalige Rechtsanwalt mit einer Feierlichkeit, von welcher schwer zu sagen gewesen wäre, ob sie aufrichtig oder ironisch gemeint sei. „Das eigentliche Losungswort unserer Tage heißt ‚Humanität', im Mittelpunkte aller Erörterungen steht die große soziale Frage, und wir können kein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, ohne von staatlichen und privaten Bestrebungen zu lesen, welche einzig darauf gerichtet sind, das Loos der ärmeren Volksschichten zu erleichtern und die Lage der arbeitenden Klassen zu verbessern."

Herr August Eibenschütz hatte die Augen immer weiter aufgethan und zu den einleitenden Worten seines jungen Freundes schließlich ein Gesicht gemacht, wie Jemand, der im Ungewissen ist, ob man nicht etwa die Absicht habe, ihn zum Besten zu halten.

„Jawohl — ganz recht," bestätigte er zögernd. „Was Hauskollekten und andere Sammlungen zu derartigen Zwecken anbetrifft, so weiß auch ich ein Liedchen davon zu singen."

„Ah, sehen Sie, da kommen wir gleich auf das, was ich sagen wollte. Die Börsen der reichen Leute werden zu allen erdenklichen arbeiterfreundlichen Zwecken in Anspruch genommen, und wie der Wind nun einmal heutzutage weht, hat Keiner so recht den Muth, sich auszuschließen, wie sauer es auch Manchem fallen mag, immer und immer wieder in die Tasche zu greifen."

Der ehrwürdige Rentier seufzte zustimmend, aber er war offenbar noch immer sehr weit davon entfernt, zu begreifen, worauf der Andere hinaus wolle, und Dobriner schien sich darin zu gefallen, ein wenig mit seiner Neugierde zu spielen.

„Wer es zu etwas bringen will," fuhr er fort, „der muß sich vor Allem darauf verstehen, den Zeichen der Zeit die rechte Deutung zu geben und sie zu seinem Vortheil zu nützen. Ich aber halte gerade das fieberhafte Werben um die Befriedigung und die Gunst des Proletariats für ein solches Zeichen der Zeit, und ich sehe nicht ein, warum ein kluger Kopf aus dieser Thorheit nicht ebenso gut Gewinn ziehen könnte, als aus irgend einer anderen."

Nun war doch wenigstens endlich das Wort gefallen, das Herrn August Eibenschütz der Nothwendigkeit überhob, seine menschenfreundliche Miene aufzusetzen. Er rieb sich mit dem Rücken der Hand das glattrasirte Kinn und meinte diplomatisch: „Kluge Köpfe finden immer und überall ihre Rechnung, mein lieber Herr Rechtsanwalt, aber wie gerade auf diesem Felde etwas Nennenswerthes zu verdienen sein sollte —"

„Hören Sie mich nur gefälligst an! Einen der schwierigsten Punkte bei der Lösung des sozialen Konflikts bildet ohne Zweifel die Wohnungsfrage. Die großen Miethskasernen der Arbeiterviertel Berlins, in deren jede sich mehrere hundert Personen jedes Alters und Geschlechts zusammendrängen müssen, bedeuten erwiesenermaßen einen schweren Uebelstand, unter welchem die Arbeiterbevölkerung gesundheitlich wie moralisch empfindlich zu leiden hat, und welcher darum zugleich eine ernste Gefahr für die gesammte bürgerliche Gesellschaft in sich schließt. Der Aufenthalt in diesen gefängnißartigen Gebäuden, wo sie sich aus Gründen der Sparsamkeit in jedem Zimmer oft buchstäblich bis zum Ersticken zusammenpferchen müssen, hat den großen Massen

längst jenes Gefühl des Behagens entfremdet, mit welchem uns glücklicher situirte Menschenkinder der Besitz eines trauten Heims täglich auf's Neue erfüllt, und er hat ihnen längst das Verständniß geraubt für die tiefe Wahrheit des alten Reimwortes, daß eigener Herd Goldes werth sei. Ihre jämmerlichen Behausungen und das Unwesen der sogenannten Schlafstellen haben namentlich die Fabrikarbeiter fast zu Vagabunden gemacht, denen jede Anhänglichkeit an die heimische Scholle unbekannt ist, und die leichten Herzens heute hierhin, morgen dorthin wandern, je nachdem eine augenblickliche Unzufriedenheit mit den Lohnverhältnissen oder vielleicht das Losungswort irgend eines Strikekomité's es ihnen nahe legt. Hier ist meiner Ueberzeugung nach ein Arbeitsgebiet für die besitzenden Klassen, auf welchem bisher noch viel zu wenig gethan ist, — hier liegt eine Aufgabe, welche wohl des Schweißes der Edlen werth ist und für welche sich, wie ich denke, das Interesse und die Opferwilligkeit weiter Kreise ohne jede Schwierigkeit müßten gewinnen lassen. Einzelne Versuche mit kleinen Arbeiterhäusern und dergleichen sind wohl schon hier und da gemacht worden, aber sie mußten nothwendigerweise an der Armseligkeit der Mittel scheitern, mit welchen man sie unternommen. Einen großen Erfolg darf man sich wie auf jedem anderen Felde so auch hier wohl nur von der Aufwendung sehr bedeutender Kapitalien versprechen."

Der Rentier gähnte durch die Nase und begann mit einem Bleistift zu spielen. Sein Interesse für das Projekt des Anderen verringerte sich augenscheinlich immer mehr, und es geschah wohl nur aus Höflichkeit, wenn er fragte: „Und nun haben Sie also die Absicht, diese bedeutenden Kapitalien für die Lösung des Problems auf's Spiel zu setzen?"

„Ich? Nein! Wenigstens nicht, soweit meine eigenen Mittel in Frage kommen. Aber ich gedenke eine große

Aktiengesellschaft für den Bau von Arbeiterhäusern in's Leben zu rufen — eine Gesellschaft, deren Aktionäre zunächst allerdings weniger auf eine hohe Verzinsung ihres Geldes, als auf jenes schöne Gefühl innerer Befriedigung werden rechnen dürfen, welches das Bewußtsein einer guten That stets im Gefolge hat."

„So? Na, ich wünsche Ihnen Glück zu dem Unternehmen," meinte Herr August Eibenschütz kühl. „Doch ich glaube, offen gestanden, nicht, daß Sie einen nennenswerthen Erfolg damit haben werden."

„Ich aber bin von diesem Erfolg felsenfest überzeugt! Es sind gewaltige Summen schon für viel weniger greifbare und einleuchtende Zwecke aufgebracht worden, und die Lösung der sozialen Frage ist ja ein Schlagwort, das seine Wirkung in unseren Tagen niemals verfehlt. Man muß nur darauf bedacht sein, die ganze Angelegenheit mit dem nöthigen Geräusch und in der gehörigen bengalischen Beleuchtung in Scene zu setzen. Man muß einflußreiche Zeitungen dafür gewinnen, muß große Versammlungen einberufen und muß vor Allem die wohlwollende Aufmerksamkeit hoher Personen auf das gemeinnützige Unternehmen zu lenken verstehen. Sie glauben nicht, verehrter Freund, welche Wunder die Aussicht auf einen niedlichen Orden oder ein hübsches Titelchen bisweilen zu bewirken vermag."

„Nun, es ist ja möglich, daß sich das Ding wirklich zu Stande bringen läßt, aber Sie würden eine Unmasse von Arbeit und wahrscheinlich auch sehr bedeutende Kosten davon haben, ohne daß ich bis jetzt einsehen könnte, wo denn eigentlich der Nutzen für Sie stecken sollte. Bei einer Aktiengesellschaft dieser Art würde ja nicht einmal der allerkleinste Gründergewinn herauszuschlagen sein."

„Das käme doch wohl darauf an, wie man die Sache anfaßt," sagte Dobriner lächelnd. „Mein Plan wäre in großen Zügen etwa folgender: Sobald das erforderliche

Kapital durch genügende Zeichnungen gesichert ist, wird ein großes Terrain in der näheren Umgebung Berlins erworben und sogleich mit einer beträchtlichen Anzahl kleiner Häuser besetzt, deren jedes Raum für eine oder zwei Arbeiterfamilien bietet. Die Baukosten werden nicht allzu bedeutend sein, denn man verwendet natürlich nur das billigste Material, und jeder Luxus ist ja durch die Natur der Sache von vornherein ausgeschlossen. Nur ein Gärtchen und ein Ziegenstall müssen nothwendig bei jedem Hause sein. Das ist poetisch und wirkt bestechend genug auf die Gemüther, um etwaige Mängel der Wohnung darüber vergessen zu lassen. Dann stellt man Denjenigen, welche darauf reflektiren — und ihre Zahl wird ohne Zweifel groß genug sein — die Häuser für einen Miethspreis zur Verfügung, der etwa dem bisher von ihnen gezahlten entspricht und man setzt zugleich einen geringen Zuschlag fest, durch dessen Entrichtung der Miether ein Anrecht auf die Erwerbung des Hauses erlangt. Nach fünfzehn oder zwanzig Jahren kann er auf diese Weise den ganzen Kaufpreis bezahlt haben und behäbiger Hauseigenthümer sein. Das ist doch gewiß verlockend und überaus human?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Peri.

Historische Erzählung von L. v. Sacher-Masoch.

Mit Illustrationen von R. Knötel.

(Nachdruck verboten.)

1.

In dem uralten Woiwodenschlosse, das weltverloren in den polnischen Wäldern liegt, fern der Heerstraße und den volkreichen Städten, erwarteten an einem Novemberabend des Jahres 1827 zwei Frauen mit Ungeduld die Ankunft eines zugleich hohen und lieben Gastes. Die eine der beiden Damen war in dieser Stunde mehr als je von großen, weitausgreifenden politischen Plänen und ehrgeizigen Kombinationen erfüllt, während die andere ganz unter der Herrschaft der Liebe stand, welche ihr Herz erfüllte.

Die erstere, eine hohe Gestalt mit vollen schönen Formen, das etwas bleiche Gesicht durch zwei lebhafte, geistsprühende Augen belebt, war die polnische Gräfin Plater, die Herrin des Schlosses und der dasselbe umgebenden ausgedehnten Güter; die zweite, um mehrere Jahre jüngere, war die Prinzessin Elise Radziwill. Sie war von Berlin herübergekommen, heimlich und verstohlen, um hier den Geliebten sehen und ein paar Tage ungestört mit ihm verkehren zu können, während er unter dem Vorwande kam, an den Jagden der Gräfin theilzunehmen.

Tiefer Schnee bedeckte weithin die Erde und hüllte die Wälder und das Schloß ein. Wenn die Prinzessin mit klopfendem Herzen an das Fenster trat, um hinauszublicken in die Dunkelheit, sah sie nur wenige Sterne in weiter Ferne blinken.

Wieder hatte sich Prinzessin Elise in dem Sessel beim Kamin niedergelassen, und während sie in die rothe Gluth desselben starrte, murmelte sie mit vor Aufregung erstickter Stimme: „Und wenn er nicht kommt, was dann? Wenn man ihn zurückgehalten hat, wenn dieser kühne, gewagte Schritt um nichts geschehen ist, was dann, Gräfin?"

Die Gräfin war hinter das schöne Mädchen getreten und legte die vollen Arme um ihren Hals.

„Sie sind ein Kind, Elise," gab sie zur Antwort, indem sie die Prinzessin auf die Stirne küßte, „er wird kommen, ich kenne ihn. Wenn es irgend ein Hinderniß für ihn geben würde, so hätte er niemals sein Wort verpfändet."

„O, daß Sie Recht behielten!" entgegnete die Prinzessin, während sie trotz der Pelzjacke, die sie trug, und der Wärme, welche das trauliche Gemach erfüllte, leise erschauerte.

Einige Zeit schwiegen die beiden Frauen. Dann ließ sich plötzlich ein Knall vernehmen, bei dem Elise Radziwill erschrak und einen leisen Schrei ausstieß, während die Gräfin Plater an das Fenster eilte.

„Ein Schuß!" murmelte die Prinzessin.

„Nein," antwortete die Gräfin Plater, „es war die Peitsche eines Kutschers, ich höre jetzt deutlich die Schellen eines Schlittens. Er kommt näher, er hält; das Thor wird geöffnet — er ist es!"

Elise erhob sich, wie wenn sie dem Ankommenden entgegeneilen wollte, preßte aber im nächsten Augenblick die kleine Hand auf das Herz und sank wieder in den

Seſſel zurück, indeß die Gräfin Plater hinauseilte, dem mit ſo fieberhafter Sehnſucht Erwarteten entgegen.

Der Schlitten hielt in der Einfahrt des Schloſſes. In dem Augenblick, wo der hochgewachſene, ſchöne junge Mann, welcher darin ſaß, ſich erhob und den großen Reiſepelz abwarf, erſchien die Gräfin am Fuße der Treppe, um ihn zu empfangen. Es war Prinz Wilhelm, der zweite Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, welcher ganz einfach, ohne jedes Gefolge, nur von ſeinem Jäger begleitet, im ſtrengſten Inkognito ankam. Er ſprang aus dem Schlitten und ergriff die Hände der Gräfin, welche ihm dieſe mit einem bezaubernden Lächeln entgegenſtreckte, um ſie zu küſſen.

„Ich wußte es, königliche Hoheit, daß Sie kommen würden," ſagte die Gräfin.

„Sie wußten es?" erwiederte Prinz Wilhelm, indem er ihr den Arm gab und ſie die Treppe hinaufführte. „Wer hat alſo daran gezweifelt? — Eliſe?"

Die Gräfin nickte. „Eliſe war in einer unbeſchreiblichen Aufregung. Ihr ſchwärmeriſches, exaltirtes Weſen wird ſie tödten, wenn es Ihnen nicht gelingt, Prinz, ſie aus den höheren Sphären, in denen ſie ſich ſtets bewegt, ein wenig auf dieſe Erde zurückzuführen."

„Ich glaube nicht, daß Eliſe ſich jemals ändern wird," ſprach Prinz Wilhelm, „ſie war immer ſo, ſchon als Kind. Es liegt in ihrem Weſen etwas, was nicht von dieſer Erde iſt, und ich geſtehe Ihnen, daß mir dieſer ſo rührende, ſo hinreißende Zug an ihr oft Sorge macht, ja, mir Angſt einflößt."

„Warten Sie nur," verſetzte die Gräfin, „das wird Alles anders werden, wenn Eliſe erſt Ihre Gemahlin iſt."

„Wir wollen es hoffen," ſagte Prinz Wilhelm, während eine leichte Wolke über ſeine Stirne flog.

Die Gräfin führte ihn durch eine Reihe von Sälen bis in das trauliche Gemach, in welchem Elise ihn erwartete. In dem Augenblick, wo er über die Schwelle trat, zog sie sich leise zurück und ließ die Liebenden allein.

Elise Radziwill hatte sich erhoben und stand jetzt, die linke Hand auf die Lehne des Sessels gestützt, bebend da. Sie konnte den Eintretenden nur mit den Augen grüßen, während er rasch auf sie zuging und sie in seine Arme schloß.

Auch Elise hielt den Geliebten mit ihren Armen umschlungen, während ihre Augen an den seinen hingen, und er das Pochen ihres Herzens gegen das seine fühlte. Es war ein selten schönes Paar. Er das Bild männlicher Kraft, edel und vornehm, mit dem Ausdruck gewinnender Ehrlichkeit und Liebenswürdigkeit in dem frischgefärbten, feingeschnittenen Gesicht, sie in ihrer seelischen Schönheit, engelgleich, zart, schwärmerisch, mit dunklen sanften Augen in dem durchsichtigen weißen, edelgeschnittenen Antlitz, von goldenen Locken wie von einer himmlischen Glorie umwallt.

Leise zog der Prinz sie an sich, und seine Lippen berührten die ihren. Dann rückte er sich einen zweiten Sessel zu dem ihren heran, ganz nahe, und saß jetzt ihr gegenüber, und hielt ihre Hände in den seinen.

„Ich dachte nicht mehr, daß Du kommen würdest," murmelte Elise.

„Also Du hast an mir gezweifelt?" erwiederte Prinz Wilhelm. „Es ist das erste Mal, daß ich bei meiner Elise einem Mißtrauen begegne."

„Nicht an Dir habe ich gezweifelt," erwiederte sie rasch, „aber an der Möglichkeit, die Hindernisse zu überwinden. Wir haben eine Welt gegen uns, Wilhelm, kannst Du es leugnen?"

„Um Dich, Elise, nehme ich den Kampf auch gegen eine Welt auf."

Die Prinzeſſin lächelte. Und dieſes Lächeln entzückte den Prinzen Wilhelm ſo ſehr, daß er wiederholt ihre kleine Hand an die Lippen führte. Es war ſo ſelten, daß Eliſe lächelte. Es lag etwas wie eine wehmüthige Ahnung in ihrem Weſen, in ihrem ideal ſchönen Antlitz, eine Ahnung von geſcheitertem Glück und einem frühen Tode.

In dieſem Augenblick war ſie jedoch glücklich, ſie vergaß Alles, was zwiſchen ihr und dem Geliebten ſtand, und verſenkte ſich ganz in eine ſchönere und glücklichere Vergangenheit. Sie erinnerten ſich Beide der Zeit, wo ſie als Kinder in dem großen Garten des Palais Radziwill in Berlin geſpielt hatten, im Schatten der uralten Eichen und Linden, wo ſie zuſammen Veilchen und Maiglöckchen ſuchten und ſie mit denſelben geſchmückt, einer Elfe gleich, auf der ſammetgrünen, vom goldenen Sonnenlicht gebadeten Wieſe umherſprang. Sie erinnerten ſich auch des Abends, wo ihre Herzen ſich gefunden hatten. Es war im Jahre 1821 bei Gelegenheit der Feſte, mit denen König Friedrich Wilhelm III. den erſten Beſuch der Großfürſtin Nikolaus, ſeiner Tochter, und ihres Gemahls feierte. „Lalla Rookh" von Thomas Moore, dieſe herrliche Dichtung, welche damals die ganze gebildete Welt entzückte, gab den Vorwurf zu einem Feſtzuge und lebenden Bildern, welche mit einem an dem ſparſamen Hofe Friedrich Wilhelm's III. unerhörten Glanze in Scene geſetzt wurden. Eliſe Radziwill ſtellte die Peri dar, jene rührende Fee, welche die Thränen der Menſchen ſammelt. Im weißen, wie Mondlicht ſchimmerndem Gewande erſchien ſie dem Prinzen Wilhelm ſelbſt wie eine Fee, und während ſie ihn durch den holdeſten Zauber band, gewann auch er ihr junges unſchuldvolles Herz. —

„Du fragſt nicht," ſagte endlich Prinz Wilhelm, „was ich in Bezug auf unſere Zukunftspläne bringe?"

„In Bezug auf Deine Träume, willſt Du ſagen," er-

wiederte die Prinzessin, „denn ich — ich habe niemals zu hoffen gewagt, daß ich Deine Gemahlin werden könnte. Ich will nichts als Deine Liebe, Wilhelm, mir genügt es, wenn uns jene Harmonie der Seelen vereint, die nicht von dieser Erde ist; alles Andere begehr' ich nicht, und es ist mir auch vom Schicksal nicht beschieden."

„Ich aber, Elise," sprach Prinz Wilhelm, „ich will Dich ganz die Meine nennen vor aller Welt. Mein Bruder, der Kronprinz, hat mit dem König gesprochen. — Noch immer keine Entscheidung — ich bin wie im Fieber."

„Bleib' ruhig, mein Freund," entgegnete Elise, „fasse Dich, füge Dich bei Zeiten männlich und edel in das Unvermeidliche. Denke daran, Wilhelm, nie werde ich die Deine, niemals!"

„Wer sagt Dir das?"

„Mein ahnungsvolles Herz, Wilhelm, das mich niemals getäuscht hat."

„Gebe Gott, daß Du Unrecht hast."

Die Prinzessin erhob sich jetzt plötzlich, fast leidenschaftlich, schloß die Haken ihrer Kazabaika von türkischem, goldgesticktem Stoff, welche mit Zobel besetzt und gefüttert war, öffnete die Glasthüre und trat, gefolgt vom Prinzen, hinaus auf den Balkon. Wie sie jetzt dastand, vom Lichte des Mondes umflossen, glich sie wieder einer überirdischen Erscheinung.*)

„Welch' herrliche Nacht," murmelte sie. „Obwohl es Winter ist, und der Schnee sein Leichentuch über die Erde gebreitet hat, fühle ich mich doch an jene Nacht in Shakespeare's ‚Kaufmann von Venedig' erinnert, wo die Liebenden vor Portia's Landhaus in süßen Träumen sitzen. Doch mir ist ganz anders zu Muthe. Mein Blut wallt, ich brauche Kühlung."

---

*) Siehe das Titelbild.

„Keine Thorheit, Eliſe," ſprach Prinz Wilhelm, indem er den Arm um ihre ſchlanke Taille legte. „Es iſt wahrhaftig nicht die Jahreszeit, um ſich im Freien zu bewegen, in ſo ſpäter Stunde. Vor Allem könnteſt Du bei Deinem zarten Körper leicht Schaden nehmen."

„Ach, Wilhelm, ich bin nicht ſo empfindlich, wie Du denkſt, nur mein Herz iſt es, meine Nerven. Und dann — ich lebe doch nicht lange!"

In dieſem Moment ſah ſie erſt die tiefe Trauer, die in ſeinem Blicke lag.

„Was haſt Du?" fragte ſie, indem ſie die beiden Hände auf ſeinen Arm legte.

„Du fragſt noch?" ſprach Prinz Wilhelm. „Mir iſt bange um Dich, Eliſe. Du ſelbſt ſagſt, Du würdeſt nicht lange leben."

„Sprechen wir nicht davon," erwiederte die Prinzeſſin, „aber ich weiß es."

Damit trat ſie in das Zimmer zurück, ſetzte ſich an das Piano und ſang mit ihrer melodiſchen, weichen Stimme ein wehmüthiges, ergreifendes polniſches Volkslied.

2.

Der Geheimrath und Direktor im Juſtizminiſterium v. Kamptz hatte ſeinen Bericht ſoeben beendet, ſchien jedoch noch etwas auf dem Herzen zu haben, denn er zögerte, das Kabinet des Königs zu verlaſſen.

„Na, was noch haben?" begann Friedrich Wilhelm III., welcher bisher, die Arme auf dem Rücken, im Gemach auf und ab gegangen war und jetzt mit einem Male vor Kamptz ſtehen blieb und ihn ſcharf anſah. „Reden, Kamptz, reden, hinter'm Berge halten nicht gerne haben, immer offen ſein — das Beſte."

„Ich dachte, Eure Majeſtät hätten mir vielleicht noch etwas zu ſagen."

„Hm!“ machte der König, „meinen wohl in Bezug auf den Prinzen Wilhelm? Alles mich bestürmen wegen Heirath mit der kleinen Radziwill. Schlimme Geschichte das. Prinz Wilhelm sehr verliebt, sehr aufgeregt, will

durchaus nicht ablaſſen von ſeiner romantiſchen Idee. Was meinen, Kamptz?"

„Vergeben mir Majeſtät eine Frage: Hat Seine königliche Hoheit, Prinz Wilhelm, Eure Majeſtät direkt in Bezug auf dieſe Heirathspläne beſtürmt, oder nur indirekt durch andere Perſonen?"

„Nur durch Andere," erwiederte der König. „Prinz Wilhelm tapferer Soldat ſein vor Feind, bewieſen ſchon, aber keinen Muth haben, mit mir über ſeine Liebe zu ſprechen. Hat auch ganz recht."

„Alſo indirekt," wiederholte Kamptz, „das iſt noch gut, das gibt mir Hoffnung, es beweist mir, daß Prinz Wilhelm ſelbſt fühlt, daß dieſes Heirathsprojekt gegen die Traditionen des königlichen Hauſes und gegen die Geſetze deſſelben verſtößt."

„Nicht ſo ſehr, Kamptz, als Sie glauben," ſprach der König, indem er die rechte Hand hin und her ſchüttelte. „Verſchiedene Juriſten haben Erklärung gegeben, daß Familie Radziwill von königlichem Blute und uns Hohenzollern ebenbürtig."

„Es gibt aber andere Juriſten, Majeſtät," ſprach Kamptz. „welche ſich im entgegengeſetzten Sinne ausſprechen."

„Weiß ſchon," rief Friedrich Wilhelm III. „Leute kein Gewiſſen haben, immer ſo ſprechen, wie ihr Vortheil erheiſcht. Thatſachen allein entſcheiden. Barbara Radziwill war Königin von Polen; können Sie leugnen, Kamptz? Ferner Janus Fürſt Radziwill war vermählt mit Tochter vom Kurfürſten Johann Georg von Brandenburg, alſo damals ſchon Verwandtſchaft beſtanden. Ferner Anton Fürſt Radziwill, der Vater der Prinzeſſin Eliſe, iſt vermählt mit Tochter vom Prinzen Ferdinand von Preußen. Dadurch noch nähere Verwandtſchaft. Eliſe leibliche Couſine des Prinzen Wilhelm."

„Und doch werden Eure Majeſtät dieſe Heirath nie-

mals zugeben. Es handelt sich nach meiner unmaßgeblichen Meinung nicht darum, ob die Prinzessin Elise Radziwill eine ebenbürtige Gemahlin für den Prinzen Wilhelm sein würde oder nicht; es sind ernstere Gründe, welche hier entscheidend sind und eine Verbindung des Prinzen Wilhelm mit Elise Radziwill unmöglich machen."

„Ich auch dagegen sein, Kamptz, ich auch," rief der König, „aber nicht möglich, so schroff vorzugehen, wie Sie meinen. Die Mutter der Prinzessin, Friederike Radziwill, steht mir nahe, sehr nahe, ist meine Trösterin und Beratherin gewesen in schweren Tagen nach Unglück von Jena und Tod unserer unvergeßlichen Luise. Muß schonend gemacht werden, schonend, Kamptz — das eben ist das Schwierige."

„Majestät haben wohl bereits bedacht, zu welchen Komplikationen diese Heirath führen könnte. Dieselbe würde nur den Liberalismus in Preußen, ja in ganz Deutschland fördern und ein Hebel werden für die immer mehr zu Tage tretenden revolutionären Bestrebungen. Dann, Majestät, ist zu bedenken, was sich in Polen vorbereitet. Für mich ist es keine Frage mehr, daß es dort bald zu einem Konflikt kommen wird. Ich möchte glauben, daß diese Heirath sogar von polnischer Seite nur deshalb so sehr begünstigt wird, daß man nur deshalb alle Minen springen läßt, um im Falle einer Revolution im Königreich Polen der Sympathie, wenn nicht der direkten Hilfe Preußens gegen Rußland sicher zu sein."

„Unsinn, Kamptz," unterbrach ihn der König, „daran nicht zu denken."

„Unsererseits, Majestät; aber die Polen denken gewiß daran, ja wer weiß, ob sie nicht noch weiter denken."

„Was weiter? Reden, Kamptz!"

„Ich weiß nichts, Majestät, ich habe nur Vermuthungen."

„Was für Vermuthungen?“

„Es wäre möglich, Majestät, daß man von Seite der Polen sogar den Prinzen Wilhelm dazu ausersehen hat, im Falle eines glücklichen Erfolges an die Spitze der polnischen Nation zu treten.“

„Gegen seinen Schwager?! — Einbildungen, Kamptz, Einbildungen!“

Herr v. Kamptz zuckte die Achseln. „Und noch Eines, Majestät — wenn ich offen sprechen darf.“

„Reden, reden!“ rief der König.

„Der Kronprinz Friedrich Wilhelm ist bei allen seinen ausgezeichneten Eigenschaften und seinen vielen Talenten eine romantisch angelegte Natur. Seine Neigungen führen ihn mehr den Künsten und Wissenschaften zu. Preußen aber braucht vor Allem einen Soldaten auf dem Thron, Majestät, und wenn schon ein königlicher Mäcen die Krone trägt, dann muß an seiner Seite wenigstens ein fürstlicher Soldat stehen, bereit, in seinem Namen das Schwert zu führen, wenn es Noth thut. Preußen kann den Prinzen Wilhelm nicht entbehren.“

„Sie auch romantische Ideen haben, Kamptz, gar nicht verstehen, wie solche Einbildungen vorbringen können! — Werden sehen, was zu thun, aber müssen Alles schonend machen, Kamptz, und vor Allem nichts übereilen. — Guten Tag, Kamptz!“

* * *

An demselben Abend war in dem Salon des Schriftstellers und geheimen Legationsrathes Varnhagen v. Ense, welcher mit dem Hause des Fürsten Anton Radziwill darin wetteiferte, einen Brennpunkt des geistigen Lebens in Berlin zu bilden, der Mann mit den dreierlei Augen erschienen, wie die geistreiche Rahel, die Gattin Varnhagen's, den Fürsten Pückler-Muskau zu nennen pflegte. Der Fürst war eben von weiten Reisen zurückgekehrt und gleichsam,

noch ehe er den Staub abgeschüttelt hatte, einem Meteor gleich in den erlesenen Kreis hereingefallen. Er trug eine Brille und zum Ueberfluß noch eine Lorgnette, vielleicht mehr um seine Originalität zu erhöhen, als aus wirklichem Bedürfniß. Rahel hatte ihn sofort in eine Ecke gezogen und hier, auf einem Polstersitz, welcher genau für Zwei Raum gewährte, begann sie, ihn über seine letzten Erlebnisse auszufragen.

„Alles, was ich Ihnen zu sagen habe," meinte Fürst Pückler, „verblaßt sofort gegenüber den interessanten Verhältnissen, welche ich hier in Berlin finde. Alle Welt beschäftigt sich mit der schwärmerischen Neigung des Prinzen Wilhelm zu der Prinzessin Elise Radziwill, und man flüstert sogar von einem Heirathsprojekt."

„Von einem Projekt," sprach Rahel, „das wohl immer ein solches bleiben wird. Im Hause Habsburg sind derlei Dinge wohl vorgekommen, aber bei den Hohenzollern sind solche Verbindungen unmöglich, sie sind gegen den Geist des Hauses."

„Aber ich sehe nicht ein," sagte Fürst Pückler, „warum gerade diese Verbindung unmöglich sein sollte. Von einer Mesalliance kann doch ernstlich in diesem Falle nicht die Rede sein. Elise Radziwill ist doch die Cousine des Prinzen Wilhelm. Wenn man so strenge sein will, dann müßte man auch die Verbindungen mit Prinzessinnen der großherzoglichen und fürstlichen Häuser Deutschlands als Mesalliancen ansehen."

„Dennoch wird der arme Prinz sein Herz opfern müssen," sagte Rahel.

„Wer weiß," gab Fürst Pückler-Muskau zur Antwort. „Prinz Wilhelm ist ein eiserner Charakter; er wird diese Heirath durchsetzen, nöthigenfalls seiner Stellung und allen seinen Würden entsagen, um die Geliebte seiner Jugend besitzen zu können."

„Das verhüte Gott!“ rief Rahel.

„Haben Sie vielleicht auch die Ansicht, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden? Ich halte nicht viel von diesem himmlischen Heirathsbureau.“

„Wie gottlos!“

„Gottlos!“ erwiederte Pückler-Muskau lächelnd. „In Cros de Cagnes fragte mich mein Hauswirth entrüstet, als ich meine Zähne bürstete, ob ich ein Türke, Heide oder Amerikaner sei, daß ich solche gottlose Ceremonien vornähme. Sie sehen, theure Freundin, daß die Ansichten über Gottlosigkeit sehr verschieden sind.“

„In Preußen ist die militärische Disziplin in Fleisch und Blut übergegangen,“ sagte Rahel. „Auch Prinz Wilhelm wird sich fügen, daran ist nicht zu zweifeln.“

„An die preußische Subordination glaube ich,“ entgegnete Fürst Pückler-Muskau, „und ich will Ihnen gleich ein hübsches Beispiel davon erzählen. Die Frau eines Obersten und die Frau eines Hauptmannes, Beide von steifer Höflichkeit, trafen sich in Gesellschaft. ‚Ach Liebe,‘ begann die Erste zur Anderen, ‚denken Sie, ich habe diese Nacht von Ihnen geträumt.‘ — ‚Mein Gott,‘ erwiederte die Zweite, ‚welche Ehre! Es wäre eigentlich meine Schuldigkeit gewesen, von Ihnen zu träumen, Frau Oberst.‘“

„Sehr gut,“ rief Rahel, während sie leise hinter ihrem Fächer lachte.

„Sie sprechen von den Absichten des Prinzen Wilhelm in Bezug auf die schöne Elise Radziwill,“ fiel Varnhagen ein, welcher sich der Gruppe genähert hatte, „die Sache bleibt unter allen Umständen eine Unmöglichkeit, und trotz allen juridischen Gutachten, welche zu Gunsten der Liebenden in's Gefecht geführt werden, eine Mesalliance.“

„Auch über Mesalliancen gibt es sehr verschiedene und zuweilen höchst ergötzliche Ansichten,“ erwiederte Pückler-Muskau. „Ich kannte einen ganz aristokratischen Eng-

länder, welcher mit seinem Bedienten stets nur durch Zeichen sprach, aus Furcht, wie er sagte, seine Worte zu mesalliren."

„Wirklich, Sie sind ein boshafter Mensch," lachte Rahel. „Wie mögen Sie andere Leute auf unsere Kosten unterhalten, wenn wir nicht zugegen sind."

3.

Vierzehn Tage später kam die Gräfin Plater nach Berlin und stieg dort bei der ihr befreundeten Familie des Grafen Raczinski ab. Noch an demselben Abend kam Prinz Wilhelm zu ihr und wurde von der Gräfin auf das Herzlichste empfangen. Als sie sich jetzt gegenübersaßen, sie auf dem kleinen Divan, und er in dem Sessel, den er sich ganz nahe zu ihr hingerückt hatte, bemerkte sie erst, wie ernst er aussah, wie finster der Blick seiner sonst so freundlichen Augen war.

„Sie bringen mir nichts Gutes," begann die Gräfin.

„So ist es," erwiederte Prinz Wilhelm. „Alles, was die Rechtsgelehrten zu Gunsten der Geburt und Abstammung der Prinzessin Elise Radziwill vorgebracht haben, finden die Staatsmänner an dem Hofe meines Vaters nicht genügend, um eine Heirath zwischen einem preußischen Prinzen und einer Fürstin dieses Hauses zu rechtfertigen. Natürlich sind dies nur Ausflüchte. Ohne Zweifel besteht irgend eine politische Kombination, zu der ich das Meine beitragen soll durch die Wahl meiner Gemahlin. Das ist es, was uns im Wege steht, denn wer kann daran zweifeln, daß Elise, die Tochter einer preußischen Prinzessin, von ebenso guter Abkunft ist, wie ich selbst."

„Was nun?" sagte die Gräfin nach einer kleinen Pause, „Was denken Sie zu thun? Gibt es keinen Ausweg, kein Mittel, das man anwenden könnte? Lassen Sie uns nachdenken."

27539

„Ich habe nachgedacht, ich habe mich mit meinem Bruder, dem Kronprinzen, berathen, der mir dieſe üble Nachricht brachte. Wir finden nichts.“

„Und haben Sie Eliſe bereits von dieſem Ergebniß Mittheilung gemacht?“

„Noch nicht,“ ſprach Prinz Wilhelm, „wozu auch? Sie iſt ſo erregbar, daß ich immer wieder für ihre Geſundheit, für ihr Leben zittern muß. Es iſt überflüſſig, ſie alle Wandlungen, alle Phaſen dieſes Kampfes durchmachen zu laſſen. Es iſt genug, wenn ſie das endliche Reſultat erfährt, mag es nun günſtig oder ungünſtig ſein, mag es nun unſere Hoffnungen krönen oder uns zur Entſagung zwingen und unſer Glück für immer zerſtören.“

„Ich gebe das Spiel noch nicht auf,“ ſagte die Gräfin. „Wenn man politiſche Gründe gegen dieſe Heirath hat, ſo wird es mir vielleicht gelingen, zu beweiſen, daß es noch gewichtigere für dieſelbe gibt. Laſſen Sie mich erſt wieder zu mir kommen, eine Frau findet oft noch einen Ausweg, wenn die klügſten Männer bereits die Parthie verloren gegeben haben.“ —

Als Prinz Wilhelm ſie verlaſſen hatte, blieb die Gräfin Plater lange allein. Sie dachte nach, ſie grübelte, ſie ſuchte fieberhaft nach einem Mittel, den Hofkabalen zu begegnen, und während ſie erregt auf und ab ſchritt, kam ihr mit einem Male eine glückliche Eingebung. „Ja,“ ſprach ſie halblaut zu ſich ſelbſt, „ſo kann es gehen, das iſt ein Gedanke, den ich weiter verfolgen will. Ja, wirklich, dieſen Einfall hat mir der Himmel ſelbſt geſendet.“

— — — — — — — — — — — —

An demſelben Abend erſchien der polniſche General Dembinski bei der Gräfin. Er war unter falſchem Namen nach Berlin gekommen, um ſich mit ihr, dem Grafen Raczinski und anderen polniſchen Magnaten zu berathen. Als der intime Kreis um die junge, ehrgeizige und geiſtvolle

Frau versammelt war, begann der Graf in seiner ruhigen besonnenen Weise die Lage in Polen darzulegen, die Verwickelungen der Gegenwart zu beleuchten und die drohenden Gefahren der Zukunft mit überzeugender Wahrheit zu entwickeln.

„Zar Nikolaus," schloß er seine Auseinandersetzungen, „ist ein Despot. In ihm haben wir nicht nur einen russischen Herrscher von unbeugsamer Willenskraft, von eigener Initiative und unerschütterlichem Muthe zu erblicken, sondern gleichsam den Vertreter des Absolutismus überhaupt in Europa. Wenn die heilige Allianz bis jetzt vielleicht mehr ein idealer Traum war — seit dem Regierungsantritt des Zaren Nikolaus ist sie zur Wahrheit geworden. Glauben Sie mir, Europa wird ihn jederzeit bereit finden, für die Legitimität, für die wahren oder die vermeintlichen Rechte der Monarchen unseres Welttheils einzutreten, vor Allem aber Preußen und Oesterreich seinen Beistand zu leihen, wo es irgend nöthig werden sollte — gegen äußere und innere Feinde. Es ist leicht verständlich, daß einem solchen Herrscher, einem Manne, der von seiner göttlichen Sendung überzeugt ist, der in sich gleichsam den Schiedsrichter, den Patron der ganzen civilisirten Welt erblickt, ein Zustand, wie jener, den er im Königreich Polen als Erbschaft von seinem weisen und liebenswürdigen Bruder übernommen hat, geradezu unerträglich sein muß. Während in Oesterreich und Preußen trotz einiger parlamentarischen Formen der Absolutismus unumschränkt regiert, soll er, der Zar, der Russe, sich durch eine polnische Konstitution auf allen seinen Wegen beengt fühlen. Das ist für die Dauer unmöglich. Je mehr wir an unserer Selbstständigkeit, an unserer Freiheit festhalten, um so früher muß es zu einem Konflikt kommen, den ich für unvermeidlich halte und die Folge dieses Konfliktes wird die Revolution sein — eine Revolution, welche wir in der denkbar günstigsten Lage

beginnen werden, da uns eine ſtarke, wohldisziplinirte Armee zur Verfügung ſteht, der ſich das ganze Volk anſchließen wird, wenn es ſich darum handelt, unſere Unabhängigkeit zu erringen."

„Glauben Sie aber," bemerkte Graf Raczinski, „daß Polen in einem ſolchen Falle wirklich Erfolg haben könnte gegenüber drei Großmächten wie Rußland, Oeſterreich und Preußen?"

„Ich bin überzeugt," erwiederte Graf Dembinski, „daß wir auf dem Schlachtfelde ſiegen werden; der moraliſche Beiſtand Frankreichs und Englands iſt uns ſicher, und Oeſterreich wird unſere Erhebung eher begünſtigen, als derſelben ernſtlich entgegenzutreten. Es gilt alſo jetzt vor Allem, Preußen für uns zu gewinnen. Wenn Preußen nur neutral bleibt, wenn es nicht mit gewaffneter Hand für Rußland Partei nimmt, dann iſt Alles gewonnen."

„Niemals," unterbrach Graf Raczinski den General, „wird der König von Preußen gegen Rußland Partei nehmen, auch wenn er nicht ſelbſt ein Vertreter der Legitimität wäre und dem Zaren Nikolaus als ſeinem Schwiegerſohn noch ganz beſondere Rückſichten ſchulden würde. Alſo zählen Sie niemals auf Preußen."

„Und dennoch, Herr Graf," antwortete der General Dembinski, „glaube ich, daß es nicht nur möglich, ſondern ſehr wahrſcheinlich iſt, daß wir Preußen für unſere Sache intereſſiren könnten, ſobald es ſich bewahrheitet, daß Prinz Wilhelm ſeiner Baſe, der Prinzeſſin Eliſe Radziwill, eine mehr als verwandtſchaftliche Zuneigung widmet."

Nach dieſen Worten des Generals zuckte die Gräfin Plater zuſammen und in ihren Augen leuchtete es ſeltſam auf.

„Sie haben Recht, General," fiel ſie dann ein, „Prinz Wilhelm liebt Eliſe Radziwill und bemüht ſich, die Hinderniſſe, welche ſeiner Vermählung mit ihr entgegenſtehen, zu

überwinden. Wie wäre es, wenn wir dem König Friedrich Wilhelm III. die Krone Polens für seinen zweitgeborenen Sohn, den Prinzen Wilhelm, anbieten würden?"

„Das ist ein großer Gedanke," sprach General Dembinski, während er zweimal mit dem Kopfe nickte.

„Ich selbst halte ihn für glücklich," fuhr die Gräfin fort. „Ja, die Krone Polens soll das Mittel werden, durch das wir das Glück der beiden Liebenden erreichen und zu gleicher Zeit den mächtigen Beistand Preußens für Polen gewinnen. Daran ist nicht zu denken, daß Friedrich Wilhelm III. sofort gegen Rußland auftritt, oder auch nur heimlich eine polnische Revolution begünstigen wird, aber es ist genug, wenn er an dem Tage, wo Polen sich befreit hat, die Krone für seinen Sohn, den Prinzen Wilhelm, annimmt."

Noch lange besprachen die Anwesenden alle Aussichten einer polnischen Erhebung, die Gräfin Plater aber hörte nur noch halb zu. Sie beschäftigte jetzt nur ein Gedanke: sie hatte einen Weg gefunden, ihren Liebling Elise Radziwill glücklich zu machen, und das erschien ihr mehr als alles Andere. —

Am nächsten Vormittag schon hatte die Gräfin Plater eine Unterredung mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Der Gegenstand derselben war selbstverständlich die Liebe des Prinzen Wilhelm zu Elise Radziwill und die beabsichtigte Verbindung mit derselben. Der Kronprinz setzte in seiner milden, liebenswürdigen und klugen Weise der Gräfin die unübersteiglichen Schwierigkeiten auseinander, welche dem schönen Traum seines Bruders und seiner Base entgegenstanden.

„Vor Allem sind es politische Pläne," sagte er, „welche diese Verbindung geradezu unmöglich machen."

„Politische Pläne?" rief die Gräfin lebhaft. „Ich glaube gerade, die Politik müßte am königlichen Hofe von

Berlin ein gewichtiges Wort zu Gunsten dieser Heirath sprechen."

„Wie das?" fragte der Kronprinz überrascht.

„Gestatten Sie mir, Prinz," gab die Gräfin zur Antwort, indem sie ihm näher rückte und leise, fast im Flüsterton, zu sprechen fortfuhr, „daß ich Ihnen im tiefsten Vertrauen einige Mittheilungen mache. Sie kennen Ihren Schwager, den Zaren Nikolaus. Es wäre deshalb überflüssig, Ihnen ein Bild seines Charakters und seiner politischen Anschauungen zu entwerfen. Genug, diese sind in Verbindung mit seinem autokratischen Wesen, das sich gegen jede Einschränkung seiner Macht auflehnt, ganz geeignet, in kurzer Zeit ernste Verwickelungen im Königreich Polen herbeizuführen."

„Sie überraschen mich nicht durch die Eröffnung, die Sie mir eben gemacht haben," erwiederte der Kronprinz, „ich selbst bin darauf gefaßt."

„Es wird bald, vielleicht früher, als wir Alle denken, zu einem Konflikt kommen."

„Das würde ich bedauern um der Polen willen, für deren nationales Unglück, für deren Schicksale ich große Sympathie empfinde."

„Wer weiß, ob in diesem Falle die Polen zu bedauern sind," fuhr die Gräfin fort. „Wenn es zu einer Revolution kommt, so wird sich, glauben Sie mir das, Prinz, nur zu bald offenbaren, daß Polen, so klein es scheint, stärker ist, als das russische Riesenreich — dieser Koloß auf thönernen Füßen. Das Resultat wird sein, daß Polen sich seine Freiheit und seine Selbstständigkeit erringen wird. Nicht nur Frankreich und England, auch Oesterreich werden eine polnische Erhebung begünstigen. Und weshalb sollten sie es nicht thun? Es wäre ebenso natürlich, trotz aller Bande der Verwandtschaft, wenn auch Preußen sich auf die Seite Polens stellen würde. Die Theilung meines

unglücklichen Vaterlandes war mindestens eine große Unklugheit. Sie hat nicht nur Polen unberechenbares Unglück gebracht, sondern sie hat auch das westliche gebildete Europa seiner mächtigsten Vormauer gegen Rußland und sein asiatisches Wesen beraubt. Ich glaube nicht, daß die Polen auf eine direkte Unterstützung von Seite Preußens rechnen, sie kennen den Standpunkt, den Friedrich Wilhelm III. einnimmt; aber die Lage wird eine ganz andere in dem Augenblick, wo Polen sich durch Gewalt der Waffen von dem russischen Joche befreit hat und von Frankreich und England offen unterstützt werden wird. Wenn es entschieden ist, daß Polen von Rußland losgetrennt, daß es wieder selbstständig werden soll, was könnte dann Preußen hindern, die Krone Polens für einen seiner Prinzen, sagen wir es ruhig und offen, für den Prinzen Wilhelm anzunehmen?"

„Gräfin, Sie führen mich auf ein Gebiet, auf das ich Ihnen nicht zu folgen vermag. Glauben Sie mir, niemals würde ein König von Preußen, niemals ein Prinz dieses Hauses einwilligen, die Rolle zu spielen, welche Sie ihm zumuthen."

„In der Politik," entgegnete die Gräfin, „gibt es keine Rücksichten der Verwandtschaft, und auch die persönlichen Gefühle müssen schweigen. Hier entscheiden nur die Interessen der Herrscher und der Völker. Weshalb soll Prinz Wilhelm nicht König von Polen werden? Und man wird ihm die Krone anbieten, sobald er eine Polin zur Frau hat, sobald er mit der Prinzessin Elise Radziwill vermählt ist."

„Ich wiederhole Ihnen, Gräfin," sagte Prinz Friedrich Wilhelm, „daß meine Sympathien auf Seite der Polen sind, und daß ich es wünschen würde, dieses edle und ritterliche Volk wieder selbstständig und unabhängig dastehen zu sehen, aber niemals kann dies durch eine Revo-

lution erreicht werden. Sobald ſich Polen erhebt, wird es nicht allein Rußland, ſondern auch Oeſterreich und Preußen gegen ſich haben, und das Ende — ſoll ich es Ihnen voraus ſagen? — das Ende wird die völlige Niederwerfung Polens ſein, die Vernichtung ſeiner Freiheiten, des Reſtes ſeiner Selbſtſtändigkeit, die Aufhebung ſeiner Konſtitution. Vor der Revolution in einem Sonderverhältniß zu Rußland ſtehend, mit allen Attributen eines freien Staates des Weſtens ausgerüſtet, wird Polen nach dieſer unſeligen Erhebung, welche ſeine Führer zu planen ſcheinen, nichts weiter ſein, als eine Reihe ruſſiſcher Gouvernements, und allmälig mit Rußland gänzlich verſchmolzen werden."

„Prinz, Sie unterſchätzen die Kräfte Polens und überſchätzen die Macht des Zarenreiches. Und dann — Preußen ſoll uns ja nicht helfen, es ſoll keinen Schuß zu unſeren Gunſten abfeuern, es ſoll ruhig zuſehen. Aber wenn der große Kampf zu Ende gekämpft iſt, und wir Sieger geblieben ſind, ſoll es aus unſeren Händen die Krone für ſeinen ritterlichen Prinzen annehmen, das iſt Alles, was wir hoffen und verlangen."

„Niemals würde mein Bruder dieſe Krone annehmen," ſprach der Kronprinz, „niemals mein Vater einem ſolchen Entſchluſſe ſeine Zuſtimmung geben."

„Gut, Prinz," gab die Gräfin zur Antwort, „dann überlaſſen wir alles Andere der Zukunft, gewähren Sie mir nur Ihre Unterſtützung, Ihre Hilfe, um die Verbindung des Prinzen Wilhelm mit unſerer geliebten Eliſe zu Stande zu bringen."

„In dieſer Beziehung können Sie auf mich zählen," ſagte der Kronprinz, und legte ſeine Hand in jene der Gräfin.

4.

Das Haus des Fürsten Anton Heinrich Radziwill war in jener Zeit der Sammelplatz aller ausgezeichneten Personen, hervorragend durch Stellung, Geist, Wissen oder Kunst in Berlin. Der Hausherr selbst war ein freier, hochbegabter Geist, mit bedeutendem musikalischen Talente. Seine Kompositionen fanden viel Beifall, und insbesondere war es seine Musik zu Goethe's „Faust", welche ihm viele Ehre einbrachte. Der Fürst ließ sie in seinem eigenen Palast, in dem sich ein kleines Theater befand, aufführen. Die Darstellung gewann einen besonderen Reiz dadurch, daß Fürst Radziwill selbst das Orchester dirigirte, und daß die Rollen der Tragödie theils von fürstlichen Dilettanten, theils von den bedeutendsten Schauspielern des Berliner Hoftheaters dargestellt wurden.

Der geistvolle Herzog von Mecklenburg, welcher unter dem Pseudonym Karl Weißhaupt als Schriftsteller aufgetreten war, spielte bei dieser Gelegenheit den „Mephistopheles", Frau Stich-Crelinger das „Grethchen", Lemm den „Faust", und den „Schüler" Herr v. Wildenbruch.

Das Haus des Fürsten stand nach altpolnischer Sitte jederzeit den Freunden, ja jedem Manne von Bedeutung offen. Außerdem fanden aber von Zeit zu Zeit Gesellschaften statt, zu denen Einladungen erfolgten und wobei mit der geselligen Unterhaltung und einem glänzenden Mahl irgend eine originelle Vorführung verbunden war. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen Jedermann sich glücklich schätzte, eine Einladung zu einem solchen Feste von Seiten des Fürsten Anton Radziwill zu erhalten.

An einem Abend, wo eine dieser vielbesprochenen Abendgesellschaften stattfand, war die Gräfin Plater im Palast des Fürsten erschienen, ehe noch die Gesellschaft ihren Anfang nahm. Sie zog sich mit Elise Radziwill, welche be-

reits Toilette gemacht hatte und in einem einfachen weißen Kleide, eine weiße Kamelie im goldigen Haar, wunderbar aussah, in einen der kleinen Seitensalons zurück, um sie mit ihrem neuesten Plane bekannt zu machen.

„Sie wissen, liebe Elise," begann sie, „wie hartnäckig der König, durch Herrn v. Kamptz beeinflußt, sich gegen alle Vorstellungen Ihrer Freunde und gegen die Gutachten der namhaftesten Rechtsgelehrten verschließt. Es sieht aus, als ob die Hindernisse, welche Ihrer Verbindung mit dem Prinzen Wilhelm entgegenstehen, niemals überwunden werden könnten."

„Ich weiß es, liebe Gräfin," erwiederte Elise ruhig, „und ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen bereits mehr als einmal gesagt habe. Ich habe niemals daran gedacht, Wilhelm's Frau zu werden, das wäre zu viel, ein so hohes Glück ist mir nicht beschieden. Obwohl durch Geburt, Vermögen, vielleicht auch durch einige Vorzüge der Natur über die Menge emporgehoben, gehöre ich doch zu Jenen, die an der Schattenseite stehen, und niemals wird mir der volle Sonnenglanz erfüllter Hoffnungen und Wünsche zu Theil werden."

„Sie fassen die Sachlage allzu entsagungsvoll und traurig auf," erwiederte die Gräfin Plater. „Wir werden das Spiel nicht verloren geben, ehe wir nicht alles Mögliche versucht haben. Man führt gegen uns vor Allem die politischen Interessen Preußens in's Feld. Gut, wir wollen sehen, ob wir nicht gerade durch politische Vortheile Ihre Verbindung mit dem Prinzen Wilhelm ermöglichen werden."

„Wie das?" fragte Elise erstaunt, „welche Vortheile könnte Preußen davon haben, wenn Wilhelm mich, das unbedeutende Mädchen, heirathet?"

„Sie sind nicht so unbedeutend, Elise, als Sie denken. Wenn Sie wollen, haben Sie eine Krone zu vergeben."

„Eine Krone? Ich?" fragte Elise erstaunt, und ein un-

gläubiges Lächeln verschönerte ihr sonst so ernstes, schwermüthiges Antlitz.

„Hören Sie mich," fuhr die Gräfin fort. „Ein Konflikt zwischen dem Zaren Nikolaus und der polnischen Nation kann nicht lange ausbleiben. Es wird zu einer Revolution im Königreich kommen, verlassen Sie sich darauf. Wir sind Alle darauf gefaßt und bereiten uns auf das Unabwendbare vor. Die Klugheit gebietet Polen, Preußen zu gewinnen, indem es einen seiner Prinzen auf den Thron setzt. Es wird den Prinzen Wilhelm um so lieber als König von Polen begrüßen, wenn er eine Polin, wenn er Sie, die Tochter eines der berühmtesten Geschlechter Polens, zur Gemahlin hat. Ja, sehen Sie mich nicht so verwundert an, Elise! Sie werden noch eines Tages Königin von Polen, verlassen Sie sich auf mich und Ihre Freunde."

„Sie erschrecken mich, Gräfin," murmelte Elise, „darauf war ich nicht gefaßt. Ich fürchte, daß Sie mich in Intriguen, in Umtriebe verwickeln, welche das Grab meiner Liebe und des bescheidenen Glückes, das mir gegönnt ist, werden müssen. Und dann — glauben Sie mir, ich tauge zu einer solchen Rolle nicht. Eine Königskrone, der Hermelin der Herrscherin würden für mich nur eine Last sein. Mich hat die Natur erschaffen zur Liebe, ich bin nur Weib, nichts weiter, und so will ich nur lieben und geliebt werden."

„Wenn Sie den Ehrgeiz nicht für sich besitzen, liebe Prinzessin," sprach die Gräfin, „dann muß es Sie wenigstens glücklich machen, dem Geliebten Ihres Herzens eine Krone anbieten zu können."

„Nein, nein," rief Elise, indem sie den schönen Kopf ungläubig schüttelte, „das sind schöne Träume, nichts weiter, und mir ahnt nichts Gutes von diesem Plane, so verlockend er auch für ein Frauenherz voll Ehrgeiz erscheinen mag."

„Genug davon," sprach die Gräfin Plater, „was zu geschehen hat, wird auch ohne Sie durchgeführt werden;

aber ich habe noch eine Idee, welche uns behilflich ſein ſoll, Ihre Verbindung mit dem Prinzen Wilhelm zu ermöglichen. Prinz Auguſt, der Bruder des Königs, ſoll Sie als ſeine Tochter adoptiren. Er kann es leicht, da er nicht verheirathet iſt und keinerlei Familienverpflichtungen hat. Wollen Sie es auf ſich nehmen, ihn zu gewinnen?"

„Ach, Gräfin," rief Eliſe, indem ſie dieſelbe mit den Armen umſchlang, „Sie müſſen mich für recht undankbar halten, aber ich bin die unglücklichſte Figur, die Sie ſich für Ihr politiſches Schachſpiel erwählt haben. Ich tauge zu allen dieſen Dingen nicht, ich kann nicht intriguiren, ich kann nicht Komödie ſpielen, und dies Alles iſt nothwendig, wenn man in dieſer Welt irgend etwas erreichen will. Seien Sie mir nicht böſe, Gräfin, aber ich kann nicht mit dem Prinzen Auguſt ſprechen, ich kann es nicht."

„O, Kind," murmelte die Gräfin, indem ſie Eliſe auf die Stirne küßte; „würde man es für möglich halten, daß es in unſerer Zeit noch ein Mädchen gibt, wie Sie, ganz Unſchuld und Reinheit und nur von der Liebe zu dem Manne ſeiner Wahl erfüllt!"

Es erſchienen jetzt die erſten Gäſte, und bald waren die Säle des Palais Radziwill gefüllt mit der vornehmſten Geſellſchaft Berlins, vornehm durch Stellung oder Gaben des Geiſtes.

Die Vorführung dieſes Abends beſtand in einer Reihe lebender Bilder, welche auf dem kleinen Theater des Fürſten zur Darſtellung kamen. Graf Raczinski hatte das Arrangement übernommen, und zum erſten Male in ihrem Leben mußte die ſchuldloſe Eliſe unbewußt bei einer wohlberechneten Intrigue mitwirken.

Als letztes Bild erſchien Barbara Radziwill, die unglückliche Königin Polens, welche der Eiferſucht und dem Gifte ihrer Schwiegermutter zum Opfer fiel, an der Seite ihres Gemahls, des Königs Sigismund Auguſt. Eliſe, welche

die Barbara darstellte, saß halb liegend, in einem purpursamntenen Hermelinpelz, ein funkelndes Diadem in den blonden Locken, auf einem niedern, aus Kissen aufgerichteten Divan, während der König, von dem Grafen Raczinski dargestellt, auf einem prächtigen Bärenfell zu ihren Füßen lag, den begeisterten Blick zu ihr erhoben.

Das Bild fand so viel Beifall, daß der Vorhang dreimal aufgezogen werden mußte.

Nachdem die Vorführung der lebenden Bilder zu Ende war, erschienen sämmtliche Mitwirkende in den Kostümen, in denen sie an der Darstellung theilgenommen hatten, in der Gesellschaft, und Prinzessin Elise wurde von allen Seiten mit Huldigungen überschüttet. Prinz Wilhelm war der erste, welcher ihr zu ihrem Triumphe Glück wünschte.

„Ich hätte nicht geglaubt," murmelte er, indem er ihr entzückt die Hand küßte, „daß meine süße kleine Taube, meine Peri, so stolz auszusehen vermag. Ja, Elise, Du hast eine Majestät an Dir, welche Dir die Menschen ungleich sicherer unterthan macht, als jene, welche stolz und gebieterisch auftritt: die Majestät der Unschuld und der Anmuth."

Der hochgebildete, kunstbegabte Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte während der Vorführung rasch eine Skizze des Bildes auf das Papier geworfen und jetzt Elise nochmals auf ein zweites Blatt gezeichnet.

„Sieh hier, Elise!" sprach er, indem er ihr die beiden Blätter zeigte, „ein doppelter Raub, den ich an Dir ausgeführt habe, nun kann ich Dich, wie der Schüler im ‚Faust', getrost nach Hause tragen. Uebrigens bist Du eine seltsame Mischung zweier meiner Ideale, der Florentiner Madonna Raphael's und der Juno Ludovisi." Und als Elise ihm lächelnd mit dem Finger drohte, fuhr er fort: „Nein, nein, bilde Dir nur nicht ein, daß ich in Dich ver-

liebt bin, es ist genug, daß Wilhelm in Deinen Fesseln schmachtet."

Auch Prinz August näherte sich Elise und indem er sie um die schlanke Taille nahm, küßte er sie wohlwollend auf die Stirne. „Weißt Du, Nichtchen," sprach er, „daß Dir Krone und Hermelin vortrefflich stehen? Du solltest wirklich Königin sein. — Nun, vorläufig bist Du eine Königin der Schönheit, und das ist Dir wohl lieber, als die goldene Bürde der Herrschaft."

Als der Prinz diese Worte sprach, stand die Gräfin Plater in seiner Nähe. Sie benutzte die nächste beste Gelegenheit, um seinen Arm zu nehmen und ihn in einen Nebensaal zu führen, wo sie ihn in eine stille Ecke zog.

„Königliche Hoheit," begann sie, „Sie haben Recht, unsere Elise müßte Königin sein, und sie wird es auch eines Tages werden, sobald Sie die Hand dazu bieten. Alles hängt von Ihnen ab."

„Von mir?" entgegnete Prinz August, „Sie geben mir Räthsel auf, liebe Gräfin, gleich der schönen Turandot. Ich bin aber nicht so geschickt wie Kalaf, dieselben zu lösen."

„Vor Allem können Sie, wenn Sie wirklich das Glück Elisens und Ihres Neffen, des Prinzen Wilhelm, zu begründen wünschen, die Heirath Beider ermöglichen."

„Ich? Da überschätzen Sie meinen Einfluß, Gräfin."

„Es handelt sich hier nicht um Ihren Einfluß," sprach diese, „sondern nur darum, durch eine vollzogene Thatsache die Bedenken des Königs in Bezug auf die Geburt der Prinzessin zu überwinden."

„Wie das? Sie machen mich neugierig."

„Möchten Sie nicht Elise zur Tochter haben?"

„Gewiß, von Herzen gern."

„Also adoptiren Sie Elise. Als Ihre Tochter wird sie dem Prinzen Wilhelm vollkommen ebenbürtig sein, und alle Einwendungen, welche die Räthe des Königs gegen

diese Heirath machen, werden dann vollkommen hinfällig werden."

Der Prinz zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, ob Sie Recht haben, Gräfin, aber in jedem Falle können Sie auf mich zählen. Ich bin Junggeselle, ich habe keinerlei Verpflichtungen gegen irgend Jemand, warum sollte ich nicht Elise, unser Aller Liebling, die mir ohnehin so nahe verwandt ist, adoptiren? Ich glaube nicht, daß die Sache irgend welche Schwierigkeiten hat. Wenn Sie nichts weiter von mir verlangen — das soll geschehen, gern und rasch geschehen."

„Ihr Wort, Prinz."

„Mein Wort."

Die Gräfin Plater strahlte. Sie hatte nicht gedacht, so schnell an das Ziel zu gelangen; sie war jetzt überzeugt, die Parthie gegen die Räthe des Königs gewonnen zu haben und gab sich keine Mühe, ihre Freude, ihren Triumph vor dem Prinzen August zu verbergen.

„Aber sagen Sie mir, liebe Gräfin," fragte dieser nach einer kleinen Pause, „wie wollen Sie Elise zur Königin machen? Glauben Sie, daß Prinz Wilhelm jemals den preußischen Thron besteigen wird?"

„Sobald sie die Gemahlin des Prinzen Wilhelm ist," erwiederte die Gräfin, „wird sie Königin von Polen werden, verlassen Sie sich darauf."

„Königin von Polen?" rief Prinz August überrascht, „wie wäre das möglich? Glauben Sie, daß eine Herstellung Polens im Bereiche der Möglichkeit liegt? Und dann wäre sie niemals ohne eine Revolution zu erreichen. Glauben Sie, daß ein Prinz von Preußen eine Krone annehmen wird, welche ihm aus den Händen von Rebellen angeboten wird?"

„Warum nicht?" ermiederte die Gräfin Plater rasch. „Als die Landleute in Schlesien sich zusammenrotteten und

Friedrich den Großen begeistert als ihren Befreier begrüßten, waren sie gleichfalls Rebellen gegen Oesterreich, und doch besann sich Friedrich der Große keinen Augenblick, Schlesien seinem Reiche einzuverleiben."

„Sie vergessen, daß er Ansprüche auf Schlesien hatte, wir aber haben keinerlei Rechte auf Polen, so viel ich weiß."

„Gibt die freie Wahl eines freien Volkes nicht das schönste, das höchste Recht?"

„Mag sein," entgegnete Prinz August, „das sind moderne Begriffe, in die ich mich nicht recht hineinfinden kann. Ich bin ein Mann der alten Zeit und kann die Ansichten und Grundsätze, in denen ich aufgewachsen bin, nun einmal nicht los werden; aber Eines weiß ich, daß die Polen und Sie, Gräfin, ein gefährliches Spiel wagen, und daß, wenn Sie in Allem sicher rechnen, Sie sich doch in einem Punkte vollständig täuschen. Niemals wird Prinz Wilhelm, auch nicht als Gemahl unserer lieben Elise, den polnischen Thron besteigen, denn dies wäre gegen Preußens Traditionen." —

Wie glücklich war Elise Radziwill, als die Gräfin Plater ihr kurze Zeit nach ihrer Unterredung mit dem Prinzen August zuflüsterte, daß dieser entschlossen sei, sie zu adoptiren und daß also ihrer Verbindung mit dem Prinzen Wilhelm nichts mehr im Wege stünde.

Diesmal ließ sie sich sogar für einen Augenblick hinreißen und berauschen. Sie suchte den Prinzen Wilhelm, und als sie ihn fand, trat sie mit ihm in eine Fensternische, um ihm das große glückliche Geheimniß anzuvertrauen. Er sah es ihr schon an den Augen an, daß sie etwas Gutes brachte, etwas, was sie dem Ziele seiner Wünsche näherte.

„Was hast Du, mein Täubchen?" murmelte er, „Du siehst mit einem Male so froh aus, wie ich Dich schon lange nicht gesehen habe."

Digitized by Google

„Die Gräfin Plater und Prinz Auguſt haben ein Mittel gefunden, unſere Verbindung zu ermöglichen."

„Und das wäre?" fragte Prinz Wilhelm.

„Prinz Auguſt will mich adoptiren."

„Wirklich?" rief Prinz Wilhelm, „das iſt ein ſehr glücklicher Einfall. Ich glaube allerdings, daß dann alle Bedenken zum Schweigen gebracht werden. O Eliſe, Du weißt gar nicht, wie glücklich ich bin, wie ich mich bemeiſtern muß, um nicht hier vor aller Welt zu Deinen Füßen zu ſinken, meine ſüße Peri."

„Glaubſt Du daran?" flüſterte Eliſe, „glaubſt Du, daß wir noch eines Tages vollkommen glücklich ſein werden?"

„Ja, ich glaube daran," ſprach Prinz Wilhelm.

„Ich weiß nicht," erwiederte ſie leiſe, „ich möchte ſo gerne mit Dir hoffen, mit Dir träumen, aber ich kann eine böſe Ahnung nicht los werden, die mir das Herz zuſammenſchnürt. Ach, Wilhelm — Dich zu beſitzen, es wäre ja auch zu viel, ich weiß gar nicht, ob ich ſo viel Glück, ſo viel Seligkeit ertragen könnte?" —

Fürſt Pückler-Muskau ſtand mitten in einer Gruppe von jungen Kavalieren, als der Kronprinz zu ihm trat.

„Sagen Sie mir, Sie vielgereister Mann," begann derſelbe, „wie gefällt Ihnen eigentlich unſere Eliſe?"

„Ich finde ſie bezaubernd, königliche Hoheit," erwiederte Fürſt Pückler, „und zu gleicher Zeit merkwürdig."

„Merkwürdig? Inwiefern?" fragte der Kronprinz lächelnd, „da ſteckt wieder eine Ihrer kleinen Bosheiten dahinter."

„Merkwürdig," erwiederte Pückler-Muskau, „weil ſie die erſte Dame iſt, über welche ich ihr eigenes Geſchlecht ſtets nur Gutes ſprechen gehört habe, und das will viel ſagen."

5.

An einem ſtürmiſchen Januarabend des Jahres 1828 kam der Kronprinz zu ſeinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm, um ihn auf das neue Scheitern ſeiner Hoffnungen vorzubereiten. Er wußte, daß dieſer eine ſolche Nachricht aus ſeinem Munde lieber empfangen werde, wie aus jedem anderen.

Nachdem der Kronprinz einige Zeit über verſchiedene Tagesfragen geſprochen hatte, entſtand eine Pauſe, und Prinz Wilhelm bemerkte jetzt, daß ſein Bruder etwas auf dem Herzen hatte, deſſen Mittheilung ihm nicht leicht wurde.

„Was haſt Du?“ fragte er, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, „ſprich offen, ich bin auf Alles gefaßt, auf das Schlimmſte. Haſt Du mit dem König geſprochen?“

Der Kronprinz nickte. „Allerdings,“ ſagte er dann.

„Und wieder keine Hoffnung für mich und Eliſe?“

„Keine Hoffnung,“ erwiederte der Kronprinz. „Eine Adoption durch den Prinzen Auguſt wird gleichfalls für nicht genügend angeſehen. Wir haben jetzt ſo ziemlich alle unſere Karten ausgeſpielt, es bleibt nur eine, die allerdings entſcheidend werden kann, aber wer weiß, ob ſie nicht gerade gegen Dich und Deine Wünſche Ausſchlag gibt!“

„Und dieſe Karte wäre?“ fragte Prinz Wilhelm.

„Du kennſt ja den Plan der Gräfin Plater und ihrer polniſchen Freunde, ihre Abſichten.“

„Was für Pläne, was für Abſichten?“ fragte Prinz Wilhelm erregt.

„Du weißt wirklich nichts?“

„Kein Wort.“

„Es ſcheint, daß Polen einer Revolution entgegengeht,

und daß die Großen, welche an der Spitze der Nation stehen, auf einen sicheren Erfolg rechnen."

„Worin soll dieser Erfolg bestehen?"

„In einer vollständigen Losreißung von Rußland, und wenn Polen seine Selbstständigkeit wieder erlangt hat, dann hat man die Absicht, Dir, sobald Du der Gemahl einer Polin bist, die Krone Polens anzubieten."

„Mir?" rief Prinz Wilhelm. „Sind die Leute von Sinnen! Niemals — niemals! Kennt man mich so wenig? Kennt man so wenig die Traditionen unseres Hauses? Zweifelt irgend Jemand in Europa, daß wir überall nur für die Legitimität eintreten werden? Hat man solche Begriffe von unserer Loyalität gegen einen befreundeten Monarchen, der überdies der Schwiegersohn des Königs und unser Schwager ist? — Und wenn es möglich wäre, alle diese Bedenken zu überwinden, niemals werde ich freiwillig meinen Degen einer fremden Sache weihen. Was ich bin, was ich leisten kann, soll Preußen gewidmet bleiben, diesem Preußen, das meine Ahnen geschaffen haben, das wir vor Kurzem erst in den Staub sinken sahen, um sich auf's Neue glorreich mächtiger und geachteter als je zu erheben."

„Ich sehe," sprach der Kronprinz, „daß ich Dich vollkommen richtig beurtheilt habe, denn ganz in diesem Sinne habe ich der Gräfin Plater geantwortet."

„Du hast wohl daran gethan," erwiederte Prinz Wilhelm, „und ich danke Dir von ganzem Herzen dafür, für Deine gute Meinung sowohl als dafür, daß Du meine eigene Gesinnung so vortrefflich ausgesprochen und vertreten hast. Ich sehe mit einem Male ein Netz von Intriguen, das mich umgibt; und Elise weiß darum — ist womöglich selbst in dem Komplott?"

„Nein, nein," rief der Kronprinz, „sie nicht, sie war geradezu erschrocken, als man ihr zuerst von diesem Plane sprach. Sie wollte nicht einmal den Prinzen August be-

ſtimmen, ſie zu adoptiren — ſie nicht. Sie liebt Dich, das iſt Alles, ſie will nichts als Deine Liebe, und ſie hofft auch nicht mehr, denn ſie glaubt nicht, daß ſie jemals Deine Gemahlin werden wird. Eine Ahnung ſcheint ſie zu bedrücken, ein Vorgefühl, daß ſie bald ſterben wird."

„Es wäre entſetzlich!" murmelte Prinz Wilhelm. „Nein, nein, das ſind Einbildungen, wie ſie junge Mädchen nur zu oft haben. Wenn ſie erſt meine Frau iſt, dann wird ſich das Alles geben."

„Ja, wenn ſie erſt Deine Frau iſt," erwiederte der Kronprinz, „aber wird ſie es jemals werden? Ich habe die Hoffnung aufgegeben."

„Ich noch nicht," erwiederte Prinz Wilhelm, indem er mit großen Schritten in dem Gemach auf und ab ging. Es entſtand eine Pauſe, während welcher der Kronprinz ſeinen Bruder voll Liebe und Theilnahme betrachtete. Und dann, als dieſer am Fenſter ſtand und finſter in die Dunkelheit hinausſtarrte, trat Friedrich Wilhelm zu ihm hin und legte ſeinen Arm um ihn.

„Du biſt verſtimmt, Wilhelm," ſprach er, „komm, wir wollen uns zerſtreuen, ich habe die Abſicht, zu Varnhagen zu gehen, willſt Du mit?"

„Ich bin gar nicht in der Stimmung," erwiederte Prinz Wilhelm.

„Eben deshalb," rief der Kronprinz. „Wenn Du heiter wäreſt, bedürfteſt Du keiner Zerſtreuung; komm, ich weiß, daß heute Abend intereſſante Leute dort ſind. Schon Fürſt Pückler-Muskau garantirt uns, daß wir uns amüſiren werden."

„Alſo gut," ſprach Prinz Wilhelm, „wenn Du es wünſcheſt, gehe ich mit Dir."

„Ja, ich wünſche es, ich wünſche es ſehr um Deinetwillen." —

Als die beiden Prinzen bei Varnhagen eintrafen, war

hier bereits eine große und interessante Gesellschaft versammelt, welche sich lebhaft in den verschiedenen Räumen unterhielt. Rahel ging den Eintretenden entgegen, um sie lebhaft zu begrüßen und verstand es sofort, ein Thema anzuregen, das den Kronprinzen interessirte, nämlich die Herstellung der Marienburg, ein Plan, welcher mit den romantischen Neigungen der Zeit und mit den Traditionen Preußens innig zusammenhing. Man sprach auch von dem Kölner Dom, für dessen Ausbau der Kronprinz gleichfalls warm, ja begeistert Partei ergriff. Auf einen Wink des Kronprinzen näherte sich Fürst Pückler-Muskau der Gruppe.

„Mein lieber Fürst," begann Friedrich Wilhelm, „wir sind heute etwas übler Laune, mein Bruder und ich, wollen Sie nicht etwas dazu beitragen, uns aufzuheitern?"

„Sie überschätzen meine Kräfte, königliche Hoheit," erwiederte Pückler.

„Sie, der Sie die geistreichen Einfälle, die Malicen, die Bonmots nur so aus dem Aermel schütteln, Sie werden doch auch irgend einen Witz für uns haben?"

„Lassen Sie sich erbitten, Pückler," fiel Rahel mit ihrem bezaubernden Lächeln ein.

„Also ein kleines Räthsel," begann Pückler-Muskau. „Was ist der Infant von Spanien, wenn er traurig ist?"

Man rieth hin und her, doch Niemand fand die Lösung.

„Sehr einfach," sagte endlich Pückler-Muskau, „ein Infantriste."

„Nicht übel," lachte der Kronprinz. „Geben Sie auch noch ein zweites."

„Was ist das?" fragte Pückler-Muskau. „Setze ich meinem Zweiten das Erste auf, dann endet mein Ganzes."

Neues Hin- und Herrathen, ohne Erfolg.

„Das sind Sie selbst, königliche Hoheit," sprach Pückler.

„Ich? Wieso?"

„Sobald Sie dem Prinzen die Krone aufsetzen, ist er nicht mehr Kronprinz."

„Sehr gut," rief Rahel.

Jetzt entstand im Nebensalon, in dem das Klavier stand, eine Bewegung. Rahel wurde aufmerksam, und die beiden Prinzen erhoben sich. Ein junger Mann, etwa zwanzig Jahre alt, bleich, mit einem scharfgeschnittenen, interessanten Gesichte und dunklem, krausem Haar, hatte sich an das Instrument gesetzt und begann auf demselben zu präludiren.

„Ich vergaß, Ihnen zu sagen, königliche Hoheit," wendete sich Rahel an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, „daß uns heute ein seltener Kunstgenuß zu Theil werden wird. Mendelssohn-Bartholdy, von dem Sie wohl bereits gehört haben, wird uns seine neueste Komposition, welche noch nirgends aufgeführt worden ist, vortragen."

„Ah, das ist wirklich sehr interessant!" erwiederte der Kronprinz. „Wirklich, Frau v. Varnhagen, Sie sorgen jedesmal für irgend eine besondere Ueberraschung in Ihrem Salon."

„Und wie nennt sich das Musikstück?" fragte Prinz Wilhelm.

„Mendelssohn-Bartholdy hat die Absicht, in ähnlicher Weise wie es Fürst Radziwill zum ‚Faust' gethan hat, eine Musik zu Shakespeare's ‚Sommernachtstraum' zu schreiben, welche dieses feenhafte Werk einleiten, begleiten und schließen soll. Es ist die Ouverture zum ‚Sommernachtstraum', welche er bereits komponirt hat und uns heute vortragen wird."

„Das ist ja prächtig!" murmelte der Kronprinz.

Indessen hatte das Gespräch ringsum aufgehört, es herrschte tiefe Stille, und Jedermann erwartete gespannt den Vortrag des jungen, genialen Komponisten.

Mendelssohn begann zu spielen. Schon nach wenigen

Takten hatte er seinen ganzen Zuhörerkreis gefesselt, und dieser folgte ihm nun mit steigendem Entzücken bis zum Schluß seiner schönen Tondichtung.

Als der letzte Akkord verklungen war, lohnte allgemeiner, lauter Beifall den Vortragenden. Während die Herren Bravo riefen und in die Hände klatschten, waren es die Damen, welche von allen Seiten auf den interessanten jungen Mann zueilten, um ihm begeistert ihre Anerkennung auszusprechen.

Prinz Wilhelm hatte sich der russischen Baronin Wolginden, einer Kurländerin, welche seit dem Herbst in Berlin weilte, genähert, und es war der reizenden jungen Frau gelungen, ihn bald in den Maschen eines geistreichen Gespräches zu fangen, so daß an ein Entkommen nicht so leicht zu denken war.

Prinz Wilhelm fühlte sich übrigens ganz wohl in der Nähe der Baronin, welche in der Gesellschaft eine gewisse Rolle spielte und unstreitig zu den interessantesten Frauen des damaligen Berlins zählte. Schon ihre Erscheinung war ganz geeignet, jeden Mann anzuziehen. Nachdem die Baronin verschiedene Fragen des Tages gestreift hatte, denn sie verstand es, jeden Gegenstand zu erörtern, ohne sich zu lange bei demselben aufzuhalten, kam sie plötzlich auf Elise Radziwill. Prinz Wilhelm suchte auszuweichen, aber sie hielt ihn fest mit ihren grünschillernden Augen.

„Sie entkommen mir nicht," flüsterte sie, während sie sich den Anschein gab, ein gleichgiltiges Gespräch mit ihm zu führen, „man ist in Petersburg sehr verstimmt über gewisse Gerüchte — geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen einige Winke in dieser Richtung zu ertheilen."

„Ich werde einmal zu Ihnen kommen, Baronin."

„Aber bitte, recht bald."

Das Gespräch wurde durch Rahel unterbrochen, welche entdeckt hatte, daß der Kronprinz, der in eine Ecke ge-

flüchtet war, zwei köstliche Skizzen von frappanter Aehnlichkeit auf das Papier hingezaubert hatte, die Baronin Wolginden und den Fürsten Pückler-Muskau mit seinen drei Augenpaaren. Sie eroberte das Heft, und Alles drängte sich nun an die geistvolle Frau, um die Zeichnungen des Kronprinzen zu bewundern.

„Wissen Sie, königliche Hoheit," sprach die Baronin Wolginden mit einem feinen Lächeln zu dem Kronprinzen, „daß Sie eigentlich Ihren Beruf verfehlt haben? Sie hätten Künstler werden sollen."

Allgemeine Heiterkeit folgte dieser treffenden Bemerkung, während der Kronprinz sich artig vor der schönen Frau verneigte.

6.

Der Geheimrath v. Kamptz war bereits längere Zeit im lebhaften Gespräche mit Friedrich Wilhelm III. über die Frage, welche alle Welt beschäftigte und erregte. Ein neues Moment war hinzugetreten. Der Großherzog von Weimar hatte vorläufig in ganz vertraulicher Weise dem König erklärt, daß, falls die Heirath des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Elise Radziwill stattfände, er dann für die Kinder des Prinzen Karl, welcher seine Tochter zur Frau hatte, die Thronfolge beanspruchen würde vor den Kindern des Prinzen Wilhelm.

„Das noch fehlen," rief Friedrich Wilhelm III., „noch Successionsstreit haben in Preußen! Fürsten kein Herz haben dürfen zu eigenem Gebrauch, traurig sein, aber wahr."

„Das ist noch nicht Alles, Majestät," sagte v. Kamptz nach einer Weile. „Ich habe die sichersten Nachrichten darüber, daß die Heirath des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Elise Radziwill von polnischer Seite mit den kühnsten Plänen für die Herstellung eines unabhängigen Polens in Verbindung gebracht wird. Daß ein Konflikt

in Polen möglich, ja wahrscheinlich ist, müssen wir uns ruhig gestehen, Majestät. Der Zar Nikolaus, bei allen seinen Herrschereigenschaften, ist nicht darnach geartet, die Rolle eines konstitutionellen Monarchen zu spielen. Auch ist die Zwitterstellung, welche das Königreich Polen innerhalb der russischen Monarchie einnimmt, für das ganze russische Staatswesen höchst unbequem und hemmend. Ich glaube deshalb, daß Kaiser Nikolaus versuchen wird, die polnischen Freiheiten einzuschränken, und daß das heißblütige Polenvolk sodann, auf seine treffliche Armee gestützt, den Kampf mit ihm aufnehmen wird. Dieser Kampf wird gar nicht so aussichtslos sein, als er auf den ersten Blick erscheint. Rußland ist lange nicht so stark, als es seiner Ausdehnung und der Größe seiner Bevölkerung nach zu sein scheint. Ich glaube, daß im gegebenen Falle das kleine Preußen dem großen Rußland mit Erfolg die Spitze bieten könnte, und auch die Polen haben in einem Kriege gegen Rußland nicht zu unterschätzende Aussichten. Die Polen rechnen heute bereits sicher auf den Sieg, und wenn derselbe erfochten ist, wollen sie dem Prinzen Wilhelm, dem Gemahl der Polin Elise Radziwill, die Krone anbieten."

„Mein Sohn durch Revolution König von Polen? Niemals!" rief der König. „Das ist unmöglich. Weiß Prinz Wilhelm von diesem Plane und die Prinzessin Elise? Gehören sie auch zu den Verschwörern?"

„Nein, Majestät," erwiederte Kamptz, „die Prinzessin steht der Sache vollständig fern. Für sie ist und bleibt die Liebe zu dem Prinzen Wilhelm eine Idylle. Er selbst ist durch den Kronprinzen von den polnischen Absichten unterrichtet worden, hat sich denselben gegenüber aber schroff abwehrend gezeigt. In dieser Beziehung können wir sicher sein."

„Gut," sagte der König. „Prinz Wilhelm kein Hohenzoller sein, wenn anders denken, anders handeln würde.

Kronprinz mehr Künstler, Wilhelm richtiges preußisches Soldatenblut, wird jederzeit beste Stütze des Thrones sein."

„Glauben Majestät nicht, daß jetzt endlich in dieser Angelegenheit etwas geschehen muß, etwas Entscheidendes?"

„Ja, ja," entgegnete Friedrich Wilhelm III., welcher, die Hände auf dem Rücken, rasch auf und ab ging. „Nicht länger zusehen können, eingreifen müssen, sofort mit Prinz Wilhelm reden. — Mir leid thun um ihn, sehr leid, aber nicht zu ändern."

Nachdem der König geendet und an das Fenster getreten war, ließ Kamptz einige Augenblicke vergehen und näherte sich dann demselben.

„Ich erlaube mir, Eurer Majestät den Vorschlag zu machen, vorerst mich mit dem Prinzen Wilhelm die Sache besprechen zu lassen. Eure Majestät werden sich bei einer Unterredung mit dem Prinzen aufregen, und vielleicht, daß Prinz Wilhelm dann auch — daß er sich dann hartnäckiger zeigt als Eure Majestät erwarten."

„Möglich," murmelte der König, „eisernen Kopf haben."

„Eben deshalb würde ich vorschlagen, Majestät, daß ich die Sache dem Prinzen vorerst in meiner Weise vorbringe."

„Recht haben, Kamptz," sagte Friedrich Wilhelm III., „einverstanden sein, gleich hingehen und mir Resultat melden." —

Geheimrath v. Kamptz begab sich sofort zu dem Prinzen Wilhelm und wurde von demselben auf der Stelle vorgelassen. Er fand den Prinzen vor einem großen Tisch, der mit Karten bedeckt war.

„Sie sehen mich hier, lieber Kamptz, mitten im siebenjährigen Krieg, den ich jetzt mit vollem Eifer studire. Es ist ein großes Schauspiel, das sich vor uns aufrollt, wenn wir Friedrich II. in seinen wechselnden Schicksalen, in den

unglaublichen Wandlungen von Glück und Unglück, Sieg und Niederlage verfolgen, welche gerade dieser Krieg mit sich brachte. Wenn je ein Kampf verdient hätte, einen Homer zu finden, so ist es dieser gewesen."

„Es freut mich, königliche Hoheit, Sie so ruhig und so ganz erfüllt von Ihrem hohen Berufe zu finden, denn ich darf unter diesen Umständen hoffen, daß Sie mich freundlich aufnehmen und geduldig anhören werden."

Prinz Wilhelm, der sich rasch erhoben hatte, ging auf den Geheimrath zu, legte ihm beide Hände auf die Schulter und blickte ihm forschend in die Augen: „Sie kommen von meinem Vater?"

„Zu dienen, königliche Hoheit. Seine Majestät haben mich abgesendet."

„Zu welchem Zweck?" rief Prinz Wilhelm, indem er, die Arme auf der Brust gekreuzt, im Gemach auf und ab zu gehen begann, „um mir von Neuem dieselbe Geschichte vorzubringen?"

„Vergeben königliche Hoheit, aber diesmal sind Sie im Irrthum. Es gibt ganz neue Vorkommnisse und zwar solche, welche sehr entscheidend in die Wagschale fallen."

„Und diese wären?" fragte Prinz Wilhelm.

„Vorerst gestatten mir königliche Hoheit, nochmals zu bemerken, daß die Urtheile der Rechtsgelehrten, welche wir eingeholt haben, Ihren Wünschen durchaus entgegenstehen. Es ist unmöglich, daß ein Prinz von Preußen in seiner hohen Stellung eine Mesalliance eingeht. Und die Verbindung mit der Prinzessin Elise Radziwill wäre eine Mesalliance."

„Mag sein," erwiederte Prinz Wilhelm, „so haarscharf vermag ich die Dinge nicht zu unterscheiden, für mich ist es schwer zu verstehen, daß die Tochter einer preußischen Prinzessin mir nicht ebenbürtig sein soll. Aber genug davon, was haben Sie noch, Kamptz?"

„Die Verbindung mit der Prinzeſſin Radziwill, königliche Hoheit, wäre auch eine ernſte Gefahr für Preußen und für unſer Königshaus."

„Eine Gefahr? Das glauben Sie ſelbſt nicht, Kamptz."

„Doch, königliche Hoheit, ich bin vollkommen überzeugt davon, denn wir haben Beweiſe, uns liegen Thatſachen vor, die ſich nicht wegleugnen laſſen. Vor Allem die polniſchen Intriguen, welche ſich, wie wir wohl wiſſen, gegen den Willen Eurer königlichen Hoheit und der Prinzeſſin Eliſe Radziwill, um dieſe Verbindung einem Netze gleich zuſammenziehen. Seine Majeſtät der König weiß ſehr wohl, daß Eure königliche Hoheit ſich niemals dazu hergeben werden, revolutionäre Beſtrebungen zu unterſtützen. Aber es iſt damit noch nicht genug, es muß ſogar der Schein vermieden werden, denn dieſer Schein könnte genügen, unſere guten Beziehungen zu Rußland und Oeſterreich zu ſtören. Dieſer Schein kann nur vermieden werden, wenn dieſe Verbindung unterbleibt, denn dann nur werden die Hoffnungen der Polen, inſofern ſie auf Eure königliche Hoheit gerichtet ſind, ſofort zum Schweigen gebracht werden."

„Iſt das Alles, Kamptz?"

„Noch nicht, königliche Hoheit. Das Neueſte, das Entſcheidende iſt, daß der Großherzog von Weimar im Falle einer Verbindung mit der Prinzeſſin Eliſe die Thronfolge für die Kinder des Prinzen Karl in Anſpruch nimmt, und daß wir ſomit einem Succeſſionsſtreit entgegen gingen."

„Das Alles erſcheint Ihnen ungemein wichtig, Herr v. Kamptz," erwiederte Prinz Wilhelm, „aber ich ſehe die Dinge mit anderen Augen an. Succeſſionsſtreit! Das klingt allerdings ſehr bedrohlich und beunruhigend, aber wird es jemals dazu kommen? Nein, gewiß nicht. Mein Bruder, der Kronprinz, erfreut ſich der beſten Geſundheit und wird, ſo wollen wir hoffen, bald einen Erben für ſeine Krone haben. Von mir wird alſo in dieſer Beziehung

niemals die Rede sein. Das, was ich für Preußen sein kann, ein Soldat, werde ich immer bleiben, auch wenn ich eine Mesalliance nach Ihrer Ansicht geschlossen habe. So weit ich die Dinge verstehe, dreht sich schließlich Alles darum, daß ich durch die Heirath mit Elise Radziwill meiner Ansprüche auf den Thron verlustig werde. Mag sein. Ebenso wenig, wie ich mich dazu hergeben werde, die Pläne der Polen zu unterstützen, ebenso wenig, wie ich daran denke, König von Polen zu werden, ebenso wenig habe ich jemals ernstlich daran gedacht, den preußischen Thron zu besteigen. Man hat mich ja auch deshalb nicht zum Staatsmann, nicht zum Philosophen und Künstler erzogen, wie den Kronprinzen, sondern einfach zum Soldaten. Soldat bin ich und Soldat will ich bleiben. Da es sich also nur um meine Ansprüche auf den Thron handelt, so erkläre ich Ihnen hiermit, Herr v. Kamptz, was Sie zugleich dem König, meinem Vater, erklären können, daß ich vollkommen bereit bin, diesen Ansprüchen sofort zu entsagen."

Kamptz, dem diese Wendung vollständig unerwartet kam, trat erschreckt zwei Schritte zurück.

„Königliche Hoheit," rief er, „das kann nicht Ihr Ernst sein!"

„Es ist mein Ernst, Kamptz, mein voller Ernst. Ich denke, damit sind die Schwierigkeiten, die meiner Verbindung mit Elise Radziwill entgegenstehen, ein- für allemal endgiltig gehoben. So wäre denn der gordische Knoten, den Sie mit vieler Geschicklichkeit geschlungen haben, mein verehrter Herr v. Kamptz, auf gut soldatische Art durchhauen und allen Theilen gebührend Rechnung getragen. Ich will übrigens, wenn es sein muß, nicht nur meinen Ansprüchen auf den Thron, sondern auch meiner Stellung als Mitglied des königlichen Hauses entsagen und nur einfach ein Soldat bleiben, jederzeit bereit, auf den Befehl

meines Königs den Degen zu ziehen. Und damit genug. Guten Abend, Herr v. Kamptz."

Der Geheime Rath verneigte ſich tief und verließ den Prinzen, welcher in großer Erregung zurückblieb.

Wieder ſuchte er ſich in ſeine Karten, Bücher und Aktenſtücke zu vertiefen, aber das erregte Blut wollte nicht zur Ruhe kommen. Er befahl, ſeinen Jagdſchlitten anzuſpannen und fuhr eine Stunde im Thiergarten umher. Die friſche, froſtige Luft that ihm wohl. Er beruhigte ſich mehr und mehr, und als er auf dem Rückwege die Fenſter des Palais Radziwill glänzend erleuchtet ſah, entſchloß er ſich raſch, hielt die Pferde an, hieß ſeinen Kutſcher nach Hauſe fahren und erſchien wenige Minuten ſpäter in der Geſellſchaft, welche in den Salons des Fürſten Anton Radziwill verſammelt war.

Jetzt, wo Prinz Wilhelm zwiſchen den Gruppen hindurchſchritt, die ehrerbietigen Grüße erwiederte, hier und dort einem Bevorzugten die Hand drückte, den Damen liebenswürdig zulächelte, merkte man ihm nichts von der Erregung der letzten Stunde an.

Endlich fand er die, die er ſuchte: die ſchöne, holde Eliſe, in einem kleinen, in türkiſchem Geſchmack eingerichteten Gemach im vertraulichen Geſpräche mit der Baronin Wolginden und dem Fürſten Pückler-Muskau.

„Störe ich?" fragte Prinz Wilhelm, während er ſich vor den Damen verneigte.

„Als wenn Sie nicht wüßten, daß Sie immer willkommen ſind, Prinz," rief die Baronin.

„Keinesfalls werde ich im Stande ſein, Sie ſo gut zu amüſiren, wie Pückler-Muskau. Wenn er in Frankreich unter Ludwig XV. gelebt hätte, wäre er unſtreitig Generalpächter des Geiſtes und Witzes geworden. Alſo ich bleibe nur unter der Bedingung, daß Pückler-Muskau fortfährt, Sie zu amüſiren, meine Damen."

In einem der Salons begann jetzt Mendelssohn-Bartholdy zu spielen.

„Das ist ja unser neuestes Genie," rief Pückler-Muskau, „wollen Sie ihn nicht hören, königliche Hoheit?"

„Sobald die Damen es wünschen," sagte Prinz Wilhelm, indem er sich erhob.

Die Baronin Wolginden benutzte die Gelegenheit, um Elise mit dem Prinzen allein zu lassen. Sie nahm den Arm Pückler's und schwebte mit ihm hinaus. Kaum war das Rauschen ihrer Seidenrobe verklungen, als Prinz Wilhelm sich rasch Elise näherte und sie an beiden Händen faßte.

„Elise," sprach er, „ich habe um Deinetwillen heute einen harten Kampf bestanden. Ich hoffe aber, daß der Knoten, den man geschürzt hat, zerhauen ist für immer. Ich habe durch Kamptz dem König erklären lassen, daß ich bereit bin, allen meinen Ansprüchen auf den Thron, ja, meiner Stellung zu entsagen und nichts sein will als der erste Soldat Preußens und der Gatte meiner geliebten Elise."

„Das wolltest Du wirklich?" erwiederte sie, die schönen Augen zu ihm erhoben, fast erschreckt. „Mein Wilhelm, das kannst Du, das darfst Du nicht! Niemals werde ich zugeben, daß Du um meinetwillen der Aufgabe entsagst, welche Dir die Geschichte vielleicht zugewiesen hat."

„Mein Kind," erwiederte Prinz Wilhelm lächelnd, „wenn mir wirklich eine solche Aufgabe vorbehalten ist, dann wird die Vorsehung mich zu finden wissen unter allen Umständen."

„Habe ich etwas Thörichtes gesagt?" fragte Elise lächelnd.

„Nein, nein," sprach Prinz Wilhelm, indem er sie auf die Stirn küßte, „also es bleibt dabei, Du wirst meine Frau, und Kamptz erleidet seine erste entscheidende Niederlage."

Elise schüttelte den Kopf, dann ließ sie sich auf den nächsten Stuhl nieder, und während Prinz Wilhelm vor ihr stand, schmiegte sie sich sanft und scheu an ihn.

„Höre mich, Wilhelm," flüsterte sie, „ich kann ein solches Opfer nicht annehmen, ich will Dich glücklich machen. Wenn ich aber die Ursache sein soll, daß Du Allem entsagst, was Deinem Leben Glanz verleiht, dann will ich mich lieber opfern."

„Und Du, Elise, bedeutest Du in meinen Leben so wenig?"

„O Wilhelm, ich will nicht die Nixe sein, die Dich hinabzieht in den Wirbel des gemeinen Menschenschicksals — ich fühle — ich ahne es — daß Dich das Schicksal zu Größerem aufgespart hat."

7.

Am nächsten Morgen saß die Baronin Wolginden behaglich beim Frühstück und empfing von ihrem Diener die ersten Briefe, welche die Post gebracht hatte, und andere Schriftstücke, welche man im Laufe des Abends und am frühen Morgen in ihrer Wohnung abgegeben hatte. Unter den Briefen befanden sich mehrere, welche in Chiffern abgefaßt waren, und die Schriftstücke, die sie aufmerksam durchlas, enthielten Berichte verschiedener Personen, welche im Geheimen in ihren Diensten standen und sie über alle halbwegs interessanten und bedeutenden Vorkommnisse in Berlin unterrichteten.

Während die schöne kluge Frau ihre Chokolade schlürfte, machte sie sich Notizen und überlegte. Dann schob sie die Tasse weg, raffte ihre Papiere zusammen, trat in ihr Arbeitskabinet, in dessen Kamin bereits ein mächtiges Feuer brannte, warf einen Theil der Briefe und Schriftstücke in die Flammen und legte das Uebrige auf ihren kleinen, mit reizenden Nippsachen geschmückten Schreibtisch.

Kaum hatte sie vor demselben Platz genommen, so meldete ihre Kammerfrau, daß der erwartete Kurier von St. Petersburg eingetroffen sei.

Die Baronin hieß ihn sofort eintreten.

Es war ein junger Offizier unter der Maske eines reisenden Künstlers, welcher jetzt hereintrat und der Baronin einen Brief übergab, den er bisher an seiner Brust verborgen gehalten hatte. Eine Handbewegung der schönen Frau lud ihn ein, Platz zu nehmen. Dann las sie aufmerksam, was man ihr aus der russischen Hauptstadt schrieb, nickte mit dem Kopf und hatte Mühe, ein triumphirendes Lächeln zu unterdrücken.

Wieder einmal hatte sie Recht behalten und über die Bedenken der Berufsdiplomaten einen Sieg davongetragen. Man meldete ihr, daß Zar Nikolaus auf ihren Rath einen eigenhändigen Brief an den König von Preußen gerichtet habe, die geplante Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Elise Radziwill betreffend.

Ohne den Kurier weiter zu beachten — denn für diese politische Agentin waren die Mehrzahl der Menschen, mit denen sie zu thun hatte, nur Figuren ihres Schachspiels — schrieb sie sofort die Antwort, fügte einen der Berichte, die sie empfangen hatte, im Original bei, siegelte das Ganze und übergab es dem Offizier, welcher sich rasch damit entfernte.

Als die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, lehnte sich die Baronin in ihrem Sessel zurück und blickte, die Arme auf der Brust gekreuzt, vor sich hin.

„Sehr gut," sagte sie endlich, „jetzt ist Alles gewonnen."

Es währte nicht lange, so meldete die Kammerfrau wieder einen Besuch.

Es war die Stunde, wo die Baronin ihre Agenten empfing. Verschiedene derselben kamen, um persönlich Be-

richt zu erstatten. Frau v. Wolginden hörte sie an, richtete Fragen an sie, gab ihnen Aufträge und entließ einen Jeden gleich huldvoll.

Endlich war auch dieser Theil ihrer täglichen Geschäfte abgewickelt. Die Baronin fuhr fort, an ihrem Schreibtisch zu arbeiten und wurde nur einen Augenblick durch einen Blumenstrauß gestört, den ihr einer ihrer glühenden Anbeter, Herr v. Polkwitz, gesendet hatte. Sie lächelte seltsam, als die Kammerfrau ihr einen Brief übergab, von dem der Strauß begleitet war. Es waren die ersten Zeilen, welche ihr Herr v. Polkwitz sendete.

„Jetzt habe ich ihn," dachte die schöne Frau, „endlich ist er auf dem Punkt, auf dem ich ihn schon lange haben wollte," und dann, den Kopf halb zu ihrer Kammerfrau gewendet, sprach sie: „Sonja, ich denke, es ist Zeit, jetzt Toilette zu machen. Herr v. Polkwitz wird wohl bald persönlich seinen Blumen nachfolgen. Gehe nur, ich komme gleich."

Sie stellte die Blumen in eine Vase und trat dann vor den Spiegel. Während ihre kleine Hand sich in den goldrothen Wellen ihres Haares badete, betrachtete sie sich aufmerksam, und ein feines Lächeln spielte um ihre Lippen. „Nein," sprach sie, „so wie ich bin, gefalle ich mir noch besser. In diesem Morgenanzug soll er mich überraschen und den Gnadenstoß empfangen."

In diesem Augenblick hörte sie, daß Jemand gekommen war. Zu ihrer Ueberraschung war es aber nicht Polkwitz, sondern Prinz Wilhelm, auf dessen Besuch sie am wenigsten gefaßt war. Während er mit der Kammerfrau sprach, öffnete sie die Thür ganz wenig und steckte den Kopf hinaus. „Sie, zu dieser Stunde?" rief sie, „nein, wirklich, Prinz, ich kann Sie nicht empfangen, ich bin noch ganz im Negligé."

„Also ein andermal," sagte Prinz Wilhelm.

Digitized by Google

„Nein, nein," erwiederte die Baronin, „ich habe Wichtiges für Sie. Wenn Sie also eintreten wollen, Prinz, dann entschuldigen Sie, daß ich noch nicht in voller Toilette bin."

Prinz Wilhelm trat ein, und während er die Hand der kleinen Frau an seine Lippen führte, hingen seine Augen mit Bewunderung an ihr. „Wissen Sie," sprach er, „daß Sie in diesem Morgenanzuge noch reizender und bezaubernder sind, als in großer Toilette?"

Während die Baronin den Prinzen zu sich auf einen kleinen türkischen Divan niederzog, erwiederte sie: „Als Antwort citire ich Einen, der geistreicher ist als ich, nämlich Pückler-Muskau. Er sagte mir gestern: ‚Die Menschen übertreiben nur jene Empfindungen, die sie nicht haben.'"

„Diesmal haben Sie Unrecht, Baronin. Ich müßte blind sein, wenn ich die Vorzüge, mit denen Sie die Natur so verschwenderisch ausgestattet hat, nicht bemerken würde."

„Ach, wie gern würde ich Ihnen im Ernst gefallen," gab Frau v. Wolginden mit einem seltsamen Blick zur Antwort.

„Es verdrießt Sie, Baronin, daß Einer unter Allen, ein Einziger, noch frei in Berlin umhergeht. Sie möchten auch mich in Ihr Joch spannen."

„Wenn Sie galant wären, Prinz, hätten Sie gesagt, ‚süßes Joch'. Aber reden wir ernsthaft. Geben Sie sich keinen Illusionen hin, Sie werden schließlich doch Elise Radziwill entsagen müssen. Die Zeit wird auch hier die beste Trösterin sein, denn sie lehrt uns vergessen. Es gibt aber auch noch andere Mittel, welche rascher zum Ziele führen."

„Und diese wären?" fragte Prinz Wilhelm, die blauen Augen mit einem schwermüthigen Lächeln auf die schöne Frau geheftet, welche sich jetzt, in die Kissen des Divans

ſchmiegte und, den Kopf zur Seite geneigt, ihn von unten herauf mit ihren träumeriſch blickenden grünen Nixenaugen anblickte.

„In den Armen einer Anderen den Lethetrank ſchlürfen.“

„Ich bin nicht ſo vergeßlich,“ erwiederte Prinz Wilhelm ernſt, „und leider hat mein Herz vor Allem ein gutes Gedächtniß.“

Die Baronin v. Wolginden war zu ſehr Weltdame, um noch ein Wort weiter in dieſer Richtung an den Prinzen zu verlieren. Sie ließ das Thema fallen und plauderte allerliebſt von verſchiedenen Vorkommniſſen der letzten Tage.

„Und die wichtigen Mittheilungen, die Sie mir zu machen hatten?“

„Ich habe Sie bis zuletzt aufgeſpart, Prinz, damit Sie mir nicht zu raſch entfliehen.“

„Alſo, Baronin, man iſt in Petersburg mit mir nicht zufrieden?“

„Ganz und gar nicht, Prinz.“

„Das bedauere ich, Baronin, aber ich kann in dieſer Beziehung keinen anderen Richter anerkennen als meinen Vater und mein Gewiſſen.“

Als er fort war, geſtand ſie ſich ruhig, daß ſie zwei Niederlagen für eine erlitten hatte; aber ſie ärgerte ſich nicht im Mindeſten über dieſelbe, im Gegentheil, ſie ſtand einen Augenblick in Gedanken verſunken mitten in dem kleinen vornehmen Gemach, und endlich ſeufzte ſie tief auf. Sie beneidete Eliſe um dieſe Liebe, die ſie bisher nur für eine ſchöne Einbildung der Poeten gehalten hatte, und welche jetzt zum erſten Male ſo wahr und rührend vor ihr ſtand.

In dieſem Augenblick wurde ihr Herr v. Polkwitz gemeldet. „Er kommt gerade recht,“ rief die Baronin, während ihre Augen diaboliſch aufleuchteten.

Herr v Polkwitz, ein Mann von vierzig Jahren, etwas

gespreizt und geckenhaft, trat jetzt ein, küßte ihre kleine Hand und nahm dann neben ihr auf dem türkischen Divan Platz. Wie anders war dieses Zusammensein, als jenes mit dem Prinzen. Die schöne Frau spielte mit Herrn v. Polkwitz, graziös und grausam zugleich, wie eine Katze mit der Maus, bis er zu ihren Füßen lag und ihr die glühendste Liebeserklärung machte, welche sie mit einem spöttischen Lachen erwiederte.

„Vortrefflich, Herr v. Polkwitz," sagte sie dann, „wissen Sie, daß Sie sich ganz und gar in meine Hand gegeben haben? Wissen Sie auch, was Talleyrand sagt: ‚Mit den unschuldigsten drei Zeilen, die ein Mensch geschrieben hat, bringe ich Jeden auf's Schaffot.' Ich habe mir lange schon eine lebendige Marionette gewünscht, nun habe ich sie."

„Ich verstehe Sie nicht," erwiederte Herr v. Polkwitz verwirrt.

„Das wird schon kommen," erwiederte die Baronin. „Sie werden jetzt mein Papagei sein, ich werde Sie abrichten zu sprechen, was ich für gut finde, und Sie werden sich merken, was andere Leute sagen, besonders am Hofe und in der Diplomatie, und mir Alles getreulich wiederholen, denn ich bin erschrecklich neugierig, Herr v. Polkwitz."

„Zu Befehl, Baronin," erwiederte dieser, welcher von der ganzen Sache nur soviel verstand, daß er eine große Thorheit begangen hatte, und daß die Baronin die Frau war, die Vortheile, welche er ihr in die Hand gegeben hatte, rücksichtslos gegen ihn auszunützen.

„Sie sind also bereit, mir zu dienen?"

„Gewiß, in jeder Richtung," erwiederte Herr v. Polkwitz, indem er die Hand der Baronin zu erhaschen suchte, welche ihm jedoch entschlüpfte und sich in dem weiten Aermel ihres Anzuges verbarg.

„Also gut, erzählen Sie mir Alles, was Sie von Neuigkeiten haben."

Herr v. Polkwitz erstattete nun getreulich Bericht über allerhand kleine Intriguen am Hofe und in der Gesellschaft, welche die Baronin nicht im Mindesten interessirten. Ungeduldig stampfte sie mit dem kleinen Fuße und rief: „Haben Sie denn gar nichts Vernünftiges für mich, nichts, was einigen Werth für mich haben könnte?"

„Doch, doch, ich hatte vergessen," murmelte Herr v. Polkwitz. „Es geht etwas Entscheidendes vor in Bezug auf Elise Radziwill und den Prinzen Wilhelm. Ein Brief des Zaren Nikolaus, sagt man, sei eingetroffen und habe Seine Majestät den König bestimmt, der Sache energisch ein Ende zu machen."

„Und glauben Sie, daß Prinz Wilhelm gehorchen wird?"

Polkwitz zuckte die Achseln.

„Er ist ein Idealist," dachte die schöne Frau, „wenn man ihn bei seinem Pflichtgefühl faßt, wird er sich fügen und dann —"

Sie warf einen seltsamen Blick in den Spiegel.

Als die Baronin Herrn v. Polkwitz entließ, gelang es ihm doch, sich ihrer Hand zu bemächtigen und dieselbe mit Küssen zu bedecken.

„Und was habe ich zu hoffen?" fragte er.

„Was Sie zu hoffen haben?" wiederholte die Baronin mit einem leisen silberhellen Lächeln, „nichts, aber Alles zu fürchten."

8.

Prinz Wilhelm stand ruhig und gefaßt vor dem König, zu dem er berufen worden war, entschlossen, allen juridischen Spitzfindigkeiten hartnäckig die Spitze zu bieten und auf seinem Vorhaben zu beharren.

Wer weiß, wie diese historische Unterredung geendet

hätte, wenn der König Friedrich Wilhelm III. den Rathschlägen seiner Vertrauten gefolgt wäre. Aber der König ging, einer glücklichen Eingebung folgend, auch hier wie immer den geraden Weg, ehrlich und entschieden, und gerade das hatte Prinz Wilhelm nach all' den Intriguen, die ihn in der letzten Zeit umsponnen hatten, nicht erwartet.

„Eine ernste Stunde ist's," begann der König, „in der wir einander gegenüberstehen. Genug Spitzfindigkeiten sind von beiden Seiten vorgebracht. Schon wissen, was Du dagegen vorbringen. Handelt sich nicht um diesen Krimskrams, der aus verstaubten Archiven ausgegraben worden. Die Einen finden, Elise Radziwill eine ebenbürtige Gattin für Dich sein, Andere wieder das Gegentheil. Alles das mich nicht kümmern. Hier sich darum handeln, daß Preußen, daß unser Haus eine Aufgabe zu erfüllen hat in Europa in dieser Zeit, wo alle Grundlagen der Gesellschaft in's Wanken gekommen. Dir wohl bekannt sein, was Polen für Pläne haben in Bezug auf diese Heirath, daß auch sogar Successionsstreitigkeiten drohen. Hier noch ein Brief vom Zaren Nikolaus von Rußland" — der König legte ihn auf den Tisch, vor dem Prinz Wilhelm stand — „auch das nicht entscheidend sein, Alles nicht, aber mein Gefühl dagegen. Mein Gefühl mir sagen, daß Preußen Dich brauchen, unmöglich sein, Deine Aufgabe erfüllen, wenn Prinzessin Elise Radziwill Deine Gemahlin geworden, unmöglich sein, Deinen Ansprüchen entsagen. Wenn man in hoher Stellung, wenn man zu großer Aufgabe berufen wie Du, dann Pflichten haben, ernste Pflichten, heilige Pflichten. Ich Dir nicht zureden, Dir nicht mit Spitzfindigkeiten kommen, ich appelliren an Dein Pflichtgefühl, und weiß, daß nicht umsonst daran erinnert haben."

Prinz Wilhelm, welcher bis jetzt schweigend, den Kopf

geſenkt, zugehört hatte, ſah ſeinen Vater jetzt mit einem raſchen Blick an, aus dem ein tiefer, echt männlicher Schmerz ſprach.

„Du weißt nicht, wie ich ſie liebe," kam es mühſam und qualvoll aus ſeiner Bruſt, und dann warf er ſich erſchüttert auf einen Stuhl und legte die Hände vor die Augen.

Der König trat zu ihm hin und legte ihm die Hand theilnehmend auf die Schulter. „Ich wiſſen," ſprach er, „mit Dir fühlen. Auch ich, mein Wilhelm, in ſolcher Lage geweſen, auch ich entſagen müſſen. Wir nicht da ſein, Wilhelm, zu unſerem Vergnügen, ſondern um Pflichten zu erfüllen, um großer Aufgabe gerecht zu werden. Mit Dir zu Rath gehen, Wilhelm, und mir Deine Antwort geben, ob mich in Dir geirrt oder nicht."

Es folgt eine Pauſe qualvollen Kampfes, welche Prinz Wilhelm mit ſeiner Liebe zu kämpfen hatte, während der König am Fenſter ſtand, um ſeine Thränen zu verbergen, denn auch ihm ging die Sache nahe, viel näher, als er es ſich merken laſſen wollte.

Endlich erhob ſich Prinz Wilhelm und trat auf ſeinen königlichen Vater zu. „Unter dieſen Umſtänden," ſagte er mit gepreßter Stimme, „bleibt mir nichts übrig, als zu gehorchen."

„Nicht gehorchen," erwiederte der König, „ich Dir nichts befehlen, Dein eigenes Herz hier ſprechen müſſen."

„Alſo nochmals," ſagte Prinz Wilhelm, „ich werde ihr, die mein ganzes Glück iſt, entſagen."

„Brav," entgeguete der König, indem er ſeinem Sohne die Hand gab. „Wußte voraus, daß in meinem Sohne mich nicht geirrt."

Damit endete dieſe Unterredung, welche ſo große entſcheidende Folgen für Preußen und Deutſchland haben ſollte. —

Wenige Minuten, nachdem Prinz Wilhelm seinen königlichen Vater verlassen hatte, kam der Kronprinz zu ihm, um ihn zu trösten.

„Beruhige Dich, Wilhelm," sprach er, „Du konntest, Du durftest nicht anders handeln. Dieses Gefühl, diese Einsicht muß Dir Kraft und Muth geben, Alles zu ertragen. Siehst Du, wir, die wir scheinbar so hoch oben stehen über der Noth und den Qualen der Erdgeborenen, nur zur Freude, zur Wonne geboren scheinen, wir sind eigentlich am übelsten daran. Jeder Bettler kann dem Zuge seines Herzens folgen, wir dürfen es nicht. Für uns gibt es nur eine Richtschnur, das Wohl des Staates, an dessen Spitze wir stehen, das Pflichtgefühl. Aber es gibt mehr als eine Arznei für Herzen, denen man wehe gethan hat, wie dem Deinen. Vor Allem wirst Du sie, wenn Du ihrer bedarfst, in der Kunst finden, in der Poesie."

„Fritz, Du weißt, daß ich nie ein Bücherwurm war und es auch nie sein werde. Unseren großen Dichtern habe ich ab und zu Geschmack abgewonnen und mich, mit frischem Sinn zugreifend, an dieser und jener Dichtung erhoben und begeistert, aber mein wahrer Beruf ist und bleibt das Waffenhandwerk. Glaube mir, auch in diesem ist viel Poesie, wenn man es nur von der richtigen Seite erfaßt. Ja, Fritz, ich wollte jetzt, es gäbe Krieg."

„Hoffentlich wird es noch lange Frieden bleiben, Wilhelm," erwiederte der Kronprinz und fuhr dann fort: „Erlaube mir noch eine Frage. Elise darf, was geschehen ist, was beschlossen wurde, nicht auf Umwegen erfahren. Wir sind es ihr schuldig, sie sofort in Kenntniß zu setzen. Wenn Du es wünschest, Wilhelm, bin ich bereit, diese schmerzliche Aufgabe zu übernehmen."

„Ich danke Dir," erwiederte der Prinz, „es ist Alles, was ich von Dir erwartet habe, aber ich nehme diesen Dienst nicht an. Es wäre feige von mir, wenn ich in

dieser Stunde ihren Blicken ausweichen wollte. Ich werde zu ihr gehen, ihr selbst Alles sagen und sie um Vergebung bitten, daß ich nicht anders handeln kann, als es jetzt entschieden ist."

„Und noch Eins," sagte der Kronprinz indem er die Hand leicht auf die Schulter des Prinzen Wilhelm legte, „Deine Verbindung mit Elise Radziwill wäre, so wie ich jetzt die Verhältnisse kenne, auch ohne die politischen Gesichtspunkte keine glückliche geworden."

„Und weshalb?" fragte Prinz Wilhelm.

„Weil — ich weiß es aus bester Quelle — weil Elise den Keim eines ernsten Brustleidens in sich trägt. In ihrem Alter überwindet man dasselbe nicht so leicht. Sie selbst ahnt, ja fühlt, daß ihr keine lange Lebensdauer beschieden ist. Was wolltest Du mit einer Frau, welche krank ist und Dir Kinder schenkt, die gleich ihr wieder dem sichern Tode geweiht sind."

„Du hast Recht," sprach Prinz Wilhelm, „aber wenn es wahr sein sollte, so ist meine Lage nur um so schrecklicher. Wenn Elise stirbt, wird man mir die Schuld geben."

„Niemand," sagte der Kronprinz, „und sie selbst am wenigsten. Elise hat niemals mehr von Dir verlangt, als Deine Liebe, sie hat niemals darnach gestrebt, Deine Gemahlin zu werden, und sie selbst weiß es am besten, daß sie dem Tode geweiht ist — auch ohne diese Wendung des Schicksals."

Nach einer Pause fragte der Kronprinz: „Was hast Du jetzt vor? Willst Du sofort zu Elise gehen?"

„Nein," erwiederte Prinz Wilhelm, „ich muß mich erst fassen und vor Allem meine aufgeregten Nerven beruhigen. — O Fritz, wenn Du wüßtest, wie mir zu Muthe ist!"

„Ich weiß es," murmelte der Kronprinz, indem er

seines Bruders Hand fest und herzlich drückte, „ich weiß es, Wilhelm, und ich fühle mit Dir.“

Die beiden Brüder umarmten sich stumm, dann riß sich Prinz Wilhelm los und eilte davon, während der Kronprinz ihm mit einem Blick inniger Theilnahme nachsah.

* * *

In einer Loge des königlichen Schauspielhauses saß die Baronin v. Wolginden, Herr v. Polkwitz stand als Kavalier hinter ihr. Sie hatte ihn bereits abgerichtet, und er spielte seine Rolle in jeder Beziehung zu ihrer Zufriedenheit. Seitdem er seinen Kopf so unvorsichtig in die Schlinge gelegt hatte, schien er schon zufrieden damit, in der Nähe seines Ideals weilen zu dürfen. Er kam täglich am Morgen zum Rapport, gleich den anderen Agenten der schönen Russin, besorgte alle Kommissionen für sie, begleitete sie bei ihren Promenaden und erwies ihr mit Eifer, ja mit wahrer Begeisterung alle jene Dienste, welche schöne, vornehme, verwöhnte Frauen als etwas Selbstverständliches ansehen.

Man gab ein Stück von Raupach. Nach dem zweiten Akte sprach die Baronin zu Polkwitz, indem sie den Kopf wendete und ihn mit dem Fächer berührte: „Vorwärts, mein Freund, eilen Sie sofort hinab in das Parquet, und sehen Sie, was es Neues gibt.“ —

Als Herr v. Polkwitz wieder eintrat, strahlte er förmlich in dem Gefühl, der Baronin eine große angenehme Neuigkeit zuerst überbringen zu dürfen. „Ich bin ungemein glücklich,“ begann er, „meine Gnädige, daß es mir vergönnt ist, Sie mit einer Meldung überraschen zu dürfen, welche, wie ich weiß, Ihren Wünschen entspricht und für Sie, für die Sache Rußlands einen Sieg bedeutet.“

„Und das wäre?“

„Ich habe soeben — selbstverständlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit — erfahren, daß im Schlosse sehr

ernſte Dinge vorgegangen ſind: eine Unterredung Seiner Majeſtät mit dem Prinzen Wilhelm."

„Was Sie ſagen!" rief die Baronin. „Das intereſſirt mich wirklich."

„Prinz Wilhelm hat vollſtändig den Wünſchen des Königs nachgegeben."

„Er wird Eliſe Radziwill entſagen?" fragte die Baronin in lebhafter Erregung.

„So iſt es," fuhr Herr v. Polkwitz fort, „und man ſchreibt dieſes Reſultat, das alle Welt befriedigen wird, vor Allem einem eigenhändigen Brief des Kaiſers Nikolaus zu, und ſomit" — Herr v. Polkwitz verneigte ſich lächelnd vor der Baronin — „dem klugen Einfluß des weiblichen Diplomaten, den Rußland in Berlin zu beſitzen das Glück hat."

Wirklich, die Baronin ſtand am Ziele ihrer Wünſche. Sie war klug genug, lange nicht Alles dem Briefe des Zaren zuzuſchreiben. Sie kannte den Prinzen Wilhelm nur zu gut. Gewiß waren andere Motive ungleich maßgebender geweſen, aber es genügte ja, daß man den Brief des Zaren Nikolaus als den entſcheidenden Faktor anſah. Dies ſicherte ihr in Petersburg einen vollſtändigen Triumph, und ſie war die Frau, denſelben in jeder Art auszunützen.

8.

Fürſt Radziwill war der Erſte, welcher ſeiner Tochter die Nachricht überbringen ſollte, welche ihre böſen Ahnungen zur Gewißheit machte. Als er eintrat, ſaß Eliſe am Klavier und ſpielte leiſe ein ſchwermüthiges polniſches Lied. Als ihr Vater hinter ſie trat und ſie ſanft an ſich zog, um ſie auf die goldenen Locken zu küſſen, ſchrak ſie zuſammen.

„Ich weiß nicht, Vater, mir iſt ſo bange heute," murmelte ſie, noch immer am ganzen Leibe bebend, „ich

habe die Empfindung, daß mir irgend ein großes Unglück nahe ist. Sollte sich mein Schicksal heute erfüllen?"

„Liebes Kind," erwiederte der Fürst, während er sie umschlungen hielt und es vermied, ihr in die Augen zu blicken, „wie könnte Dich überraschen, worauf Du ohnehin immer gefaßt warst?"

„Man ist auch auf den Tod gefaßt, Vater," erwiederte Elise, „und doch packt uns ein Schauer, wenn seine dunklen Pforten sich plötzlich vor uns öffnen; so ist es auch hier. Ich habe niemals mehr verlangt als Wilhelm's Liebe, ich habe nie daran gedacht, sein Weib zu werden, und doch ist mir der Gedanke entsetzlich, ihn zu verlieren."

„Du verlierst ihn ja nicht, Elise," fuhr der Fürst fort, „verlieren kann man nur, was man besitzt. Eure Liebe ist eine rein ideale, halb geschwisterliche; weshalb solltest Du diese Liebe verlieren, wenn auch eure Lebenswege sich nach den Begriffen der Welt trennen sollten?"

„Du hast Recht," entgegnete Elise, „und übrigens — was getragen werden muß, werde ich mit Würde und ohne Klagen tragen. Ich war immer darauf gefaßt, entsagen zu müssen, und wenn es heute so weit ist, dann werde ich mich fügen, denn das Schicksal ist stärker als die Menschen. Sprich also, Vater, was hast Du mir zu sagen?"

„Prinz Wilhelm wird kommen, um Dir mitzutheilen, was er seinem Vater, dem König, versprochen hat, versprechen mußte, da man an sein Pflichtgefühl, an seine Ehre appellirt hat."

„Ich verstehe," sagte Elise, während sie den Kopf auf die Brust sinken ließ, „somit ist Alles vorbei, für mich und für ihn. Er wird seinen glänzenden Weg gehen, die schwermüthige Erinnerung an ein verlorenes Glück, an eine schöne Jugendliebe im Herzen, und ich — ich werde dahinwelken wie die Blume, der die Sonne fehlt."

Digitized by Google

„Nicht so, mein Kind," rief Fürst Radziwill, „nicht so, Du zerreißest mir das Herz." Er preßte die Prinzessin an sich und bedeckte ihr liebliches Antlitz mit zärtlichen Küssen.

Wenige Augenblicke später wurde die Gräfin Plater gemeldet, und ehe sie noch eintreten konnte, erschien Prinz Wilhelm.

„Ist es wahr, königliche Hoheit," begann die Gräfin, während ihre Augen erregt an dem Antlitz des Prinzen hingen, „daß Sie Elise verlassen wollen? Bedenken Sie, was Sie thun, Sie geben ihr den Tod."

„Ich verlasse sie nicht, Gräfin," entgegnete Prinz Wilhelm ruhig und würdevoll. „Ich habe mich nur erinnert, daß ich an dem Platze, wohin mich das Schicksal gestellt hat, nicht einmal den Traum eines persönlichen Glückes nähren darf — nur die Stimme der Ehre und der Pflicht hat zu entscheiden."

„Und diese hat gegen Elise entschieden?" fragte die Gräfin wieder.

„Glauben Sie mir, Gräfin," entgegnete Prinz Wilhelm, „daß ich mich lange genug gewehrt habe, aber der König, mein Vater, hat mich da gefaßt, wo ich nicht widerstehen konnte, er hat mich überzeugt, schlicht und recht, daß ich im Begriffe war, Unrecht zu thun, und somit blieb mir nichts übrig, als unser Glück zu opfern."

Sie wurden durch den Fürsten Radziwill unterbrochen, welcher heraustrat, der Gräfin den Arm gab und den Prinzen durch eine Handbewegung einlud, einzutreten. Als dieser zögerte, sprach er: „Elise erwartet Sie. — Kommen Sie, Gräfin."

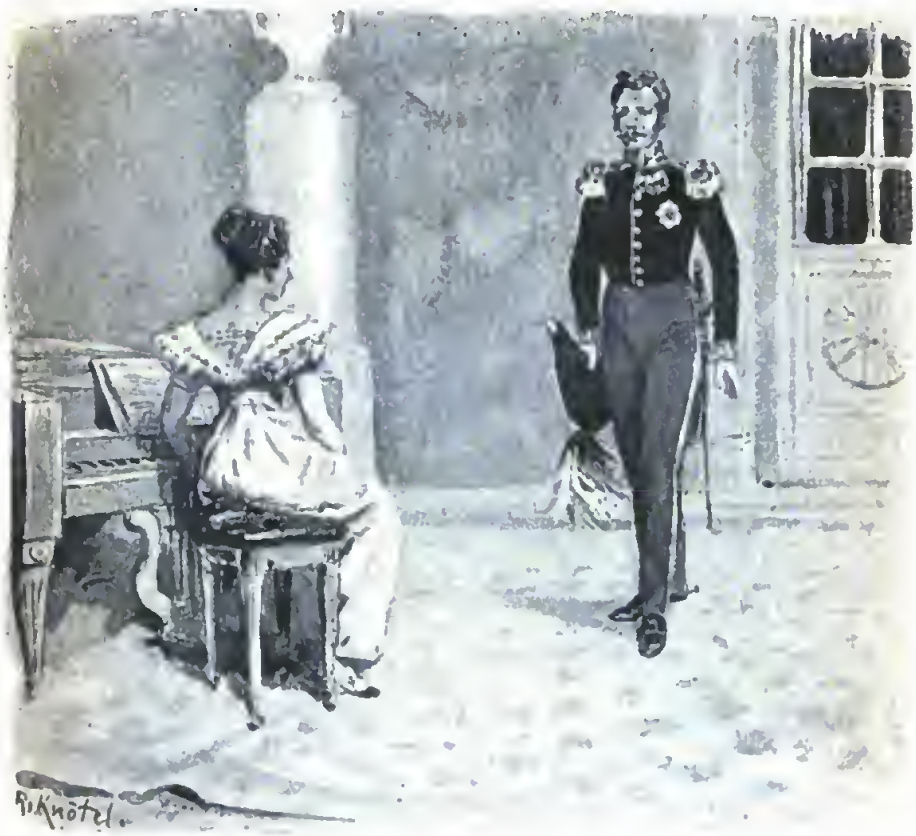
Während der Fürst die Gräfin Plater in sein Arbeitskabinet führte, trat Prinz Wilhelm in den kleinen Salon, in welchem Elise noch immer vor dem Klavier saß und jetzt, als sie seinen Schritt hörte, rasch ihre Thränen trocknete.

„Du bist's, mein Freund," begann sie mit bebender Stimme.

„Elise, ich bin es."

„Du kommst, um Abschied zu nehmen?"

„Ich sehe, daß Du bereits unterrichtet bist," erwiederte Prinz Wilhelm. „Ja, Elise, ich komme, um Dir zu sagen,



daß wir uns trennen müssen, daß wir nicht mehr hoffen dürfen, zusammen vereint durch das Leben zu gehen. Wir sind nicht da, um glücklich zu sein auf dieser Erde, um uns der Sonne, des Frühlings, des Nachtigallensanges zu freuen, wie jeder Andere. Uns ist die Richtschnur unseres Daseins auf ehernen Tafeln vorgezeichnet, und wehe Demjenigen, der sich gegen diese strengen Gesetze auflehnt, er wird es früher oder später büßen müssen."

„Auch wir müſſen büßen," ſprach Eliſe, „es iſt nicht anders. Wir hätten klüger ſein ſollen, Wilhelm! Aber ach — man iſt ſo unklug, wenn man liebt. Ich weiß, mein Freund, daß Du nicht anders handeln konnteſt, daß Du Dich bis zuletzt mannhaft gewehrt haſt. In dem Augenblick, wo Du mir erklärſt, daß Du mir entſagen mußt, weiß ich, daß es keine andere Wahl gibt, denn ich kenne Dich, ich weiß, daß Du nicht der Mann biſt, mich aufzugeben aus Laune oder Schwäche."

„Nein, Eliſe, wahrhaftig nicht," entgegnete Prinz Wilhelm, indem er ſich ihr näherte. „Lebe wohl, Eliſe!"

Die Prinzeſſin erhob ſich langſam, und den Rücken gegen das Klavier gelehnt, die Hände im Schoß gefaltet, ſah ſie den Prinzen lange mit einem Blick voll Liebe und Güte an.

„Lebe wohl," murmelte ſie, „und laß Dir noch ein letztes Mal ſagen, wie ſehr ich Dich geliebt habe, wie mein Herz Dir auch in dieſer Stunde ganz gehört, nur Dir und Dir allein immer gehören wird."

Und dann warf ſie ſich mit einer raſchen Bewegung an ſeine Bruſt.

„Genug," ſagte ſie nach einer kleinen Weile, indem ſie ſich losriß, durch das Gemach ging und ſich in einer Ecke auf einen niederen Stuhl ſetzte.

„Habe ich es Dir nicht immer geſagt," fuhr ſie fort, „ich fühlte, daß ich niemals Deine Frau werden könne! Ich wollte ja nichts als Deine Liebe, und dieſe bleibt mir doch, nicht wahr? Du wirſt mich nicht vergeſſen!"

„Niemals, Eliſe, niemals."

„Ich werde Deine Peri bleiben," fuhr Eliſe mit einem wehmüthigen Lächeln fort, „Deine Seelenbraut, auch wenn Du eine Andere zum Weibe nimmſt."

Prinz Wilhelm machte eine abwehrende Bewegung.

„Gewiß, Du mußt ja doch eine Andere wählen, auch

das ist eine Pflicht, die Du zu erfüllen hast. Ich trage den Tod in mir, Dir aber winkt das Leben, und dann — mein ahnungsvolles Herz sagt mir, daß es so besser ist, daß es nicht anders enden konnte, denn Du hast eine Aufgabe zu erfüllen, Wilhelm, und die Zukunft wird Dich für den Schmerz und die Bitterkeit dieser Stunde entschädigen, wenn ich längst den Traum des Daseins ausgeträumt habe."

Prinz Wilhelm, der bisher mit seinen Empfindungen mannhaft gekämpft hatte, warf sich jetzt zu Elisens Füßen nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen, während seine heißen Thränen auf dieselben fielen.

„Nein, Wilhelm, nein," rief sie, indem sie sich sanft losmachte und von ihm in die Fenstertiefe flüchtete, „nicht so, mein Freund, wahrlich, Du machst mir den Abschied nicht leicht."

Prinz Wilhelm hatte sich erhoben und stand jetzt, die Rechte auf die Lehne eines Stuhles gestützt, das Haupt gesenkt, finster und schweigend da.

„Sprechen wir von der Zukunft," fuhr Elise nach einer Weile fort, „es ist besser, wenn wir uns jetzt einige Zeit nicht sehen, Wilhelm, und da Du hier bleiben mußt, weil Dein Kommando es verlangt, so werde ich gehen und in der Einsamkeit der polnischen Wälder Heilung suchen für mein krankes Herz. Und ich glaube, daß ich sie finden werde, denn nicht meine Hoffnungen sind es, die der Sturm heute zerpflückt, sondern die Deinen, Wilhelm. Aber freilich, es wär' so schön gewesen, wenn Dein Traum in Erfüllung gegangen wäre. Und nun genug, mein Freund, gib mir noch einmal die Hand, wie der Bruder der Schwester, wie der Freund der Freundin, und dann geh' und komme erst wieder, wenn ich Dich rufe."

Prinz Wilhelm trat auf sie zu, ergriff die Hand, die

ſie ihm mit einem lieben guten Lächeln hinhielt, preßte noch einmal ſeine Lippen auf dieſelbe und ſchritt dann raſch aus dem Gemach.

Als die Thüre ſich hinter ihm geſchloſſen hatte, trat Fürſt Radziwill mit der Gräfin Plater in den Saal, in dem Eliſe ſich befand. Sie fanden die Prinzeſſin auf einen Stuhl hingeſunken, die Hände gegen ihr Herz gepreßt, während ihre Thränen leiſe die Wangen hinabfloſſen.

„Wie iſt Dir, mein Kind?“ fragte der Fürſt.

„Gut, ganz gut,“ erwiederte Eliſe ruhig, nachdem ſie ſich die Augen getrocknet hatte.

„Du biſt ſo ruhig?“ fragte der Fürſt erſtaunt.

„Ruhig?“ murmelte ſie, „ja, weil ich weiß, daß ich bald von dieſer Erde ſcheiden werde.“

„Ich bitte Dich, Eliſe,“ rief der Fürſt, „quäle Dich nicht mit Gedanken dieſer Art, Du thuſt uns Allen wehe, die wir Dich lieb haben, die wir um Dich beſorgt ſind. Was iſt das Alles? Eine Jugendliebe, wie eine andere, welche wie der Lenz kommt und gleich ihm wieder geht. Hoffen wir, daß der Tag kommen wird, wo Du an der Seite eines Gatten, den Du liebſt, Wilhelm wieder begegnen wirſt und mit ihm über die Schmerzen dieſer Stunde wirſt lächeln können.“

„Ja, hoffen wir es,“ erwiederte Eliſe mit einem Lächeln, das ihrem Vater mehr wehe that, als ihre Thränen.

„Und nun genug davon,“ fuhr Eliſe fort, „laß uns jetzt von der nächſten Zukunft ſprechen. Hier kann ich unter dieſen Umſtänden nicht bleiben, meine Abſicht war, die Gräfin Plater zu bitten, ob ſie mir nicht für einige Monate ein Aſyl bei ſich in Warſchau oder noch beſſer auf ihrem Schloſſe in der tiefſten Einſamkeit des Waldes geben will.“

„Du haſt Recht, mein Kind,“ erwiederte der Fürſt, „es

ist besser, daß Du Berlin verlässest und zwar für längere Zeit."

„Ja, kommen Sie zu mir, Elise," rief die Gräfin bewegt, „ich nehme Sie mit offenen Armen auf. Wir gehen auf mein Schloß, und wenn Sie sich so weit erholt haben, nach Warschau. Vielleicht gelingt es mir, Sie zu beruhigen und zu zerstreuen, denn vergessen werden Sie nicht so leicht."

„Ich bedarf keines Trostes," sagte die Prinzessin, „Alles, was ich suche, ist die Einsamkeit, um mich fassen zu können, und dann die Trennung von ihm, um mich seiner zu entwöhnen. Dann werde ich, was nicht zu ändern ist, leichter tragen können."

„Wann willst Du fort, mein Kind?" fragte jetzt der Fürst.

„Wenn es möglich ist," erwiederte Elise, „noch heute."

„Das Unmögliche soll möglich gemacht werden," erwiederte der Fürst, „sobald Du es wünschest, mein Kind, und es dazu dient, Dich zu beruhigen."

„Also heute," murmelte Elise. „Sind Sie einverstanden, Gräfin?"

„Ich werde bereit sein, in zwei Stunden," gab die Gräfin Plater zur Antwort.

Als die Nacht anbrach, fuhr die Gräfin in ihrem Reisewagen vor dem Palais Radziwill vor. Oben gab es noch einen schweren, traurigen Abschied, dann kam Elise an dem Arme ihres Vaters die Treppe herab, dicht eingehüllt in Pelz und Schleier. Ehe der Fürst sie in den Wagen hob, warf sie sich noch einmal an seine Brust und küßte ihn unter heißen Thränen. Dann riß sie sich los, und im nächsten Augenblick fiel der Schlag zu, die Pferde zogen an, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Der schöne Traum war zu Ende.

* * *

Eliſe Radziwill ſtarb bereits am 27. September 1834. Ihre Ahnung aber, daß Prinz Wilhelm zu Großem beſtimmt ſei, hat ſich in einer Weiſe erfüllt, von der die jetzt lebende Generation bewundernd Zeuge geweſen iſt. Prinz Wilhelm, der durch den Tod ſeines kinderloſen Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV., den preußiſchen Thron beſtieg, wurde der Gründer des neuen deutſchen Reiches, der allverehrte Held und Kaiſer Wilhelm I., deſſen Andenken fortleben wird bis zu den ſpäteſten Enkeln.

Annie's Bühnenlaufbahn.

Eine Geſchichte aus dem Leben.

Von

Robert Miſch.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ihr, die ihr Triebe
Des Herzens kennt,
Sagt, iſt es Liebe,
Was hier ſo brennt?"

Leiſe hauchte Annie die letzten Töne des Pagenliedes aus dem „Figaro" in die Lüfte. Ihre Augen leuchteten vor Begeiſterung, ihre Wangen glühten, ſie berauſchte ſich ſelbſt an ihrer eigenen, zarten und ſeelenvollen Stimme.

Der junge Mann, der neben ihr ſaß, blickte ſie unverwandt an und wagte kaum, ſeinem Entzücken Luft zu machen. Wie ſchön ſie jetzt war in ihrem Enthuſiasmus!

So ſaßen ſie eine Weile in tiefem Schweigen einander gegenüber und ließen die herrlichen Klänge Mozart's in ihrer Seele nachzittern.

Plötzlich zuckte es ſpöttiſch um den kleinen, rothen Mund des jungen Mädchens, übermüthig lachten die blauen Augen ihr Gegenüber an, und mit einer ſchnellen Bewegung ſchleuderte ſie den blonden Mozartzopf in den Nacken zurück.

Digitized by Google

„Lieber Alfred, mach' um Gottes willen kein so feierliches Gesicht, das steht Dir nicht! — Bist Du zufrieden mit mir?"

„Du hast viel gelernt in diesem halben Jahr, seit ich Dich nicht gehört; Du hast eine süße Stimme, aber —"

„Aber ich soll sie vergraben; ich soll mich nur im Familienkreise bewundern lassen."

„Ist es nicht genug, Annie, wenn sich die Deinen an Deinem Gesange erfreuen?"

„Nein, lieber Vetter, das ist mir nicht genug," sagte Annie energisch und klappte mit einem allerliebsten kleinen Schmollen heftig das Klavier zu. „Meine Lehrerin ist anderer Meinung als Du; täglich predigt sie mir: ‚Sie müssen zur Bühne gehen, Fräulein — es wäre Schade um Ihre Stimme.' — Und ich will und werde es thun, wenn ihr euch auch noch so dagegen sträubt!"

„Das Weib gehört in die Schranken der Häuslichkeit."

„Ja, ja — ich kenne diese altmodischen Redensarten vom Beruf der Frau als Gattin. — Haha, wenn ich mir vorstelle, daß ich meinem Mann Strümpfe flicken, oder daß ich gar Kinder wiegen müßte und —"

Sie wurde glühendroth und vollendete den Satz nicht. Aber der Uebermuth sprühte ihr aus allen Poren hervor, und sie warf höchst energisch das kecke, etwas stumpfe Näschen in die Luft, als der Vetter seine Opposition von Neuem begann: „Dein Entschluß, zur Bühne zu gehen, hat sich ja gewaltig verstärkt, seitdem ich fort war."

„O, der ist unerschütterlich!"

„Es scheint, daß Deine Lehrerin diesen unerschütterlichen Entschluß hervorgerufen hat," erwiederte der junge Assessor etwas ironisch und blickte seine hübsche Base fest an.

„Du scheinst mir wenig eigenen Willen zuzutrauen, Alfred. Ich war doch schon vor Deiner Abreise entschlossen —"

„Nein, das warst Du nicht. Und was den eigenen Willen betrifft, so haben wir den zwar im höchsten Maße — fast könnte man uns eigensinnig nennen —, aber wir haben bisher als gute Tochter Rücksicht auf die Wünsche der Mutter genommen."

Annie wurde wieder roth. Der abscheuliche Vetter sagte ihr heute nur unangenehme Dinge. Was für einen schulmeisterlichen Ton nahm er sich überhaupt heraus!

„Jeder Mensch ist sich selbst der Nächste und will sich sein Schicksal selbst gestalten," erwiederte sie schnell. „Ihr Männer nehmt dies als euer selbstverständliches Recht in Anspruch, aber wir Mädchen sollen immer nur dulden und schweigen."

„Stellst Du es Dir denn als ein so großes Glück vor, der Bühne anzuhören?"

„Als das allergrößte auf der Welt!" rief das junge Mädchen mit strahlenden Augen. „Ach, auf den Klängen des Orchesters wie auf unsichtbaren Flügeln dahinzuschweben; seine ganze Seele, Freud' und Leid auszuströmen in den Tönen unsterblicher Meister; ein ganzes, tausendköpfiges Publikum in athemlosem Banne zu halten, es zu begeistern, zu rühren, sich von ihm zujubeln zu lassen: all' das ist erhaben, ist einzig! Und das festliche Haus, ganz in Licht und Glanz getaucht, diese Pracht, diese Kostüme und Dekorationen . . ."

„Sehen von der anderen Seite ganz anders aus."

„Du verstehst mich nicht!" erwiederte Annie, ärgerlich mit den Achseln zuckend.

„Ich verstehe Dich sehr wohl. Du siehst eben nur die Aeußerlichkeiten der Bühne, aber nicht die Schwierigkeiten und Hindernisse. Und dann — es ist mir noch sehr die Frage, ob Du Talent und Stimme genug für diese dornenvolle Laufbahn besitzest."

„Ich werde euch zeigen, daß ich sie besitze, und Ernst

und Energie dazu!" entgegnete Annie mit flammenden Augen.

„Du bist jetzt gereizt! Wir sprechen wohl noch ein andermal davon!"

— — — — — — — — — — — — —

Als Vetter Alfred sich entfernt hatte, blieb das junge Mädchen in tiefem Sinnen zurück. Es mochten wohl freundliche Bilder sein, die vor ihrem Geiste vorübergaukelten, denn ein freudiges, triumphirendes Lächeln umspielte ihre Lippen. „Ich thu's, ich thu's doch!" stahl es sich leise, wie selbstvergessen zwischen diesen hervor.

Annie war das Kind eines höheren Justizbeamten, der vor längeren Jahren gestorben war und seine Wittwe mit einer bescheidenen Pension in der Reichshauptstadt zurückgelassen hatte, zu der die Zinsen eines kleinen Vermögens hinzukamen. So konnte Frau Amalie sorglos leben und ihrer Tochter auch eine gute Erziehung geben.

Es war ein Ereigniß für das Kind, als sie im Berliner Opernhause die erste Theateraufführung sah. Es hatte sie geradezu betäubt, und von jenem Augenblicke an dachte und träumte sie nichts als die Bühne. Statt wie andere Mädchen zu Putz und Näschereien, verwendete sie ihre kleinen Einkünfte und Ersparnisse zum Theaterbesuch; und die Oper, immer wieder die Oper war es, die es ihr anthat und sie in allen Fibern und Nerven packte. Sie verschaffte sich die Noten eines jeden Werkes, das sie gehört und gesehen, und versuchte, die weiblichen Hauptparthien nachzusingen und nachzuspielen. Fast gewaltsam mußte die Mutter das junge Mädchen anhalten, ihre Pflichten zu erfüllen, und Annie athmete erleichtert auf, als sie der Schule den Rücken kehren konnte. Endlich Freiheit, endlich Zeit und Gelegenheit, sich ganz den Gesangsstudien zu widmen und der Lust am Theaterbesuch und am Theaterspiel zu fröhnen!

Digitized by Google

Sie trat einem Dilettantenverein bei, der alle Monate ein bis zwei Aufführungen unter sachverständiger Leitung eines ehemaligen Mimen veranstaltete. Sie spielte Soubretten und muntere Liebhaberinnen und zeigte nach dem Urtheil des Regisseurs und des wohlwollenden Publikums ein nicht unbedeutendes Talent.

Die Mutter hatte sich anfangs dagegen gesträubt; aber Annie's neue Freundinnen und deren Angehörige, alle dem besseren Bürgerstande angehörend und Mitglieder dieses Vereins, wußten sie zu überreden und das Spielen in einem geschlossenen Cirkel als so harmlos und unverfänglich hinzustellen, daß sie sich schließlich fügte.

Auch in einigen Konzerten, die von der beliebten und bekannten Gesanglehrerin Annie's veranstaltet oder beeinflußt wurden, wirkte das junge Mädchen mit und errang auch hier Erfolge, die sie in einen wahren Taumel des Entzückens versetzten. Die Besprechungen der Tagesblätter schnitt sie aus und klebte sie in ein besonderes Buch. Immer mehr befestigte sich in ihr der Gedanke, daß sie zur Ausübung der dramatischen Kunst berufen, daß sie für die Bühne geboren sei.

Sie hatte das jugendlich-dramatische Repertoire bereits vollkommen studirt. Daß sie, so wohl vorbereitet, jederzeit ein Engagement an einem größeren Theater annehmen könne, versicherte ihr täglich die Lehrerin. Aber hartnäckig sträubte sich die Mutter gegen diesen Plan. Sie könne selbst in einer glänzenden Bühnenkarrière kein großes Glück für ihre Tochter erblicken. Sie wisse sehr wohl, welche Dornen, Leiden und Gefahren selbst Denjenigen drohten, die an's Ziel gelangten — und wie Wenige wären das, wie Viele strandeten dabei und gingen zu Grunde.

Unterstützt wurde Frau Amalie durch ihren Neffen Alfred, den Sohn ihrer Schwester, die an einen Gutsbesitzer verheirathet war. Alfred galt ihr wie ein eigener

Sohn, da er die Jahre seiner Entwickelung unter ihrem Dache verlebt hatte. Die Mutter war früh gestorben, und so kam der Knabe auf ein Berliner Gymnasium und bezog hier später die Universität. Bis auf zwei kurze Perioden, die er an süddeutschen Universitäten verbrachte, hatte er immer in Gemeinschaft mit seiner um fast zehn Jahre jüngeren Base gelebt, deren erste Spiele und erstes Lallen er belauscht, und die er allmälig hatte heranreifen sehen. Und so war denn eine innige Neigung zu dem lustigen, frischen Ding in ihm aufgeblüht, die sich vertiefte und verstärkte mit jedem Tage. Als er der Mutter endlich die ersten Andeutungen machte, gestand ihm diese, daß sie das hatte kommen sehen und daß sie mit Freuden ihre Einwilligung zu dem Bunde geben würde.

Vorsichtig forschte die Mutter Annie aus. Diese schien jedoch gar nicht zu verstehen, um was es sich handelte, und daß der Vetter jemals eine Aenderung in dem zwischen ihnen bestehenden Verhältnisse verlangen könne. Als das junge Mädchen endlich den Zweck dieser versteckten Andeutungen und Fragen errieth, erröthete sie in sichtlicher Verlegenheit und bat ihre Mutter, ihr einige Zeit zur Ueberlegung zu gönnen; und als Frau Amalie endlich in sie drang, dem Vetter eine klare Antwort zu geben, ein Ja oder ein Nein, fiel sie der Mutter weinend um den Hals. Sie wisse es nicht, man solle sie nicht quälen, ihr Zeit gönnen, sie habe den Vetter sehr gern, aber — kurz, sie könne sich jetzt weder zu dem Einen noch zu dem Anderen entschließen.

Dabei blieb es vorläufig. Aber Frau Amalie und Alfred schöpften daraus Hoffnung, daß ihr sehnlichster Wunsch eines Tages doch noch in Erfüllung gehen würde.

Die Regierung machte plötzlich dem immerhin nicht ganz angenehmen Zustand des Zuwartens ein Ende, indem sie den jungen Beamten an ein auswärtiges Gericht ver-

ſetzte. Annie ſtürzte ſich jetzt voll neuen Eifers in ihre Studien, als wolle ſie alles Andere, was ſie ihrer geliebten Kunſt abwendig machen könne, von ſich abſchütteln. Sie trat jetzt wiederholt in Konzerten an die Oeffentlichkeit und erhielt einige lobende Beſprechungen in den Berliner Blättern, die ſie faſt trunken machten vor Freude. Das Bild des Vetters verſank mit jedem Tage mehr in Vergeſſenheit; ſie war jetzt feſt entſchloſſen, „ihre Ketten zu brechen“ und ſich die Bühne, ſelbſt gegen den Willen der Ihrigen, zu erobern.

Alfred, der ſchon nach einem halben Jahre nach Berlin zurückberufen und hier im Miniſterium als Hilfsarbeiter angeſtellt wurde, ſah nun mit Erſtaunen, wie feſt dieſer Entſchluß ſtand. Frau Amalie beſtätigte ihm auf ſein Befragen, daß er vorläufig jeden Gedanken an eine Heirath aufgeben müſſe.

„Was ſoll ich machen? Ich bin eine ſchwache alte Frau. Wenn ich nicht freiwillig nachgebe, läuft mir das Mädchen heimlich zum Theater. So will ich ſie wenigſtens nach meinen Kräften unterſtützen und ihr ein Schutz ſein!“

Es war alſo beſchloſſene Sache — Annie ging zur Bühne. Den Empfehlungen ihrer Lehrerin und anderer Freunde gelang es, ihr ein Engagement nach Aachen zu verſchaffen. Der Direktor hörte ſie ſelbſt bei einem der Berliner Theateragenten und ſchloß ſofort den Kontrakt mit ihr ab für jugendlich-dramatiſche Parthien.

Nun ging es an die Erledigung der Garderobenfrage. Für die hauptſächlichſten Rollen des Faches wurden Koſtüme beſtellt; die Agathe und die Leonore, die Suſanne und die Senta mußten entſprechend bekleidet werden. Mit Behagen ſchwamm die junge Debütantin in dieſem Meer von Sammet und Seide, von Spitzen, Bändern und Federn, die ſich unter den Händen geſchickter Schneiderinnen mit Hilfe von Koſtümbildern in kokette Leibchen und zierliche,

ſeidene Röckchen oder majeſtätiſche Schleppgewänder verwandelten. Die ganzen Erſparniſſe, die Frau Amalie im Laufe der Jahre für ihrer Tochter Ausſteuer gemacht hatte, gingen für die koſtſpieligen Hüllen der ſpaniſchen Bauernmädchen, italieniſchen Prinzeſſinnen und deutſchen Förſterstöchter auf.

Langſam ging ſo der Frühling, dann der Sommer zur Rüſte. Alfred ließ ſich jetzt nur ſelten blicken; man hatte wenig Zeit für ihn übrig bei all' dieſen Vorbereitungen und Studien, und dann ſchmerzte ihn auch der Anblick der Geliebten, die ſich ihm verſagte, um einem Phantom von Ruhm nachzujagen.

Annie merkte nichts davon; nur ein Gedanke erfüllte ſie. Sie trällerte und ſang bei der Arbeit vor ſich hin; ſie war glücklich, überglücklich, daß endlich ihre Sehnſucht der Erfüllung nahe war.

Der Tag der Abreiſe rückte immer näher. Frau Amalie wollte ihre Tochter zunächſt auf einige Monate begleiten, um zu ſehen, wie ſich die Sachlage geſtaltete. Die alte Magd, die ſchon ſeit Annie's Geburt bei der Familie diente, ſollte weiter haushalten und dem Aſſeſſor die Wirthſchaft führen, der ſeine bisherige Wohnung aufgeben und zu ſeiner Tante ziehen wollte.

Leichtfüßig wie ein Singvögelchen hüpfte Annie in den Eiſenbahnwagen, der ſie ihrer neuen Heimath, der Bühne, entgegenführte.

„Ich ſchreibe Dir ganz ausführlich, Alfred," rief ſie dem jungen Mann zu, der ihr beim letzten Läuten herzlich die Hand drückte. „Und wenn Du Urlaub bekommſt, mußt Du es ſo einrichten, daß Du mich in einer großen Rolle hörſt."

Traurig ſtarrte der junge Mann dem Zuge nach, der ihm das geliebte Mädchen, wohl für immer, entführte.

2.

Es hatte sich Alles recht gut angelassen für den Anfang. Zwei schöne Zimmer bildeten das neue Heim von Mutter und Tochter. Der Direktor hatte sie sehr freundlich empfangen, ebenso die Kritik, bei der sie mit ihrer Mutter auf des Ersteren Rath ihre Antrittsbesuche machte.

„Habe schon gehört," sagte ein alter, weißbärtiger Herr, der Musikreferent des größten Blattes der Stadt, „daß Sie ein kleines Wunder sein sollen — wunderliebliche Stimme und viel gelernt! Na, ich bin begierig."

Jedenfalls hatte ihm dies der Direktor erzählt, der sich also viel von der neuen Kraft versprach. Etwas weniger gut gefielen ihr die neuen Kollegen, die sie nach und nach auf den Proben kennen lernte. Man war höflich, aber kühl, und behandelte sie als Anfängerin ein wenig von oben herab. Die meisten Mitglieder hatten bereits in der verflossenen Saison derselben Bühne angehört oder kannten sich doch persönlich oder dem Namen nach von früher her. Es herrschte ein kordialer Ton, ja zuweilen eine Ungenirtheit und Freiheit der Rede unter ihnen, die dem jungen, unerfahrenen Mädchen oft das Blut in's Gesicht trieb. Wenn sie sich dann schnell entfernte, hörte sie hinter sich leises Gelächter oder sah das höhnische Achselzucken der Anderen.

Höchst erstaunt bemerkte Annie übrigens, daß ihr Fach doppelt, ja eigentlich dreifach besetzt sei. Die Koloratursängerin hatte im vorigen Jahre den größten Theil ihrer Parthien gesungen und war höchst empört, daß man sie in diesem Winter streng auf ihr Fach beschränkte. Außerdem hatte der Direktor noch eine zweite Opernsoubrette engagirt, die in das Fach der jugendlich-dramatischen Rollen überzugehen beabsichtigte. Diese beiden Damen schimpften zwar hinter dem Rücken aufeinander, vereinigten sich aber

in noch größerem Haß gegen die „Anfängerin". Dies Wort bekam sie jetzt sehr oft, immer mit einem ironischen Beigeschmack zu hören.

Noch einen Feind hatte sie sich gemacht, und zwar einen einflußreichen und gefährlichen — in dem Kapellmeister. Bei einer Klavierprobe, die er für sie angesetzt hatte, um ihre Antrittsrolle, die Agathe im „Freischütz" mit ihr durchzuprobiren, befand sie sich in einem kleinen Zimmer ganz allein mit ihm. Plötzlich — es war mitten in ihrer großen Arie — unterbrach er sie, trat dicht neben sie, faßte sie unter das Kinn und sagte freundlich: „Sie singen sehr hübsch, mein liebes Fräulein. Nun, ich werde schon dafür sorgen, daß Sie alle Ihre Parthien bekommen. Die Scheller und die Blankenstein sollen das Nachsehen haben. Die ärgern wir weg!"

Dabei umfaßte er sie und wollte sie küssen. Entrüstet stieß ihn Annie zurück.

„Ich bitte, lassen Sie das, Herr Kapellmeister . . . Sie täuschen sich!"

Er warf ihr einen haßerfüllten Blick zu, und aus seinen Augen funkelten Wuth und Hohn; dann beendete er schnell die Probe, ohne auch nur ein Wort mit ihr zu wechseln. Sie wußte, daß sie von jetzt ab einen Feind in ihm habe.

Ihrer Mutter erzählte sie nichts von diesen Unannehmlichkeiten und Sorgen, um diese nicht noch mehr gegen die Bühne einzunehmen, als es schon der Fall war.

Die Proben zum „Freischütz" waren bereits in vollem Gange. Der Direktor hatte die „alte, abgespielte Oper", wie die Sänger das Weber'sche Meisterwerk nannten, neu ausgestattet mit prächtigen Dekorationen eines berühmten Theatermalers. Da es zugleich die Eröffnungsvorstellung mit zum Theil neuen Mitgliedern war, so gab man sich in jeder Beziehung große Mühe, wie sie sonst auf die alten Repertoire-Opern nicht mehr verwendet wird. Eine

Digitized by Google

Reihe der sorgfältigsten Einzel- und Ensembleproben, zuletzt mit dem Orchester, wurde abgehalten. Der Direktor selbst führte die Regie.

Es fiel Annie auf, daß der Direktor bei der Generalprobe, wo er sich auf die letzte Parquetbank des ziemlich großen Hauses setzte, sie plötzlich fragte: „Sie markiren doch blos, Fräulein, nicht wahr?" Und als sie ihn sprachlos ansah, fuhr er beruhigend fort. „Ich habe nichts dagegen . . . schonen Sie nur Ihre Stimme zu morgen Abend!"

Was markiren in der Kulissensprache bedeutet: nämlich andeuten, mit halber Stimme sprechen oder singen, das wußte sie ja bereits. Aber sie hatte sich gar nicht geschont, sondern ihre vollen Stimmmittel verwendet!

Mit fieberhafter Spannung sah sie dem folgenden Abend entgegen, der endlich die Entscheidung bringen sollte.

Eine erwartungsvolle Menge füllte das Theater bis auf den letzten Platz. Das neue Personal sollte heute eine Probe seines Könnens abgeben; außerdem hatten die Zeitungen so viel von den Ausstattungswundern erzählt, daß schon zwei Tage vorher sämmtliche Plätze vergriffen waren.

Annie klopfte das Herz, als sich der Vorhang im zweiten Akt hob, und sie zum ersten Male der tausendköpfigen Menge gegenüber stand. Die Anfangstakte kamen etwas gepreßt aus ihrer Kehle, aber dann trug sie die Musik des Meisters auf ihren Schwingen zu reinster Kunstbegeisterung empor.

Jetzt kam das wunderschöne Gebet: „Leise, leise, fromme Weise" . . .

Plötzlich — es war gerade die Stelle, bei welcher der Kapellmeister sie hatte küssen wollen — durchrieselte sie ein jäher Schreck, sie hatte falsch eingesetzt und befand sich mehrere Takte hinter dem Orchester. Ein wenig musika-

liſches Durcheinander entſtand; der Kapellmeiſter klopfte das Orcheſter ab, das ſofort aufhörte und die Paſſage von Neuem begann. Alles Blut ſtrömte ihr zum Herzen; ſie mußte ſich an einen Stuhl klammern, um nicht umzuſinken, und die Stimme verſagte ihr ganz.

Im Publikum entſtand eine Bewegung. Sie wäre am liebſten in den Boden geſunken vor Angſt, Scham und Verzweiflung. Endlich faßte ſie ſich ſo weit, daß ſie einfallen und weiter ſingen konnte, aber halb mechaniſch, mit angſtgepreßter Stimme. Als die Arie zu Ende war, und einige Hände einen Applaus hervorzurufen verſuchten, fiel ein ſcharfes Ziſchen ein, das die mitleidigen Seelen ſchleunigſt verſtummen ließ.

Gewaltſam drängte Annie ihre Thränen zurück. Sie wollte dieſen Leuten nicht zeigen, wie ihr zu Muthe war. Kein Menſch redete ſie nachher hinter der Scene an, Alles wich ihr aus — auch der Direktor. Im Vorbeigehen hörte ſie zwei Choriſten ſprechen: „Na, die wird nicht alt bei uns!“

„Das war 'ne Blamage!“ entgegnete der Andere.

Der übrige Theil des Abends ging ohne weiteren Zwiſchenfall vorüber; aber nicht eine Hand rührte ſich, wenn ſie geſungen hatte. Als ſie ſich umkleidete, ſah ſie bei ihren Kolleginnen, von denen keine ein Wort mit ihr zu wechſeln für nöthig fand, nur kalte, höhniſche Mienen.

Vor dem Theater erwartete ſie ihre Mutter, die ihr die Hand drückte und ſtumm neben ihr herſchritt. Erſt in ihrem traulichen Heim, wo ſie ein feſtlich gedeckter Tiſch erwartete, brach Frau Amalie das Schweigen: „Liebes Kind, daß Du den Einſatz verfehlt haſt, das kann ja vorkommen in der Angſt des Debüts —“

Annie brach in Schluchzen aus und warf ſich der Mutter an den Hals: „O Mutter, der abſcheuliche Menſch, der Kapellmeiſter, hat ihn mir falſch zugewinkt; er that es mit Willen.“

„Liebes Kind, ich bin Dir die Wahrheit schuldig. Deine Stimme ist zu klein für den großen Raum und für ein starkes Theaterorchester; sie reicht eben für den Konzertsaal und das Zimmer aus. Man mußte das natürlich erst ausprobiren, und die Probe ist zu Deinen Ungunsten ausgefallen."

„Nein, nein — ich muß mich nur erst an den großen Raum gewöhnen!" erwiederte Annie ängstlich; aber eine finstere Ahnung legte sich ihr beklemmend auf's Herz. —

In dieser Nacht schliefen Mutter und Tochter nicht viel. Frau Amalie hörte mit scharfem Mutterohr, wie Annie weinte. Am andern Morgen trafen zwei Briefe ein. Der eine war vom Direktor und enthielt die Mittheilung, daß er von dem Paragraphen seines Kontraktes, der ihm das Kündigungsrecht gewähre, Gebrauch mache und nach Verlauf von vierzehn Tagen auf Annie's fernere Mitwirkung an seinem Theater verzichte. Der andere Brief kam aus Berlin von Minna, der alten Köchin, und theilte in sehr angstvollen Worten mit, daß Herr Alfred erkrankt sei und bereits phantasire. Die gnädige Frau möchte doch sofort nach Hause zurückkehren.

„Du siehst, liebes Kind, der Himmel selbst lehnt sich gegen Deine Bühnenthätigkeit auf. Ich werde sofort packen und mit dem nächsten Zug reisen. Ich lasse Dich unter dem Schutz unserer freundlichen Wirthin zurück. Du wirst es vielleicht bei Deinem Direktor durchsetzen können, daß er Dich schon vor Ablauf der vierzehn Tage entläßt!" —

Drei Stunden später drückte Annie ihrer Mutter zum Abschied die Hand.

„Ich hoffe, daß Alfred bald wiederhergestellt ist und erwarte Dich bestimmt spätestens in zwei Wochen zu Haus. Kannst Du früher loskommen, desto besser!"

Es waren die letzten Worte, die Frau Amalie ihrer Tochter zurief, als sich der Zug bereits in Bewegung setzte.

Digitized by Google

Langsam kehrte Annie zur Stadt zurück. Sie sollte also der Bühne entsagen — auf eine so beschämende Weise gleich beim ersten Versuch die Flinte in's Korn werfen? Es bäumte sich Alles in ihr auf gegen diesen Gedanken. Konnte sie sich dann überhaupt noch vor ihren Freundinnen und Bekannten sehen lassen — sie, die sich so stolz in ihren zukünftigen Triumphen gesonnt hatte? Wie man über sie lächeln und spotten würde, daß sie „durchgefallen" sei! Nein, sie mußte noch einmal mit dem Direktor sprechen und ihn um Aufklärung bitten!

Als sie das Bureau betrat, in dem der Allgewaltige thronte, bot er ihr sehr höflich einen Stuhl an.

„Ich weiß schon, weswegen Sie kommen," sagte er schnell, ohne sie erst zu Wort kommen zu lassen. „Mein liebes Fräulein, ich will Sie gewiß nicht kränken, aber Sie sind gestern, was man so nennt, durchgefallen. Ich habe mich täuschen lassen — kommt oft vor; Ihre Stimme ist eine Zimmerstimme, die höchstens einen kleinen Konzertsaal bei Klavierbegleitung füllt, für ein großes Theater reicht sie nicht aus; sie versinkt im Orchester. An Wagner'sche Parthien ist schon gar nicht zu denken; mit dem Spiel steht es auch noch sehr mangelhaft, und was die musikalische Sicherheit betrifft ... bei einer alten Oper wie der ‚Freischütz'. . . Sie verstehen mich schon!"

In Annie's Augen funkelten Thränen des Zornes, der Scham, des Kummers und der getäuschten Hoffnungen.

„Man hat mir einen falschen Einsatz gegeben," stammelte sie mühsam.

„Aber ich bitte Sie, liebes Fräulein; ich habe meinen Kapellmeister seit drei Jahren. In der ganzen Zeit hat sich nie Jemand über ihn beklagt; er hat mir die schwierigsten Werke in kürzester Zeit tadellos einstudirt und herausgebracht."

Sollte sie dem Manne sagen —? Nein, er würde ihr

nicht glauben; und dann schämte sie sich, solche Anklage über die Zunge zu bringen.

„Wenn Sie für kleine Parthien, natürlich mit der entsprechend verkürzten Gage, bei mir bleiben wollen, will ich Sie gern behalten," fuhr der Direktor fort. „Aber Sie stammen aus guter Familie. Wenn Sie meinem Rathe folgen, verlassen Sie die Bühne; sie wird Ihnen nur Enttäuschungen und keine Zukunft bieten."

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor! Ich ziehe in diesem Fall meine Entlassung vor. Würden Sie mir dieselbe schon vor Ablauf der vierzehn Tage geben?"

„Wie Sie wollen! Sie können jeden Tag gehen, da ich Sie doch nicht mehr beschäftige und auch kleinere Parthien später wieder umbesetzen müßte. Der Theaterdiener wird Ihnen Ihre Gage bringen und sich Ihre Rollen abholen. Adieu, mein Fräulein — seien Sie klug, folgen Sie meinem Rathe!"

Er gab ihr die Hand, in die sie ihre eiskalte Rechte legte. Mit höflichem Gruß empfahl sie sich. Der Mann hatte Recht von seinem Standpunkte aus und meinte es offenbar gut mit ihr. Auch *er* gab ihr den Rath, der Bühne zu entsagen.

Aber sie täuschten sich Alle: nur die Angst des ersten Auftretens hatte sie an der vollen Entfaltung ihrer Stimme gehindert!

Für sie gab es jetzt nur *eine* Möglichkeit: ein anderes Engagement, vielleicht an einer kleineren Bühne, wo man nicht so hohe Ansprüche stellte, wo sie allmälig Routine erlangen und durch eifriges Studium ihr Stimmvolumen vergrößern könnte.

Aber Niemand durfte darum wissen, weder ihre Mutter noch ihre Freundinnen. Sie wollte weder Rath noch Abmahnung; Niemand sollte ihr Hindernisse in den Weg legen. Für die Welt wollte sie unter einem angenommenen

Bühnennamen untertauchen, um sich dann nach Ablauf der Saison zu entscheiden, ob sie weiterschreiten solle auf dem betretenen Pfad oder für immer verzichten. Es sollte ein letzter Versuch, eine Probe sein. Das war sie sich und ihrer Lehrerin schuldig, die so fest an ihre Zukunft geglaubt hatte.

Am anderen Tag traf ein Brief aus Berlin ein. Die Mutter theilte ihr mit, daß der Vetter an einem gastrisch-nervösen Fieber erkrankt sei, doch leichter Art, und daß der Arzt bei der gesunden Natur des Kranken einen günstigen, schnellen Verlauf bestimmt erwarte. Annie solle zusehen, daß sie so bald als möglich sich freimachen und nach Berlin zurückkehren könne.

Sie athmete erleichtert auf. Es war also nichts Schlimmes zu befürchten. Ein bösartiger Verlauf der Krankheit wäre das Einzige gewesen, was sie ihrem festen Entschluß hätte untreu werden lassen, um sich mit der Mutter in die Pflege zu theilen und für alle Fälle zur Hand zu sein.

Um zu ihrem Ziele zu gelangen, wollte sie sich nicht an die größeren Agenten in Berlin wenden, die wohl kaum etwas Passendes für sie gehabt hätten, sondern an einen kleineren Vermittler. Dadurch war sie auch eher davor geschützt, daß die Mutter ihren Aufenthaltsort erfuhr. Sie zog den Bühnenalmanach zu Rathe und fand eine geeignete Firma in Köln. Da sie nur zwei Stunden Fahrt bis dorthin hatte, wollte sie diesen Mann persönlich aufsuchen.

Es war ein altes, winkeliges Haus mit ausgetretenen Stufen und ein kleines, düsteres Zimmer, in dem der Agent hauste. Ein Porzellanschild an der Thür wies sie zurecht.

Ein altes Männchen, das hinter einem Schreibtisch hockte, stellte sich ihr als der Inhaber der Firma vor. Sie erzählte ihm ungeschminkt die ganze Wahrheit: daß ihr gekündigt worden sei, weil ihre Stimme noch nicht ausreichte,

Digitized by Google

und daß sie nun an eine kleinere Bühne zu gehen wünsche.

„Haben Sie auch Operettenparthien studirt?" fragte der kleine Geschäftsmann, sie musternd.

„Nein!"

„Aber Sie sind sehr musikalisch und werden sie schnell lernen können?"

„Wenn es sein müßte: ja! Aber ich möchte doch nur im äußersten Nothfall in der Operette —"

„Ach was! Die Operette — das gibt schauspielerische Routine und Grazie nnd macht die Stimme geschmeidig! Dabei können Sie sich zur Opernsoubrette ausbilden; dazu brauchen Sie keine so große Stimme. Sie könnten gleich morgen nach H. im Hannöver'schen abreisen."

„Das ist aber eine sehr kleine Stadt!"

„Ja, Hoftheater habe ich jetzt nicht mehr zu vergeben, die würden Sie wohl auch nach der Kündigung nicht mehr nehmen! Drei Monate in H., drei Monate in S., Direktion Mailänder — Oper und Operette! Letztere gibt er, glaube ich, nur so nebenher. Er braucht eine lyrische Sängerin."

„Ah, er gibt auch Oper? Gut, ich nehme es an."

„Die Gage ist ja nicht groß für eine Sängerin — zweihundert Mark monatlich. Aber Sie leben dort sehr billig!"

3.

Drei Tage später befand sich Annie bereits auf der Reise nach H. im Hannöver'schen. Sie hatte erst weitere Nachrichten aus Berlin abwarten wollen, ehe sie sich zu diesem Schritte entschloß. Ein zweiter Brief der Mutter brachte die beruhigendsten Versicherungen über den ungefährlichen Verlauf der Krankheit. Sie beantwortete ihn mit einem längeren Schreiben, in dem sie unumwunden ihren Entschluß mittheilte und um Verzeihung bat, daß sie für

einige Monate ihren Aufenthalt geheim halten müsse; aber sie könne nicht anders handeln. Sie würde übrigens Mittel und Wege finden, den Ihrigen Nachrichten über ihr Befinden zukommen zu lassen. —

Wie erstaunte Annie, als sie das Theater in H. zum ersten Male betrat, um sich dem Direktor vorzustellen. Es befand sich im „Schützenhaus", dem größten Vergnügungslokal der Stadt, und bestand in einem mäßig großen Saale mit lose aufgestellten Strohstühlen und einer recht kleinen Bühne. Im Hintergrunde befanden sich sogar Tische, an denen offenbar gegessen und getrunken wurde.

Direktor Mailänder war ein kleiner, dicker Mann mit einem riesigen Schnurrbart und einem verfetteten Gesicht, das ihn aber nicht hinderte, noch immer die ersten Helden an seiner Bühne zu spielen. Er schnauzte gerade seinen „Sekretär" an, der zugleich der Charakterspieler war, wie Annie später erfuhr. Jetzt wendete er sich ihr zu und fragte nach ihrem Begehr.

„Ach, unsere neue Sängerin! Haben Sie die ‚schöne Helena' studirt?"

„Nein, Herr Direktor! Hat Ihnen der Agent nicht mitgetheilt, daß ich bisher nur jugendlich-dramatische Parthien in der Oper gesungen habe?"

„Weiß wohl . . . macht nichts, macht nichts! Werden sie eben studiren . . . habe einen sehr tüchtigen Kapellmeister!"

Er versicherte ihr, daß sie hier in ein wohlgeordnetes Kunstinstitut einträte, an dem sie sich sehr wohl fühlen würde. Er sei jahrelang an großen Bühnen Heldenliebhaber gewesen — in Hamburg, Berlin, Petersburg und Wien, wo er mit der Wolter zusammengewirkt. Er habe zwar vorläufig nur eine kleinere Bühne, bis sich ein großes Theater gefunden haben würde — „Uebergang, wissen Sie, Uebergang!" — aber leite sie doch wie ein „vor-

nehmes Kunstinstitut". Das schien sein Lieblingsausdruck zu sein, denn er gebrauchte ihn mindestens zehnmal im Laufe der Unterhaltung.

„Der Theaterdiener soll Ihnen eine Wohnung besorgen helfen, und dann schicke ich Ihnen die Rollen zu. Nächste Woche ist die Jakobsohn'sche Posse ‚Der jüngste Lieutenant'. Sie werden die Titelrolle spielen."

„Aber das ist ja eine Possensoubrette?" rief Annie erstaunt. „Ich bin doch nur für —"

„Bei mir müssen Sie Alles machen!"

„Davon hat mir der Agent nichts gesagt. Und wann werde ich in der Oper singen?"

„Hm . . . wir werden sehen . . . in einigen Wochen . . . Flotow's ‚Martha', oder auch ‚Zar und Zimmermann'. Warten Sie 's nur ab!"

Etwas enttäuscht verabschiedete sich Annie von dem Direktor, der ihr wiederholt versicherte, daß sie sich sehr wohl bei ihm befinden würde.

Dann machte sie sich auf die Wohnungssuche; aber an den verschiedensten Stellen wies man sie ab, da man an Schauspielerinnen nicht vermiethen wolle. Ganz beschämt suchte sie weiter und war hocherfreut, als sich endlich ein Stübchen bei einer alten Wittwe fand. Es war zwar sehr ärmlich eingerichtet, aber Annie mußte jetzt sparen, da ihre Gage nur klein war. Man brachte ihr die Rolle des „Jüngsten Lieutenants" und „Die schöne Helena". Da sie auf der Berliner Uebungsbühne so oft muntere Liebhaberinnen mit Erfolg gespielt, fürchtete sie sich nicht allzusehr davor.

Die Proben brachten sie mit ihren neuen Kollegen in Berührung. Der Ton unter diesen Leuten war noch viel ungenirter, als an der vornehmeren Bühne in Aachen.

Auch das Bildungsniveau derselben erschien ihr nicht

gerade hoch. Als sie sich nach den Opernkollegen erkundigte, brachen sie Alle in ein helles Gelächter aus.

„Das ist der alte Mumpitz von unserem edlen Chef!“ lachte der Komiker, ein dicker, glatzköpfiger, rothbäckiger Mann, der mit der Welt und sich selbst sehr zufrieden zu sein schien. „Er schreibt immer um Opernmitglieder fort, und gibt doch blos Operetten! Hat er Ihnen nicht von ‚Martha‘ was erzählt oder von ‚Zar und Zimmermann‘?“

„Jawohl, in drei Wochen will er eine von diesen Opern geben.“

„Zauber! Gibt er nie! Das kann er ja gar nicht besetzen. Wir stümpern uns so mit der Operette durch!“

So hatte man sie also unter falschen Vorspiegelungen hergelockt. Am liebsten wäre sie gleich wieder abgereist. Aber wohin?

Nach der Probe eilte sie schnurstracks zum Direktor, um ihm Vorwürfe zu machen und um ihre Entlassung zu bitten. Aber da kam sie schön an! Der dicke Mann wurde ganz puterroth vor Zorn und fuhr sie so sackgrob an, wie es ihr noch nie im Leben passirt war. Was sie sich denn denke? Ob sie ihm mehr glaube oder dem Hanswurst, dem Komiker, der sich einen Witz mit ihr habe machen wollen? Er nicht Opern geben können — er, Direktor Mailänder, ehemaliger Hofschauspieler in Petersburg! Im Uebrigen sei sie laut Kontrakt als „Sängerin und Schauspielerin“ engagirt, und zu singen und zu mimen würde sie genug bekommen, mehr als ihr vielleicht lieb sei. Er denke gar nicht daran, sie fortzulassen, und würde sie für kontraktbrüchig erklären, wenn sie sich heimlich entfernte. Und schließlich nannte er sie eine „gekündigte Anfängerin“, die froh sein sollte, an seiner vornehmen Bühne ein erstes Fach zu bekleiden und sich unter seiner hervorragenden Leitung Routine zu erwerben.

Annie saß ganz bleich, mit klopfendem Herzen da und wußte nicht, was sie sagen sollte. Am liebsten wäre sie in Thränen ausgebrochen, aber sie fürchtete sich vor dem Wütherich, dem sie jetzt ganz in die Hand gegeben war.

Von nun an gab es keine Ruhe mehr für sie. Der Direktor theilte ihr eine Rolle nach der anderen zu. Sie mußte im Lustspiel, in der Posse, in der Operette mitwirken — bald junge Frauen und Mädchen in den modernen Komödien, bald Köchinnen und singende Backfische in der Posse spielen, bald den „Boccaccio", bald „Die schöne Helena" singen. Sie lernte die athemlose Hetzjagd des Schauspielers einer kleinen Provinzbühne kennen, diesen Tageslauf ohne Rast und Ruhe. Von der Probe heimgekehrt, hatte sie kaum Zeit, das nicht sehr schmackhafte Mittagessen herunterzuwürgen, um sich gleich wieder über die Rolle herzumachen, die sie am Abend spielen, oder die sie zum anderen Tage für die erste Probe neu lernen mußte. Und außerdem die Toiletten, die ihr Sorgen und Arbeit machten! Sie war für die hervorragendsten ihrer Opernparthien ausstaffirt worden, nicht aber für moderne Lustspiele und Operetten. Da hieß es bald hier trennen, bald dort neu garniren und zusammenfügen. Oft brauchte sie drei Kostüme an einem Abend; und sie hatte doch nicht die Mittel, sich das Alles neu zu beschaffen. Kam sie dann todmüde von der Vorstellung heim, so fand sie schon wieder neue Rollenhefte vor, denen sie sich widmen mußte, oft die halbe Nacht hindurch, denn die wenigen Nachmittagsstunden reichten nicht aus zum Memoriren und zum Herrichten der Toiletten. Um sich wach zu erhalten, trank sie heißen, schwarzen Kaffee.

Wie immer in einer kleinen Stadt mit kleinem Publikum, so trat auch hier ein Stück dem anderen auf die Ferſen. Höchstens zwei Wiederholungen, bei Operetten wohl auch drei, konnten von den Novitäten veranstaltet

werden. Und so gab es jeden Tag Probe, und jeden Abend spielte sie. Sie gefiel den Leuten recht gut. Ein gewisses nervöses Temperament machte sie dem nicht sehr verwöhnten Kleinstadtpublikum angenehm in solchen Rollen — dazu ihre Stimme, die natürlich für das kleine Saaltheater und schwache Orchester völlig genügte und die hier gestellten Ansprüche an Schule und Vortrag sogar weit überragte.

Ihr Direktor nutzte ihre Beliebtheit gründlich aus. Sie nannten ihn den „Citronenpresser" in der Bühnenwelt, weil er stets so wenig Personal als möglich engagirte und jedes einzelne Mitglied bis zum letzten Tropfen seiner Kraft und Begabung ausdrückte.

Sie arbeitete also fieberhaft, Tag und Nacht. Wenn sie sich nur glücklich dabei gefühlt hätte, so würde sie gern noch mehr geleistet haben. Aber ein geheimer Kummer nagte an ihr; ihre Thätigkeit befriedigte sie nicht. War das die Erfüllung ihrer Träume? Vor dem Publikum einer Kleinstadt in faden Operetten und Possen zu singen oder muntere Backfische zu spielen — das war es nicht, was sie ersehnt und erstrebt hatte. Als Schauspielerin, das fühlte sie wohl, würde sie nie über ein anständiges Mittelmaß, über Durchschnittsleistungen hinaus gelangen, die wohl die Leute von H. befriedigen konnten, nicht aber ein vornehmes Publikum, am wenigsten sie selbst. Nicht einmal gesellschaftliche Anregungen hatte sie hier. Wie man sich als große Sängerin um sie reißen würde, davon hatte sie geträumt — und nun kümmerte sich hier in der kleinen Stadt keine Seele um sie!

Die Familien, von denen die vornehmsten nicht einmal das Saaltheater besuchten, an dessen hinteren Tischen man in der That während der Vorstellung aß und trank, sie hielten sich ängstlich von den „Komödianten" fern. Und Annie konnte ihnen bei genauerer Kenntniß ihrer Kollegen nicht einmal Unrecht geben. Mit diesen war kein Umgang

für sie möglich, und man war ihr infolge ihres zurückhaltenden Wesens durchaus nicht gewogen. Man mokirte sich, daß sie als „verkrachte Opernsängerin" etwas Besseres sein wolle, als die Anderen. Der Komiker brachte den Namen „Mamsell Vornehm" für sie auf.

Nach und nach wurde ihr dies Leben unerträglich, und sie erwog ernstlich den Gedanken, ob sie nicht heimlich entfliehen oder ihre Mutter benachrichtigen solle, der sie nur zwei- bis dreimal in kurzen Worten gemeldet, daß sie gesund sei. Und zwar hatte sie dazu den Umweg über Aachen benutzt, wo sie ihrer alten Wirthin das Versprechen abgenommen hatte, ihre Briefe weiter zu befördern, aber ihren Aufenthalt nicht zu verrathen.

Frau Amalie war über den unbesonnenen Schritt Annie's sichtlich erzürnt; sie hatte zwar auf demselben Wege geantwortet, aber nur in wenigen Zeilen die völlige Wiederherstellung Vetter Alfred's angezeigt.

Aber solche Gedanken, de- und wehmüthig ihr Unrecht einzugestehen, wies Annie immer weit von sich. Es wäre doch zu beschämend für sie gewesen! — —

Sie war nun bereits acht Wochen hier, aber die versprochene Oper hatte immer noch nicht das Licht der Lampen erblickt.

Ihr Verhältniß zum Direktor, den sie wiederholt an sein Versprechen mahnte, und zu ihren Kollegen wurde immer schlechter. Als sie heute von der Probe, auf der sie wieder einmal mit dem groben Regisseur Streit bekommen hatte, nach Hause ging, fühlte sie sich tief unglücklich. Sollte sie abreisen oder nicht? Was blieb ihr nach Ablauf der Spielzeit überhaupt anderes übrig?

Als sie ihr Stübchen eben betreten und gerade Hut und Mantel abgelegt hatte, erschien ihre alte Wirthin mit geheimnißvoller Miene und bat sie, einen Augenblick zu ihr hinüberzukommen. Verwundert folgte sie der Aufforderung

und — lag in den weit ausgebreiteten Armen ihrer Mutter, hinter welcher der Vetter Alfred ihr freundlich lächelnd mit dem Finger drohte.

Als sie sich ausgeweint, ausgelacht und ausgesprochen hatte, kam es endlich zu Tage, wie ihre Spur entdeckt worden war.

„Das ist sehr einfach," lachte Alfred. „Die Mutter und ich fuhren nach Aachen und forschten eure frühere Wirthin aus. Aber die brave Frau hatte Dir ihr Wort gegeben, Deinen Aufenthalt nicht zu verrathen, und hielt es auch. Aber sie hatte keinen Grund, die Adresse des Kölner Agenten zu verschweigen, der uns die Deine gegen eine kleine Entschädigung gern anvertraute." — — —

Herr Direktor Mailänder machte zwar anfangs ein finsteres Gesicht, daß man ihm seine Soubrette entführen wollte, aber schließlich machte er gute Miene zum bösen Spiel und fügte sich schnell in das Unvermeidliche, als das Wort „Entschädigung" fiel.

Zwei Tage später waren sie Alle wieder in Berlin; zwei Wochen später flatterten bereits die goldgeränderten Verlobungskarten in die Welt hinaus. Da war es freilich aus mit dem höhnischen Achselzucken der guten Freundinnen.

„Meine Frau hat eben die Staats- der Bühnenkarrière vorgezogen," meinte später lächelnd der Assessor und Hilfsarbeiter im Ministerium, wenn Annie einmal von ihrer Bühnenlaufbahn sprach. Er lächelte dann stets ganz eigenthümlich und summte den Brautjungfernchor aus dem „Freischütz":

„Wir winden Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide . . . . ."

bis sie ihm lachend mit einem Kuß den Spöttermund schloß. Warum er auch gerade aus dem „Freischütz" sang, der Boshafte!

„H. P. B."

Aus dem Leben einer modernen Abenteurerin.

Von

Eugen Schmitt.

Mit Porträt.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1831 wurde dem in Jekaterinoslaw in Südrußland garnisonirten Oberst Peter Hahn, der aus einer alten mecklenburgischen Familie stammte, von seiner Gattin, einer geborenen Dolgoruki, eine Tochter geboren, die den Vornamen Helene erhielt. Nach russischem Gebrauch wurde der Vorname ihres Vaters ihrem Namen hinzugefügt, so daß sie den Namen Helene Petrowna Hahn erhielt. Das junge Mädchen zeigte sich nicht nur stark an Körper, sondern auch an Geist; auch bei ihr bewährte sich die alte Erfahrung, daß diejenigen Menschen, welche durch die Vermischung russischen und deutschen Blutes entstehen, gewissermaßen alle Vorzüge, aber auch alle Fehler der beiden Nationen in sich vereinigen. Den starken Körper, eine unbändige Wildheit, eine Vorliebe für allerlei abenteuerliche Streiche, hatte Helene unzweifelhaft von ihrer Mutter; zähes Festhalten an einmal vorgenommenen Dingen, hohe geistige Anlagen, insbesondere den Drang zu philosophischem Grübeln, hatte sie von ihrem Vater geerbt.

Wie in allen russischen Familien, wurde auch in der des Obersten Hahn der Tochter durch französische und englische Gouvernanten eine sehr gediegene Erziehung gegeben; schon mit siebzehn Jahren aber wurde Helene Petrowna an den achtundsechzigjährigen General Blavatzki verheirathet, mit dem sie nach Tiflis am Kaukasus zog. Die Ehe, die natürlich keine Herzensneigung war und bei deren Schließung man wahrscheinlich am allerwenigsten nach dem Willen des jungen Mädchens selbst gefragt hatte, nahm ein jähes Ende. Der alte russische General dachte ein sanftes Täubchen in sein Haus genommen zu haben und entdeckte bald, daß dasselbe Krallen und Schnabel besaß. Als er nach gut russischer Art versuchte, den Trotz und die Wildheit seiner jungen Frau durch Schläge zu bändigen, zog er den Kürzeren, wurde, wie man später erfuhr, von seiner Frau sogar verwundet, worauf Letztere den brutalen Mann verließ. Ihre Feinde haben später die Flucht von ihrem Gatten so darzustellen versucht, als wäre Helene von ihm verstoßen worden; Beweise für diese Behauptung sind indeß nicht zu erbringen.

Helene ging nach Odessa zu Verwandten, theilte ihrem Gatten mit, daß sie sich von ihm als geschieden betrachte und nie wieder zu ihm zurückkehren werde, und trat mit ihrem Vater in Unterhandlungen. Sie einigte sich mit ihm schließlich dahin, daß er ihr Geldunterstützung zukommen ließ und versprach, nach Odessa zu reisen, um sich mit ihr zu verständigen und sie abzuholen. Bevor er jedoch erschien, machte sich Helene Petrowna auf eigene Faust auf Reisen und ging nach Egypten. Sie begann damit die Laufbahn einer Abenteurerin, welche länger als dreißig Jahre ruhelos und rastlos in allen Erdtheilen umherzog und Dinge erlebte, die man sonst nur in Romanen geschildert findet und dann für gewöhnlich nicht glaubt.

Helene Petrowna Blavatzki war wie geboren für das

Leben, das sie hinfort führte. Sie war, als sie ihre Wanderungen begann, eine kräftig gebaute, üppige Erscheinung mit einem angenehmen, wenn auch nicht gerade feinen Gesicht. Ein Paar stechender Augen und eine große Lebendigkeit beim Sprechen machten sie zu einer sogenannten pikanten und interessanten Erscheinung.

Was Frau Blavatzki in Egyten trieb, weiß man nicht, sie hielt sich in den größeren Städten auf, und spielte sogar in der besseren Gesellschaft eine Rolle. Sie behauptete später, sie habe sich mit den egyptischen Religionsgeheimnissen beschäftigt und bereits Vorstudien für ihr System der Theosophie gemacht, das sie später unter zahlreichen Mitgliedern einer neuen Sekte verbreitete und von dem sie augenscheinlich in den letzten Jahrzehnten ihren Unterhalt bestritt. Nirgends gibt es bekanntlich so viel schwärmerische Sekten als in Rußland, Amerika und England. Dem russischen, wie dem germanischen Charakter ist es eigenthümlich, sich gern mit philosophischen und religiösen Grübeleien zu beschäftigen, nachzudenken über die Geheimnisse des Lebens und des Todes, und Frau Blavatzki scheint durch ihre Abstammung von einem Deutschen und einer Russin eine doppelte Portion von dieser Charaktereigenthümlichkeit besessen zu haben.

Mit der Unterstützung, die sie von ihrem Vater erhielt, bereiste sie zuerst Egypten, Griechenland, die Türkei, aber auch Syrien und Persien. Cooper's Lederstrumpferzählungen, welche wahrscheinlich auch den Leser und die Leserin in ihrer Jugend begeistert haben, hatten von jeher einen tiefen Eindruck auf Frau Blavatzki gemacht, und sie beschloß daher, die Rothhäute in Amerika zu studiren. Sie ging nach Kanada, scheint aber bei den rothen Menschenbrüdern wenig Entgegenkommen gefunden zu haben, denn sie tauchte bald darauf in New-Orleans auf, wo sie mit den Negern sich in Verbindung setzte und wo es ihr gelang, bei den Wudus

Anknüpfungspunkte und Unterricht zu erhalten. Die Wudus ſtellen eine Art geheimer religiöſer Verbindung unter den amerikaniſchen Negern dar; in dieſer geheimen Verbindung hat ſich der alte ſchamaniſtiſche Zauberkultus erhalten; die Wudus huldigen zwar äußerlich den chriſtlichen Gebräuchen, heimlich dagegen üben ſie den alten afrikaniſchen Zauberkultus, von denen man ſich in Amerika ganz fürchterliche und unbeſchreibliche Sachen erzählt.

Im Jahre 1875 tauchte Frau Blavatzki in New-York auf und erregte hier zuerſt Aufſehen durch die Veröffentlichung eines Werkes, das den Titel „Die entſchleierte Iſis“ führt. Die Iſis war bekanntlich eine Gottheit der Egypter, die mit einem gewiſſen Geheimniß umgeben war. Wir können vorausſetzen, daß faſt alle Leſer das Gedicht Schiller's „Das verſchleierte Bild von Saïs“ kennen. Wenn ſie an den Inhalt dieſes Gedichtes denken, werden ſie wiſſen, daß in demſelben auch die verhüllte Statue einer Iſis eine große Rolle ſpielt. In dieſem Buche, „Die entſchleierte Iſis“ genannt, erzählte Frau Blavatzki von ihren Erfahrungen, machte Andeutungen über ihre Kenntniſſe in den Geheimwiſſenſchaften der Magie und Theoſophie und fand nicht nur Abſatz für ihr Buch, ſondern auch eine Anzahl von Anhängern, mit denen ſie zuſammen die „Theoſophiſche Geſellſchaft“ gründete.

Unter Theoſophie verſteht man nach ihrer Erklärung die tiefere Erkenntniß der Natur, der Welt und des Lebens, welche nur wenigen Auserwählten durch unabläſſiges Nachdenken und Studium, durch unmittelbare Anſchauung, durch innere Erleuchtung zugänglich iſt. Frau Blavatzki verſtand jedenfalls durch vortrefflich geführte Geſpräche, durch Vorträge, durch die geiſtvolle und geſchickte Art, in der ſie ſich über die ſchwierigſten Themata der Philoſophie und Religion auslaſſen konnte, ſich Anhänger zu werben. Die Theoſophiſche Geſellſchaft, die heute noch in faſt allen

Helene Petrowna Blavatzki

Digitized by Google

Ländern der Erde beſteht, zählte im Jahre 1879 bereits mehrere Hundert Anhänger.

Bemerkt wurde bereits, daß die Amerikaner eine außerordentliche Vorliebe für Sektenbildung, dann aber auch für myſtiſche Dinge beſitzen. Die Periode des Tiſchrückens und der Klopfgeiſter, des Okkultismus und Spiritismus, der heute noch in Hunderttauſenden von Köpfen herumſpukt, nahm in Amerika ihren Ausgangspunkt und zählt dort die meiſten Anhänger und eine Anzahl einflußreicher Organe. Schon in Amerika ſoll Frau Blavatzki den Spiritismus zu Hilfe genommen haben, um ſich Anhänger zu ſchaffen; ihre Gegner behaupteten ſpäter, ſie ſei eine wunderbar geſchickte Taſchenſpielerin geweſen und habe ihre Taſchenſpielerkünſte in Sitzungen im halbdunklen oder dunklen Zimmer dazu verwendet, um ihren Anhängern oder ſolchen Leuten, die es werden wollten, Ueberraſchungen zu bereiten, die nicht mit natürlichen Dingen zuzugehen ſchienen.

Wahrſcheinlich war es der Wandertrieb, der im Jahre 1879 Frau Blavatzki, die nun gewiſſermaßen Boden in Amerika gefunden hatte, nach Indien trieb. Sie behauptete allerdings, ſie ſei dorthin gegangen, um die Geheimniſſe der indiſchen Religionen zu ergründen. Sie hielt ſich zuerſt in Bombay auf, wo ihr Erſcheinen in der engliſchen Geſellſchaft einiges Aufſehen erregte. Bei den Frauen fand ſie allerdings wenig Anklang, denn bis zu ihrem Tode war Frau Blavatzki eine ſtarke Raucherin. Sie rauchte immer, wenn ſie nicht ſchlief, drehte den ganzen Tag Papiercigaretten und kümmerte ſich um die Satzungen der guten Geſellſchaft keinen Deut. Man wird es begreiflich finden, daß Frau Blavatzki den Engländerinnen und zum Theil auch den Engländern als ein wahres Ungeheuer erſcheinen mußte. Wer aber die geſellſchaftlichen Anſichten der Engländer, ihr ſtrenges Formenweſen kennt, muß doppelt die Talente der ungewöhnlich beanlagten Frau

bewundern, der es gelang, trotz ihres sonstigen rücksichtslosen Auftretens in der Gesellschaft nicht nur festen Fuß zu fassen, sondern auch Anhänger um sich zu sammeln, die ihr selbst in den schwersten Zeiten ihres Lebens treu zur Seite standen und nicht an ihr irre wurden, als eine Zeitlang ein großer Theil der englischen Presse sie als eine Schwindlerin an den Pranger stellte.

In Bombay machte Frau Blavatzki die Bekanntschaft eines Mannes, der ihr der treueste Helfershelfer wurde und ohne dessen Beihilfe sie jedenfalls niemals zu Erfolgen gekommen wäre, wie sie sie am Ende ihres Lebens aufzuweisen hatte. Es war dies ein englischer Journalist Namens Sinnett. Die Gattin desselben war mit Frau Blavatzki bekannt geworden, und Letztere verstand es nicht nur, die Frau für sich zu interessiren, sondern auch den Redakteur Sinnett so für sich einzunehmen, daß er ihr willig Heeresfolge leistete und in seinem Blatte fortlaufend über sie Artikel schrieb, welche mehr und mehr die Aufmerksamkeit auf die Abenteurerin zogen. Diese Reklame war eigentlich nicht mehr nothwendig, denn Frau Blavatzki verstand es vortrefflich, das allgemeine Interesse auf sich zu lenken. Sie lebte heute in der guten Gesellschaft von Bombay, hatte eine Wohnung im vornehmsten Stadttheil inne, und kurze Zeit darauf fand man sie wieder in einem Bangalo, in einer Eingeborenenhütte weit außerhalb der Stadt. Sie hatte Verkehr mit indischen Brahmanen, mit Fakiren und Beschwörern, sie studirte die indischen Religionen aus Büchern und mit Lebensgefahr in der Praxis; sie machte weite Reisen in das Innere des Landes, lebte wochenlang auf den Höhen des Himalaya. Wenn im Sommer der Statthalter von Bombay nach Simla ging, folgte ihm die ganze gute Gesellschaft, und dann schlug auch Frau Blavatzki ihr Hauptquartier in Simla und Umgegend auf.

Mit Hilfe Sinnett's brachte sie auch in Indien wieder

für die Theosophische Gesellschaft Anhänger zusammen, die größten Erfolge aber hatte sie in Madras im Jahre 1882. Hier galt sie bei ihren Anhängern und Anhängerinnen schon für eine Person, welche übernatürliche Kräfte besitze, welche direkte Eingebungen von den Mahatmas, den in den unzugänglichen Einöden lebenden „Meistern“ der Theosophie empfange, welche Dinge sähe und höre, die andere Leute mit ihren gewöhnlichen Augen und Ohren nicht fassen konnten; für eine Person, die in Wirklichkeit prophezeien könne, kurz, sie war mit allem Nimbus einer Prophetin umgeben, wenigstens in den Augen ihrer getreuen Anhänger.

Wie behauptet wird, um die durch den Tod des Vaters ihr zugefallene Erbschaft zu reguliren, kehrte Frau Blavatzki von Indien durch Persien nach Rußland zurück. Hier traf sie ein Unfall. Sie stürzte mit dem Pferde und erlitt eine Gehirnerschütterung, von der sie jedoch völlig wiederhergestellt wurde. Diese Thatsache gab ihren Gegnern Veranlassung, zu behaupten, daß sie später geistig nicht mehr ganz zurechnungsfähig gewesen sei. Doch lassen ihre bizarren, mystischen und nicht für Jedermann genießbaren, aber höchst geistvollen, märchenhaft-fesselnden Schriften davon nichts gewahren. Auch der Vorwurf der Heuchelei und des Eigennutzes trifft sie nicht. Man kann mit Fug und Recht annehmen, daß sie selbst an das glaubte, was sie ihre Anhänger lehrte; daß sie nie materielle Vortheile, sondern nur Macht und Ansehen erstrebte, daß sie aber in der Wahl der Mittel nicht skrupulös war und sich nicht scheute, um Anhänger zu werben, auch zum Betrug zu greifen.

Von Rußland ging sie nach London, um für die Theosophische Gesellschaft Propaganda zu machen. Es gelang ihr dies auch, und sie fand fast mehr Anhänger, als in Amerika und Indien. Sie hatte hier eine elegante Wohnung gemiethet, hielt Dienerschaft, und in ihrer Wohnung

wurden auch die Sitzungen der Theosophischen Gesellschaft abgehalten. War bisher das Verhalten der Frau Blavatzki nur das einer Abenteurerin gewesen, welche sich interessant zu machen suchte, so wurde sie jetzt zur Betrügerin, um ihren Erfolg und ihr Ansehen zu mehren. In ihrer Wohnung gingen die ungeheuerlichsten Sachen vor; es klopfte nicht nur, Tische und Stühle ertheilten Antworten auf Fragen, unsichtbare Geisterhände schrieben sogar Sprüche auf Schiefertafeln; ja noch mehr: Frau Blavatzki stellte gewissermaßen einen Briefkasten für das Jenseits auf. Dieser geheimnißvolle Kasten nahm die Anfragen der Mitglieder an die Mahatmas auf und lieferte auch die Antworten aus Tibet.

Der Spiritismus stand damals in England in seiner Blüthe, und Frau Blavatzki konnte daher ungescheut einen so unverschämten Schwindel in Scene setzen, wie diesen Geisterbriefschrank, in den man auf Papier geschriebene Fragen hineinlegte, um, nachdem der Schrank sorgfältig verschlossen worden war, nach einiger Zeit die unter die Fragen geschriebenen Antworten wieder aufzufinden. In London existirte aber eine Gesellschaft für psychische Untersuchungen, d. h. eine Vereinigung von Leuten, welche auf wissenschaftlichem Wege die spiritistischen und okkultistischen Erscheinungen zu erklären suchten. Die Mitglieder dieser Gesellschaft waren zum Theil absolute Zweifler, zum Theil glaubten sie daran, daß es übernatürliche Dinge gebe; die meisten Mitglieder dieser Gesellschaft bildeten jedenfalls eine Mischung von Glauben und Unglauben. Dieser Verein für psychische Untersuchungen, an der Spitze der Sekretär dieses Vereins, Hodgson, Professor vom Saint-Johns-College in Cambridge, begann Frau Blavatzki auf die Finger zu sehen. Man nahm an ihren Sitzungen Theil, man unterwarf Frau Blavatzki in verschiedenen Gesprächen einem strengen Examen, und eines Tages überraschte der Verein für psychische Unter-

Digitized by Google

ſuchungen die Welt mit der Nachricht, daß Frau Blavatzki eine Schwindlerin ſei. Kein vernünftiger Menſch hatte daran gezweifelt, nun wurden auch die Spiritiſten aufmerkſam, zumal Hodgſon in allen ſpiritiſtiſchen Zeitungen Frau Blavatzki verfolgte und auf das Heftigſte angriff. Das Unglück wollte es, daß nun auch noch eine gewichtige Zeugin gegen Frau Blavatzki auftrat. Ihre Haushälterin, eine Frau Coulomb, die längere Zeit ihre vertrauteſte Freundin geweſen war, verfeindete ſich mit ihr und erklärte plötzlich, ſie habe an den Betrügereien der Frau Blavatzki Theil genommen; auch der Gatte der Frau Coulomb ſei Helfershelfer geweſen. Der geheimnißvolle Schrank ſtand mit einem Nebenzimmer in Verbindung, und die Antworten auf die hineingelegten Fragen ſchrieb der Gatte der Haushälterin.

Der Engländer gibt viel auf geheimnißvolle Dinge, er wird aber ſehr unangenehm, wenn man ihn beſchwindelt. Frau Blavatzki wurde jetzt von allen Seiten angegriffen, und auch die „Pall-Mall-Gazette" hielt es für wichtig genug, ſpaltenlange Artikel über ſie zu bringen. Es half der genialen Betrügerin nichts, ſie mußte London verlaſſen und ging direkt nach Indien zu ihren Freunden. Der Engländer iſt aber bekanntlich überall zu Hauſe; ob in England oder Indien, er lebt überall gleichmäßig und hält auch überall dieſelben Zeitungen, und ſo war die Nachricht von den Schwindeleien der Frau Blavatzki auch bereits nach Indien gedrungen. Obgleich ihre Freunde, an ihrer Spitze der bekannte Redakteur Sinnett, ſie zu halten ſuchten, mußte ſie doch ſchleunigſt das Land wieder verlaſſen.

Sie ging nach Neapel und Nizza, aber da ſie ſich auch hier nicht zu halten vermochte, zog ſie ſich in die Einſamkeit zurück und wählte als freiwilligen Verbannungsort Würzburg. Hier hielt ſie ſich in vollkommener Abgeſchloſſenheit anderthalb Jahre auf und ſchrieb eifrig an neuen Werken,

welche sich mit der Religionswissenschaft der Inder, der Neger, der Indianer u. s. w. beschäftigten. Nachdem indeß genügend Gras über die Londoner Betrugsgeschichte gewachsen war, faßten Frau Blavatzki und ihre Anhänger wieder Muth. Die neuen Werke erregten Aufsehen, und Frau Blavatzki konnte es wagen, nach London zurückzukehren, besonders nachdem Sinnett von Bombay nach London übergesiedelt war.

Bis zum Jahre 1887 hatte die Bußzeit der Frau Blavatzki gedauert. Jetzt fand sie indeß den Lohn für ihr hartnäckiges Festhalten an der Theosophie. Es war, als ob die schlimme Zeit, die sie durchgemacht, und die Angriffe, die sie erfahren hatte, ihr erst noch Anhänger zuführten. Die Theosophische Gesellschaft mehrte sich an Anhängern von Tag zu Tag; auch in Amerika hatten diese Leute Fortschritte zu verzeichnen, und man konnte daran denken, die Sache in großartigem Styl einzurichten.

Sinnett, der unermüdliche Genosse der Blavatzki und ihr Mitkämpfer, setzte es durch, daß in London eine Blavatzki-Loge gegründet wurde, deren Haupt Helene Petrowna Blavatzki wurde, die aber fortan in der Loge und in der Theosophischen Gesellschaft nur mit ihren Anfangsbuchstaben „H. P. B." bezeichnet wurde. Mit diesen, den Uneingeweihten unverständlichen Buchstaben unterzeichnete sie auch fortan alle ihre Artikel. Sie redigirte ein theosophisches Blatt „Lucifer", das heute noch besteht, und kam bei ihren Anhängern geradezu in den Geruch einer Heiligen. Sie war noch in hohem Alter eine pikante und interessante Erscheinung, sie kleidete sich stets in lange, weiße Gewänder und glich so in ihrem Aeußeren einer Prophetin, nur daß sie von Früh bis Abends Cigaretten rauchte.

Die heftigsten Angriffe erfuhr in den letzten Jahren Frau Blavatzki sowohl in den spiritistischen Blättern, als auch in den Tageszeitungen. Alle diese Angriffe trugen

aber anſcheinend nur dazu bei, die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren. Sie erlebte die Ehre, daß man ein Rennpferd nach ihr benannte, eine Ehre, die in England keineswegs gering anzuſchlagen iſt. Hochgeachtet von ihren Anhängern, hatte ſie ihre Wohnung in einer der beſten Straßen Londons. Dort wurden auch die Logenſitzungen abgehalten, dort befanden ſich die Bureauräume, in denen zahlreiche Sekretäre die Korreſpondenz mit den theoſophiſchen Geſellſchaften in England, Indien und Amerika, ſowie die Redaktion des „Lucifer“ beſorgten.

Die Influenza-Epidemie, welche in London im Anfang des Jahres 1891 herrſchte, raffte in der Mitte des Mai Frau Blavatzki im ſechzigſten Lebensjahre dahin. Kurz vor ihrem Tode hatte ſie noch den Triumph, die bekannte freidenkeriſche Schriftſtellerin Annie Beſant zur Theoſophie zu bekehren. Ihre Anhänger betrauern und verherrlichen ſie als die Stifterin einer neuen Religion; die Tagespreſſe der geſammten civiliſirten Welt nahm von ihrem Tode Notiz, meiſt jedoch nur, um zu erklären, daß in ihr eine großartig veranlagte Schwindlerin geſtorben ſei.

Vielleicht liegt auch in dieſem Falle die Wahrheit in der Mitte, vielleicht haben die Anhänger der Frau Blavatzki und die Tagesblätter Recht und Unrecht. Wahrſcheinlich war ſie eine Schwindlerin, wenigſtens eine Zeitlang in ihrem Leben; andererſeits aber war ſie eine geniale Frau, eine Frau mit einer Charakterſtärke, einer Klugheit, einem Wiſſensdrange und einem Wiſſen, wie man ſie ſelten findet. Jedenfalls ſteht dieſe merkwürdige Frau unter den modernen Abenteurerinnen einzig da, und es verlohnt ſich wohl, von ihren Lebensſchickſalen und ihrem Wirken auch dem größeren Publikum ein Bild zu entwerfen.

Von Lima nach Oroya.

Eine Bergfahrt auf der höchsten Bahnlinie der Erde.

Von

Hans Scharwerker.

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn uns zum ersten Male das keuchende Dampfroß durch den Gotthard nach Italien, oder durch den Arlberg nach Innsbruck, und von da über den Brennerpaß nach Bozen führt, so wird unsere Bewunderung nicht allein durch die großartigen Naturbilder, die sich uns dabei aufthun, erregt, sondern in nicht geringerem Grade durch die Bahnlinien selbst, die einen Triumph des Menschengeistes, der menschlichen Ausdauer und der modernen Technik und Unternehmungslust über die rohen Naturkräfte darstellen. Unsere Ingenieure haben das Recht, stolz auf das Geleistete zu sein, und der Reisende wird bei der Betrachtung dieser kolossalen Aufmauerungen, Felssprengungen, Kehrtunnels, luftigen Brücken und Viadukte leicht zu der Annahme kommen, daß in den europäischen Alpenbahnen das höchste dieser Art erreicht worden sei.

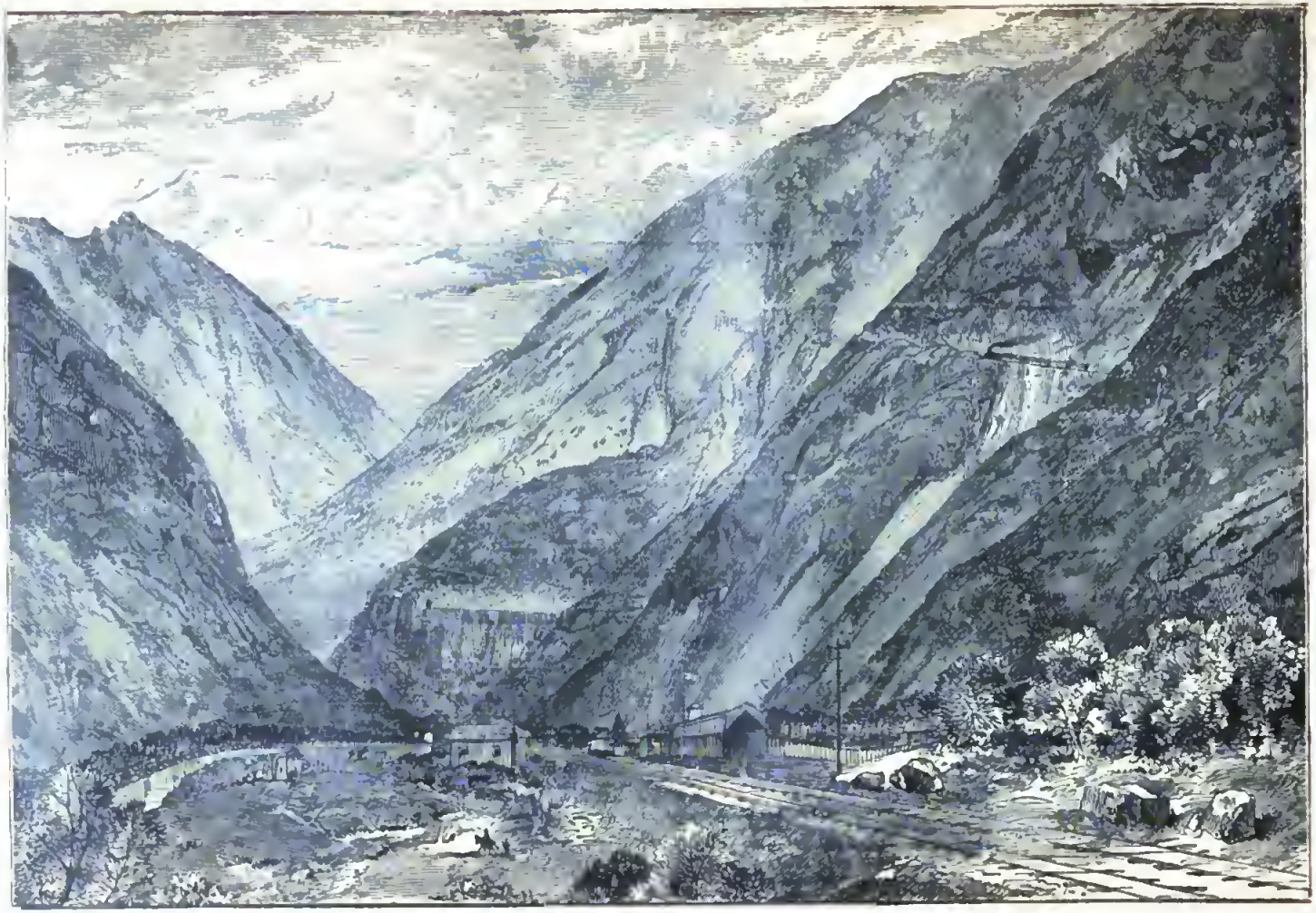
Und dennoch ist dies nicht der Fall. Die europäischen Eisenbahnübergänge werden bei Weitem übertroffen von einer Gebirgsbahn, welche eine südamerikanische Republik, das noch halbwilde Peru, aufzuweisen hat.

Digitized by Google

Es ist die von Lima über die Anden nach Oroya führende Bahn, die höchste der Erde. Während nämlich die Gotthardbahn eine Höhe von 1154 Meter, die Arlbergbahn eine solche von 1310 Meter erreicht, die Brennerbahn die Alpen in 1367 Meter Höhe überschreitet, steigt die Andenbahn bis zu einer Paßhöhe von 4769 Meter auf, erreicht also nahezu die Spitze des Montblanc.

Peru wird durch die Doppelkette der Anden, welche wie eine Mauer das langgestreckte schmale Küstenland von dem Innern des südamerikanischen Kontinents absperren, auf das Schwerste in seiner wirthschaftlichen Entwickelung gehemmt. Es wurde daher 1868 der Beschluß gefaßt, im Anschluß an die kleinen Küstenbahnen Callao-Lima, Chorillos-Lima und Arica-Tacna ein großartiges Eisenbahnsystem herzustellen, bestehend in einer Längsbahn, die mit der Küste parallel läuft, elf kurzen Zweigbahnen nach 15 Hafenstädten und vor Allem in zwei großartig-kühnen Linien über die Anden, die von Mollendo und von Callao, beziehungsweise Lima über das Gebirge steigen und bis zu den schiffbaren Zuflüssen des Amazonenstromes sich fortsetzen sollen. Die reichen Einnahmen aus den Guanolagern schafften die nöthigen Mittel, in dem Amerikaner Meiggs fand sich ein kühner Unternehmer, und der Ingenieur Malinowski verstand es, die fast unübersteiglich scheinenden technischen Schwierigkeiten zu überwältigen, so daß wir heute unsere Leser einladen können, mit uns im Geiste eine Fahrt über die Anden zu unternehmen.

Von Lima, der Hauptstadt Peru's, geht es in anfangs mäßiger Steigung im Thale des Rimac aufwärts. Ueberall trifft das Auge auf blühende und grünende Felder und Gärten; erst wenn die Station Chosica erreicht ist, tritt die Bahn in das Gebirge ein, und die reiche Pflanzenwelt verschwindet mehr und mehr, um dem stacheligen Kaktus Platz zu machen. In mannigfachen Kurven, den Fluß,



St. Bartolomé.

der jetzt in raschem Fall der Ebene zuströmt, mehrfach überbrückend, geht es weiter, und bei dem kleinen Städtchen St. Bartolomé, erst 62 Kilometer von Lima entfernt, befinden wir uns mitten im Gebirge und bereits etwa 1600 Meter über dem Meeresspiegel Die gewaltigen Schwierigkeiten des Baues dieser Linie treten uns mehr und mehr vor Augen. Nicht weit hinter St. Bartolomé passiren wir die Brücke von Verrugas, welche nicht nur das bedeutendste derartige Bauwerk auf dieser Linie, sondern die höchste Eisenbahnbrücke der Erde ist. Drei Eisengerüste von 47, 81 und 62 Meter Höhe tragen die über 150 Meter lange Brückenbahn. Das ganze Bauwerk ist so leicht und luftig konstruirt, daß man beim ersten Anblick desselben darauf schwören möchte, es könne einen Eisenbahnzug nicht tragen; und doch ist es so solide, daß auch die schwersten Lastzüge darüber hinlaufen können, ohne es in merkliche Schwingung zu versetzen.

Wir kommen nun zu dem kleinen, etwa 1000 Einwohner zählenden Gebirgsstädtchen Matucana. Obwohl wir schon fast 2600 Meter über dem Meeresspiegel sind, ragen doch die Gipfel der Anden noch ebenso hoch über unsere Häupter empor. Hier beginnt das Hochgebirge in seiner ganzen gewaltigen Schönheit und erhabenen Wildheit hervorzutreten. Alle Vegetation hört auf, Schnee bedeckt die Abhänge der Berge, tiefe Abgründe, in denen wilde Wasser brausend und donnernd dahinschießen, thun sich rechts und links auf — und über dem dunklen, zerrissenen Gestein leuchten in einsamer Majestät die kegelförmigen, vulkanischen Gipfel, in einen schimmernden Firn- und Eismantel gehüllt.

Hier haben sich den Arbeiten immer steigende Schwierigkeiten in den Weg gestellt. Oft mußten die Arbeiter an Seilen von der Höhe herabgelassen werden, um sich, in der Luft schwebend, erst eine Stufe in den Felsen zu

Die Verrugasbrücke.

hauen, auf der sie Fuß fassen konnten zu weiterer Arbeit. Es kamen infolge dessen auch viele Unglücksfälle vor. Im Jahre 1875 staute ein furchtbarer Bergsturz den Rimacfluß dermaßen auf, daß er zu einem See von beträchtlicher Größe und Tiefe anschwoll, und es stand zu befürchten, daß die angesammelten Wassermassen bei einem

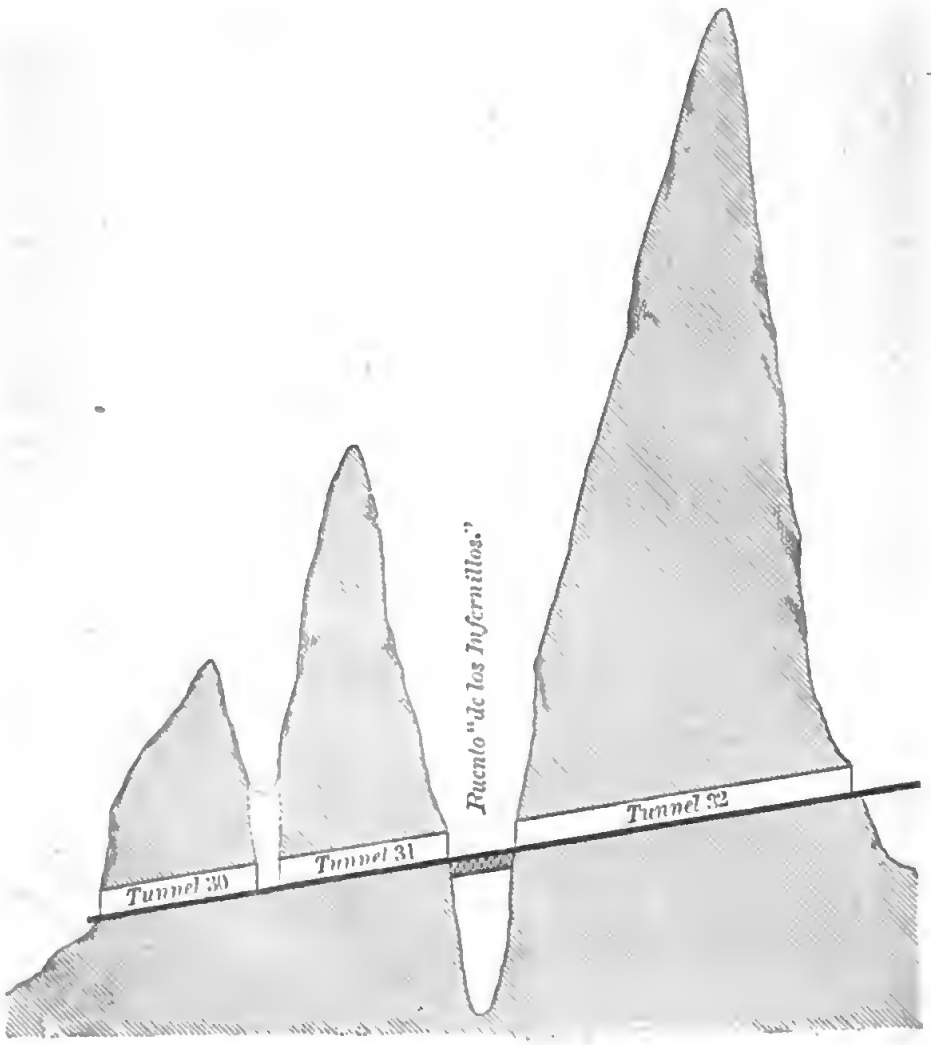
Matucana.

plötzlichen gewaltsamen Durchbruche das ganze untere Thal und die Stadt Lima verwüsten würden. Glücklicherweise gelang es den Ingenieuren nach heroischen Anstrengungen, dem Flusse rechtzeitig einen künstlichen Abfluß zu verschaffen. —

Weiter geht die Fahrt. Eine scharfe Kurve löst die andere ab, Tunnel folgt auf Tunnel — im Ganzen sind es 61 — und die Zahl der Brücken geht in die Hunderte.

Partie aus den Anden.

Zwiſchen St. Mateo und Anchi paſſirt der Zug drei Tunnels in ganz kurzen Zwiſchenräumen, von denen die beiden letzten nur durch eine 300 Meter über dem Abgrund ſchwebende Brücke getrennt ſind. Hoch in die Luft ragen,



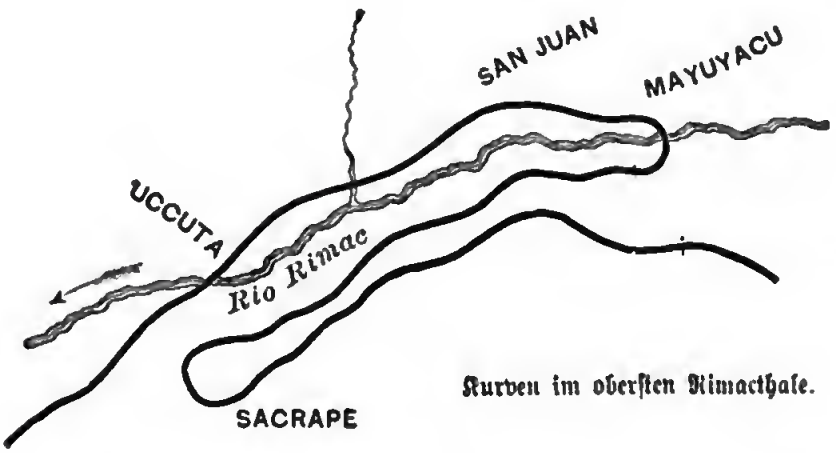
Tunnel zwiſchen St Mateo und Anchi mit der Höllenbrücke.

ungeheuren Pyramiden gleich, die Porphyrkegel empor, durch welche dieſe Tunnel getrieben ſind, und ſelbſt den Muthigen befällt ein leichter Schauer, wenn er vom Wagenfenſter aus den Blick in dieſen Abgrund hinabſchweifen läßt.

Man hat dieſe Brücke daher nicht mit Unrecht Puento

de los infernillos, die Höllenbrücke, genannt. Anchi, wohin man nach Passirung dieser Strecke gelangt, ist im Wesentlichen nur eine gegen 4000 Meter hoch gelegene Ansiedlung von Bahnarbeitern. Der Aufenthalt dort ist für die Angestellten sehr beschwerlich und reich an Entbehrungen. Auch die „Bergkrankheit", welche infolge der dünnen Luft eintritt und mit Schwindel, Ohrensausen, Fieber und großer Schwäche einhergeht, setzt besonders den Neuangekommenen arg zu.

Die Bahnlinie nähert sich jetzt dem höchsten Punkte und ist im oberen Rimacthale genöthigt, so viele Kurven



Kurven im obersten Rimacthale.

zu beschreiben, daß man stets mehrere derselben zugleich übersieht, die schlangenartig neben- und übereinander herlaufen.

Endlich ist die Quelle des Rimac und damit die Paßhöhe erreicht. In einer Höhe von 4769 Meter hat man einen 1173 Meter langen Tunnel durch den Felsgipfel gebrochen, den die Peruaner Tunnel de la Cima, die Europäer la Galera nennen. Kurz vor dem Eintritt in den Tunnel hat man einen gewaltigen Niederblick in das Thal des Rimac und auf den oberen Theil der zurückgelegten Bahnstrecke. Vom Tunneleingang aus kann man auf den Gipfel des zu Ehren des amerikanischen Bauunternehmers

ſo genannten Mount Meiggs ſteigen. Dort flattern in einer Höhe von 5400 Meter zwei Fahnen — eine amerikaniſche und eine peruaniſche — und verkünden den Triumph des Menſchengeiſtes und Menſchenſtrebens über die Hinderniſſe, die ihm die Natur in den Weg gelegt hat. Ein kleines Obſervatorium iſt außerdem errichtet, deſſen Barometer beweist, wie gering der Luftdruck dort oben gegen den in der Ebene iſt. Die Queckſilberſäule mißt nämlich nur im Durchſchnitt 450 Millimeter, während der mittlere Stand an der Meeresküſte 760 Millimeter beträgt.

Kommt man aus dem öſtlichen Ende des Tunnels heraus, ſo ſenkt ſich die Bahn ſchnell bis zu dem am Zuſammenfluß vom Yauli und Jauja in einer Höhe von 4000 Meter gelegenen Oroya. Wir befinden uns jetzt öſtlich der Anden, das Gebirge iſt in ſeiner höchſten Erhebung überſchritten, und die Fortſetzung der Bahn wird die an Nutzhölzern, Wolle, Eiſen und Getreide reiche Hochebene dem Verkehre öffnen.

Noch ſind die Anſchlüſſe nicht gebaut, von denen die eine nach Jauja, die andere nach den reichen Silberminen von Cerro de Pasco gehen ſoll. Aber wenn durch die ungünſtige Finanzlage Peru's die Ausführung auch verzögert werden mag, ſicher iſt, daß die Zeit nicht mehr ferne ſein kann, wo der Reiſende, der in Callao an's Land ſteigt, in 20- bis 30ſtündiger Fahrt die Anden überſchreitet, den oberen Amazonenſtrom erreicht und von dort aus mit dem Dampfer in acht Tagen ſtromabwärts durch ganz Braſilien fahrend an die Küſte des Atlantiſchen Oceans gelangt.

Dieſes großartige Projekt lebt im Geiſte des kühnen Amerikaners, der die erſte und ſchwerſte Aufgabe zu ſeiner Verwirklichung, die Andenbahn von Lima nach Oroya, bereits vollendet hat und wahrſcheinlich auch den zweiten Theil des Projektes durchführen wird. Uebrigens iſt augen-

Oberes Rimacthal, Mount Meiggs und Tunnel de la Cima.

blicklich auch noch eine zweite Eisenbahn über die Anden in der Ausführung begriffen, zu deren Herstellung sich Chile und Argentinien vereinigt haben. Dieselbe wird von Mendoza in Argentinien nach Santa Rosa in Chile führen und nach ihrer Vollendung im Anschluß an die bereits bestehenden Linien eine Verbindung von Buenos Ayres mit Valparaiso und dem Stillen Ozean über den Kamm der Anden herstellen.

Verbrecherliebe.

Kriminalistische Skizze von **Th. v. Wittenbergk.**

(Nachdruck verboten.)

Die Streiflichter, die von Zeit zu Zeit durch die Verhandlungen von Sensationsprozessen in den Großstädten auf die dortigen Verbrecherkreise geworfen werden, zeigen uns nicht selten ein solch' furchtbares Bild sittlicher Verkommenheit, daß sich der Blick entsetzt von diesem Abschaum der Menschheit abwendet. Alle Begriffe von Recht und Unrecht sind verwischt, alle Furcht vor dem Gesetz und der Bestrafung ist geschwunden, mit einem Gleichmuth und einer Geschäftsmäßigkeit, die uns in Erstaunen setzen, werden die verbrecherischen Pläne gegen die Sicherheit der Mitmenschen ersonnen, ganze Gesellschaften arbeiten sich zur Ausführung der Raubzüge in die Hände, jedes Hinderniß, das sich in den Weg stellt, wird gewaltsam bei Seite geräumt, und selbst das Menschenleben wird für Nichts geachtet.

Im Gegensatz zu dieser Gefühlsverrohung zeigt sich aber auch zuweilen ein wunderbares Zusammenhalten zwischen den Mitgliedern eines Verbrecherkreises, das sich nicht nur dadurch kundgibt, daß kein Angeklagter einen Anderen verräth, sondern sich auch darin offenbart, daß ein Theil sogar die Schuld des Anderen zu übernehmen sich bemüht.

Digitized by Google

Namentlich treten dieſe Entlaſtungsverſuche zu Tage, wenn beide Geſchlechter bei der Ausübung des Verbrechens betheiligt waren. Dann beſtrebt ſich nicht ſelten das Weib für den Mann und umgekehrt mit Aufopferung einzutreten, ſich als Hauptſchuldigen darzuſtellen, um für den Entlaſteten eine mildere Beurtheilung herbeizuführen, ein Beweis dafür, daß ſelbſt bei tiefer Geſunkenheit noch die Liebe in ihrer edleren Geſtalt ihre Macht bewährt, wie ſie andererſeits die Veranlaſſung zu den ſchwerſten Verbrechen, den verzweiflungsvollſten Thaten iſt.

Ein Zeichen, daß auch das Herz des Verbrechers die Liebe noch in aller Stärke empfindet, iſt die Thatſache, daß oft Verbrecher vor Antritt einer langen Freiheitsſtrafe oder gar noch unmittelbar vor dem Tode die Ehe mit der Geliebten eingehen. Ein ſolcher Fall ereignete ſich vor etwa zwanzig Jahren, wo ein Hochſtapler wegen einer ganzen Reihe von Betrügereien zu einer langjährigen Zuchthausſtrafe verurtheilt wurde. In dem Prozeß, der gegen ihn geführt wurde, ergab es ſich, daß er in Geſellſchaft einer jungen Dame von äußerſt gewandtem Auftreten faſt alle größeren Städte Europa's beſucht und dort mehr oder weniger ſchlau angelegte Schwindeleien ausgeführt hatte. In den Verhandlungen entpuppte ſich ſeine Begleiterin als eine bekannte Ladendiebin. Obgleich es keinem Zweifel unterlag, daß ſie um die Betrügereien gewußt und ſich daran wiſſentlich betheiligt hatte, ſo nahm doch der Hochſtapler alle Schuld allein auf ſich, und ſo mußte denn, da ein ſicherer Beweis nicht zu liefern war, die Helfershelferin freigeſprochen worden. Vor Antritt der Strafe ließ ſich der Hochſtapler mit ſeiner Genoſſin trauen, die ſich alsbald wieder ihrem alten Handwerk, dem Ladendiebſtahl, widmete.

Mehrere Jahre waren bereits vergangen, als der Hochſtapler in der Strafanſtalt von einer unheilbaren Lähmung

befallen wurde. Diese Verschlechterung seines Gesundheitszustandes wurde seiner Frau mitgetheilt, die ihn daraufhin in dem Krankenhaus der Anstalt besuchte. In der Unterredung, die hier zwischen Beiden stattfand, gab der Gefangene namentlich seinen Befürchtungen über seine Zukunft Ausdruck, wenn er nach Ablauf seiner Strafzeit, die allerdings noch länger als sieben Jahre währte, wieder entlassen werden würde. Diese Zusammenkunft und der Eindruck, den die Besucherin von der Hilfslosigkeit ihres Mannes empfangen hatte, äußerten eine bleibende Wirkung; denn kurze Zeit darauf entsagte die Ladendiebin ihrem bisherigen Lebenswandel und kehrte zu einem ehrlichen Erwerb zurück.

Bevor sie auf Abwege gerathen war, war sie Putzmacherin gewesen. Jetzt ergriff sie die erlernte Beschäftigung von Neuem, und es gelang ihr dank ihrer Geschicklichkeit und ihrem guten Geschmack, sich bald eine größere Privatkundschaft zu verschaffen. Nach mehreren Jahren angestrengter Thätigkeit hatte sie sich eine Summe erspart, die es ihr ermöglichte, nach Paris zu gehen. Da sie sich auf den Rundreisen aus ihrer früheren Zeit einige Sprachkenntnisse erworben hatte, ihr Geschmack gebildet worden, und sie auch sonst in ihrem Fach außerordentlich gewandt war, so glückte es ihr auch in Paris. Sie sah sich bald als Besitzerin eines einträglichen, sich stetig vergrößernden Putzwaarenladens, und als ihr Gatte nach Abbüßung seiner Strafe aus der Anstalt entlassen wurde, befand sie sich in so guten Vermögensverhältnissen, daß sie ihn zu sich nach Paris kommen lassen konnte. Noch ein Jahrzehnt stand sie ihrem Geschäfte vor, dann verkaufte sie es, und das Ehepaar zog sich nach Wien zurück, um von den Zinsen seiner Ersparnisse zu leben. Zu den ständigen Besuchern des Praters gehörte in der schönen Jahreszeit lange Jahre hindurch ein gelähmter, aristokratisch aussehender Herr, der von

einem Diener in einem Krankenstuhl gefahren und von einer vornehmen Dame begleitet wurde. Wohl Niemand vermuthete hinter diesem außerordentlich würdigen Ehepaar den ehemaligen Hochstapler und die einstmalige berufsmäßige Ladendiebin.

Hochstapler bekunden überhaupt eine gewisse Vorliebe dafür, in Gesellschaft von Begleiterinnen aufzutreten. Wohl sind ihnen diese bei der Ausführung ihrer betrügerischen Absichten nöthig, indem sie die zur Ausbeutung ausersehenen Personen anlocken, auf der anderen Seite fesselt aber auch nicht selten die beiden Gesetzesübertreter eine tiefere Neigung, die es selbst dann nicht zuläßt, voneinander zu gehen, wenn sie sich von den Hütern des Gesetzes verfolgt wissen. Während eine einzelne Person sich viel leichter einer Verfolgung und Beobachtung zu entziehen vermag, fällt ein reisendes Ehepaar, als das sich das Hochstaplerpaar gewöhnlich ausgibt, naturgemäß viel mehr auf, und in der Mehrzahl der Fälle sind es die Anhaltepunkte, die durch die Begleiterin gegeben werden, die zur schließlichen Ertappung und Festnahme führen.

Ebenso fest hängen die Durchbrenner an ihren Weibern oder Geliebten. Fast bei einer jeden Veruntreuung durch Kassirer in den letzten Jahren haben Frauen eine Rolle gespielt, und die Zuneigung zu ihnen, welche die Durchbrenner veranlaßte, sie mitzunehmen oder an sie eine briefliche Nachricht über ihren Aufenthalt zu richten, hat oft genug zur Auffindung des Flüchtigen beigetragen.

Dasselbe ist der Fall bei den schweren Verbrechern. Nicht umsonst übt die Polizei die Vorsicht, wenn der Verdacht der Thäterschaft eines Verbrechens auf eine bestimmte Person gefallen ist, deren Verbleib unbekannt ist, die Wohnung der Braut oder der Frau des muthmaßlichen Verbrechers einer aufmerksamen Bewachung zu unterwerfen.

Schon oft genug sind die Verbrecher nach kürzerer oder längerer Zeit zu ihren oft völlig unschuldigen Angehörigen zurückgekehrt und dadurch der strafenden Gerechtigkeit in die Hände gefallen. Mitunter aber benutzt die Polizei auch in anderer Weise die Bande, die den Verbrecher mit der Geliebten verknüpfen, um ihn durch sie aus seinem Versteck herauszulocken. Ein derartiger interessanter Fall trug sich vor einigen Jahren in Frankreich zu. Ein berüchtigter Einbrecher hatte bei einem seiner Einbrüche in das Landhaus einer einsam lebenden Dame diese niedergeschlagen und war dann geflohen. Man konnte über ihn selbst nur soviel in Erfahrung bringen, daß er sich wahrscheinlich nach dem Süden Frankreichs gewandt hatte. Außerdem erfuhr man, daß er in einer ehrlichen Arbeiterin eine Braut besaß, der das verbrecherische Handwerk ihres Bräutigams völlig unbekannt gewesen war, und die von ihm wegen ihrer Flinkheit mit dem etwas ungewöhnlichen Kosewort „Wieselchen" angeredet zu werden pflegte. Auf dieser Entdeckung bauten die Untersuchungsbeamten ihren Plan auf. Es erschien nämlich in einer Reihe südfranzösischer Blätter mehrere Wochen hindurch eine Anzeige, die folgenden Inhalt hatte: „Habe von Deiner That gehört, aber liebe Dich trotzdem noch immer. Wo bist Du? Dein Wieselchen." Der Verbrecher war ein geriebener Kunde, und so zeigte er denn durchaus kein Verlangen, auf diese Bitte, hinter der er wohl Verrath wittern mochte, zu antworten. Es mußte daher zu einem stärkeren Mittel gegriffen werden, und so erschien denn eines Tages in denselben Blättern eine andere Anzeige, die lautete: „Da ich bis jetzt keine Nachricht von Dir erhalten habe, so bin ich entschlossen, aus dem Leben zu gehen. Leb' wohl! Dein Wieselchen."

Diesmal war der richtige Köder ausgeworfen worden, denn umgehend stand in einer in Arbeiterkreisen viel ge-

lesenen Zeitung folgende Anzeige: „Wieselchen, thu' nicht, was Du androhtest, ich gebe Dir Kunde, wenn es an der Zeit ist." Damit war vorläufig der Faden abgerissen, und der Polizei blieb, da der Verbrecher zu vorsichtig gewesen war, um irgend eine Andeutung seines Aufenthalts mitzutheilen oder sich irgend wohin einen Brief auszubitten, nichts weiter übrig, als zu warten.

Mehr als ein halbes Jahr verstrich, ohne daß der Verbrecher eine briefliche Mittheilung an seine Geliebte richtete oder in der Zeitung ein Lebenszeichen von sich gab, so daß man schon der Meinung war, das eigenthümliche Mittel, seiner habhaft zu werden, vergeblich angewendet zu haben, als plötzlich in derselben Zeitung, in der die erste Nachricht erschienen war, das kurze Inserat auftauchte: „Wieselchen, komm übermorgen mit dem letzten Zug nach Havre, wo ich Dich erwarte."

Der Verbrecher war also aus dem Süden nach dem Norden Frankreichs gegangen, wo er sich in Sicherheit wähnte. Die Arbeiterin wurde unter dem Vorgeben, daß ihr Geliebter in Havre ergriffen worden sei, und sie ihm vor Gericht gegenüber gestellt werden müßte, bewogen, mit dem bezeichneten Zuge nach der Hafenstadt abzufahren. Tags zuvor waren dort schon Kriminalbeamte eingetroffen, die zur Zeit der Ankunft des Zuges den Bahnhof beobachteten. Auch jetzt schien es, als ob der Verbrecher noch in der letzten Minute Verdacht geschöpft hätte, denn die Arbeiterin, der man gesagt hatte, daß sie in Havre von einem Beamten in Empfang genommen werden würde, irrte über eine Viertelstunde hilflos auf dem Bahnhof herum, und die beobachtenden Kriminalbeamten waren schon im Begriff, sich der Rathlosen anzunehmen, als plötzlich einer verschlossenen Droschke, die so auf der Droschkenhaltestelle aufgefahren war, daß von ihr aus der Bahnsteig übersehen werden konnte, der Gesuchte entstieg und auf die

Geliebte zueilte. Noch vor jeder Begrüßung war er ergriffen und gefesselt — die Liebe war ihm zum Fallstrick geworden.

Eine gewisse Theilnahme kann man zuweilen nicht den Bemühungen versagen, durch welche Frauen oder Bräute die in der Untersuchungshaft sitzenden Verbrecher über die Vorgänge in der Außenwelt, die mit dem begangenen Verbrechen in Beziehung stehen, zu unterrichten suchen. Die Verbrechersprache hat bekanntlich für die kleinen Zettelchen, die den Untersuchungsgefangenen auf irgend eine Weise zugesteckt werden, den Kunstausdruck „Kassiber" erfunden. Das Raffinement, mit dem gerade Frauen zu Werke gehen, um ihren Geliebten zu helfen, ist mitunter erstaunlich. In einer süddeutschen Residenzstadt war ein gewerbsmäßiger Verbrecher unter dem Verdacht eingezogen worden, mit einem Genossen einen Raubanfall begangen zu haben. Der Genosse war entflohen, und sein Aufenthalt unbekannt. Alle Bemühungen des Untersuchungsrichters, den Gefangenen zu überführen oder ihm ein Geständniß abzulocken, waren vergeblich geblieben, so daß sich die Untersuchungshaft ungewöhnlich lange hinauszog. Da es nun im Interesse des Gefangenen lag, diesem mitzutheilen, daß sich der Verfolgte immer noch auf freiem Fuße befinde, der Gefangene also nicht zu befürchten brauchte, durch dessen Aussagen belastet zu werden, und er deshalb um so fester bei seinen Ableugnungen verharren könnte, so mußte für ihn eine Mittheilung der Sachlage von außerordentlichem Vortheil sein. Es kam also Alles darauf an, ihm einen Kassiber zuzuschicken. Die Ausführung dieses schwierigen Unternehmens übernahm die Geliebte des Verbrechers. Es gelang ihr nämlich, mit demjenigen Gefängnißwärter, dem die Obhut über den Gefangenen zuertheilt war, ein vertrautes Verhältniß anzuknüpfen. In kurzer Zeit glückte es ihr, in Erfahrung zu bringen, wann der

Wärter am Abend zum letzten Male seine Runde durch die Zellen machte, und nun wußte sie genug. Ohne daß der Wächter Verdacht schöpfte, richtete das Mädchen es so ein, daß es mit dem Wärter kurz vor dem letzten Rundgang in einer öffentlichen Anlage vor dem Gefängniß zu einem Plauderstündchen zusammenkam, und hier benutzte sie die Gelegenheit, um hinten am Gurt der Joppe, die der Wärter trug, mit einer Stecknadel ein Zettelchen zu befestigen. Der arglose Wärter begab sich dann in die Zelle des Gefangenen, der den Kassiber loslöste, während ihm der Wärter bei der Revision den Rücken zuwandte. Diese eigenartige Briefbeförderung dauerte eine ganze Zeit fort, bis sie eines Tages durch Zufall an's Licht kam. Der Kassiber löste sich nämlich einmal von selbst, während sich der Wärter noch auf dem Gange vor den Zellen befand, ab und fiel zu Boden. Hier wurde er später gefunden, und die daraufhin angestellten Nachforschungen brachten bald die erwünschte Aufklärung.

Es klingt hart, aber es ist wahrheitsgemäß, daß gerade durch die Liebe viele Menschen auf die Bahn des Verbrechens gedrängt werden. Wenn man die Lebensgeschichte der Gesetzesübertreter durchginge, würde man bei einem großen Theil von ihnen finden, daß sie durch die Liebe auf die schiefe Ebene geriethen. Leichtsinn und Eitelkeit, sowie der Wunsch, der Geliebten gegenüber den Freigebigen zu spielen, gesellen sich zur Vergnügungssucht, und Alles zusammen verleitet dann zum ersten Fehltritt.

Ein Beispiel mag für viele sprechen. Adolph Müller, wie wir den Verführten nennen wollen, war von Beruf Bäckergeselle und erfreute sich wegen seiner Tüchtigkeit der besonderen Gunst seines Meisters. Er war von früh bis spät der Thätigste in der Backstube, bis er die Tochter einer benachbarten Wittwe kennen lernte und sich mit ihr verlobte. Von nun an war es das fortwährende Sinnen und Trachten

Müller's, sich selbstständig zu machen. Von Hause aus unvermögend, konnte er nicht daran denken, sich mit seinen geringen Mitteln einen eigenen Hausstand zu gründen. Da ließ endlich eine Unterredung mit seiner Braut, in der sie geäußert hatte, daß es ihr nicht darauf ankommen würde, zur Erreichung ihres Glückes gelegentlich sich an dem Besitzthum eines reichen Mannes zu vergreifen, in ihm einen folgenschweren Entschluß reifen. Wenige Tage nach dieser Aeußerung wurde bei dem Bäckermeister ein Einbruch verübt und eine beträchtliche Geldsumme gestohlen. Alle Umstände deuteten darauf hin, daß der Dieb mit den Verhältnissen im Hause genau vertraut sein mußte, trotzdem fiel kein Verdacht auf den unermüdlich thätigen Gesellen Müller, und der Verbrecher wäre vielleicht nie entdeckt worden, wenn nicht abermals das „Ewig-weibliche" eine verhängnißvolle Rolle gespielt hätte. Die als armes Mädchen bekannte Geliebte Müller's kaufte eines Tages bei dem ersten Juwelier der kleinen Stadt eine Damenuhr. Dies fiel auf, man stellte alsbald Nachforschungen an, hielt schließlich Haussuchung bei der Braut Müller's, wo man denn auch eine Geldsumme vorfand, die ungefähr derjenigen entsprach, die bei dem Bäckermeister gestohlen worden war. Nach kurzem Verhör gestand sie, das Geld von ihrem Bräutigam erhalten zu haben, über den Erwerb aber nichts zu wissen. Damit war das Geschick des Gesellen entschieden. Nach der Verbüßung seiner Strafe schritt er auf der Bahn des Verbrechens weiter, so daß er schließlich als Selbstmörder im Zuchthaus endete.

Zuweilen wird die Liebe auch zur Erreichung verbrecherischer Absichten benutzt, wie folgender Fall beweist. Vor wenigen Jahren verbrachte eine junge, begüterte Dame, die elternlos war, mit einer älteren Verwandten ihren Sommeraufenthalt in einem thüringischen Luftkurort. Dort lernte sie einen jungen Mann von weltmännischem Auf-

treten kennen, der sich für einen Gutsbesitzer und ehemaligen Offizier ausgab. Die Bekanntschaft war am Schluß der Saison eine so vertraute geworden, daß der Gutsbesitzer die junge Dame um die Gunst bitten durfte, mit ihr in brieflichem Verkehr zu bleiben. Die Bitte wurde gewährt und auch eine Beantwortung der Briefe versprochen. Es entspann sich dann auch bald ein reger Briefwechsel, den jedoch die junge Dame vor ihrer älteren Beratherin geheim hielt, da sie hier keine Billigung des schriftlichen Gedankenaustausches zu finden hoffte. Schon war ein halbes Jahr verflossen, als sich plötzlich eines Tages ein feingekleideter Herr bei der Dame melden ließ und um eine Unterredung unter vier Augen bat. Der Ankömmling stellte sich als Rechtsanwalt vor. Er erklärte, im Auftrag des Gutsbesitzers gekommen zu sein, der in Wahrheit ein bekannter Hochstapler und wegen Zechprellereien in einer größeren Stadt am Rhein festgenommen sei. Er habe sich nun an ihn, den Rechtsanwalt, gewandt und ihm mitgetheilt, daß er in dem kommenden Prozeß zu seiner Entschuldigung aussagen werde, er hätte bedeutende Geldsummen von der jungen Dame zu erwarten gehabt, mit denen er seine Schulden hätte tilgen wollen. Als Beweis für diese Behauptung wolle er die enge Freundschaft anführen, die zwischen ihm und der jungen Dame bestände und die er durch die in seinen Händen befindlichen Briefen darthun würde. Jedoch sei er bereit, seine Absicht aufzugeben, wenn ihm eine Summe von fünftausend Mark für die Rückgabe der Briefe ausgezahlt würde.

Der Rechtsanwalt erklärte, daß das Ansinnen des Hochstaplers ein offenbarer Erpressungsversuch sei, rieth aber, ihm trotzdem zu willfahren, um unliebsames Aufsehen zu vermeiden.

Am andern Tag empfing er die verlangte Summe und stellte der Dame auch einen Theil ihrer an den angeblichen

Gutsbesitzer gerichteten Briefe zurück. Nach einiger Zeit jedoch erschien er von Neuem und verlangte abermals eine Geldsumme in der Höhe der ersten für die Rückgabe des Restes der Briefe, da das bereits eingehändigte Geld zur Deckung der Schulden nicht ausgereicht hätte.

Die junge Dame, die zu unerfahren war, um sich zu sagen, daß kein anständiger Rechtsanwalt einen derartigen Auftrag übernehmen dürfe, verstand sich nochmals zur Hergabe des Geldes, da sie sonst eine Gefährdung ihres Rufes fürchtete.

Der „Rechtsanwalt" nahm nun zwar die ihm übergebene Summe, lieferte aber keineswegs die Briefe dafür aus, sondern erschien nach Kurzem zum dritten Male und verlangte wiederum fünftausend Mark.

Jetzt endlich ging der jungen Dame eine Ahnung davon auf, in wessen Hände sie gerathen war. In ihrer Bedrängniß eröffnete sie sich schließlich ihrer älteren Anverwandten, die alsbald einen Rechtsbeistand zu Rathe zog. Sowohl der Hochstapler als auch der angebliche Rechtsanwalt wurden sofort verhaftet. Es ergab sich, daß Ersterer nie nach seiner Bekanntschaft mit der Dame in Untersuchungshaft gesessen hatte, und daß Letzterer natürlich nicht Rechtsanwalt, sondern ein Gauner war. Beide entgingen der verdienten Strafe nicht.

In fast noch höherem Grade als beim männlichen Geschlechte ist beim weiblichen die Liebe als direkte oder indirekte Triebfeder des Verbrechens wirksam, so daß ihr Einfluß, von jenen seltenen, im Eingange erwähnten edlen Zügen abgesehen, auf eitle, genußsüchtige und arbeitsscheue Naturen als ein durchaus dämonischer, das Verbrechen befördernder angesehen werden muß.

Ernten des Meeres.

Ein Blick auf die Heringsfischerei der Gegenwart.

Von

Karl Kraut.

Mit 6 Illustrationen.

(Nachdruck verboten)

Neben dem fruchtbaren Ackerboden, dem wogenden Aehrenfelde, dem obstprangenden Gartenlande und der heerdenwimmelnden Wiese oder Steppe ist auch das Meer ein nie versagender Ernährer des Menschen. Millionen leben in allen Gegenden der Erde vorzugsweise von den Nahrungsmitteln, welche ihnen der Fischfang gewährt, und die „Ernten des Meeres", wie man die Erträge der Fischerei nicht mit Unrecht genannt hat, sind von einer kolossalen, dem Binnenländer allerdings nicht so leicht zum Bewußtsein kommenden, volkswirthschaftlichen Bedeutung. Der sogenannte große Fischfang umfaßt den Walfischfang, den Robbenschlag, die Walroßjagd und den Fang des Kabeljau's; die kleine Meeresfischerei erstreckt sich auf den Herings-, Makrelen-, Sprotten- und Sardellenfang. Welche Unmenge von guter und gesunder Nahrung den Völkern allein durch den Heringsfang zugeführt wird, mag man daraus ersehen, daß die Zahl der jährlich gefangenen Heringe auf 10,000 Millionen geschätzt wird.

Leider ist der Antheil, den Deutschland daran hat,

nur gering, obgleich die Nordsee ein Hauptfangplatz für diese schmackhaften Fische ist. Nur die Heringsfischerei-

In der Kabine.

gesellschaft in Emden betreibt den Fang mit guten Schiffen im Großen, doch ist ihr Betriebsmaterial und ihre Ausbeute gegenüber der holländischen, norwegischen und englischen Heringsfischerei nicht nennenswerth, und wir müssen

uns schon, um einen richtigen Begriff von dem Umfange und der volkswirthschaftlichen Bedeutung dieses Gewerbes zu gewinnen, nach England wenden, das in dieser Hinsicht allen anderen Nationen überlegen ist.

Mittelpunkt des englischen Heringsfanges ist Yarmouth an der Ostküste, dessen Bevölkerung nachweislich seit der Entstehung der Stadt darin ihre Haupterwerbsquelle fand. Die Fischer von Yarmouth allein fangen jährlich durchschnittlich 450 Millionen Heringe, also fast $^1/_{20}$ der Weltausbeute entfällt auf sie allein. Mehr als 1000 schmucker Fahrzeuge mit 8000 Fischern gehen beständig auf den Fang aus, dessen beste Zeit im September beginnt und gegen Weihnachten endet; in den übrigen Monaten — mit Ausnahme des Januar und Februar, in denen der Fisch geschont wird — ist der Fang flau.

Die Heringsfänger von Yarmouth sind seetüchtige, gedeckte Fahrzeuge von 25 bis 45 Tonnen Tragkraft, schlank, scharf und schnellsegelnd. Der bei Weitem größte Theil des inneren Schiffsraumes ist zur Aufnahme der gefangenen Fische bestimmt, und nur ein kleiner, gut 2 Meter im Geviert messender und nicht ganz 2 Meter hoher Raum, aus dem eine steile, leiterartige Holztreppe auf Deck führt, dient als Koch-, Eß-, Schlaf- und Unterkunftsraum für die aus dem Schiffer und 7 bis 8 Matrosen bestehende Bemannung. Wochenlang bleiben die Leute auf der See, in Nässe, Kälte und Sturm hart arbeitend, lediglich angewiesen auf die Erträgnisse des Fanges und die gelegentliche Stärkung, die sie von der schwimmenden holländischen Schnapsbude, welche die Heringsfänger auf hoher See aufzusuchen pflegt, erhandeln. Dabei ist an ruhigen Schlaf kaum zu denken, denn die Netze werden gewöhnlich am Abend ausgesetzt und Morgens vor Tagesanbruch wieder eingeholt.

Das Einziehen der Heringsnetze.

Der Fang steht unter der Aufsicht der englischen Regierungsbehörden und darf nur mit Treibnetzen von 33 Meter Länge und 20 Meter Breite betrieben werden. Jedes Boot setzt am Abend eine Anzahl solcher Netze aus, die am oberen

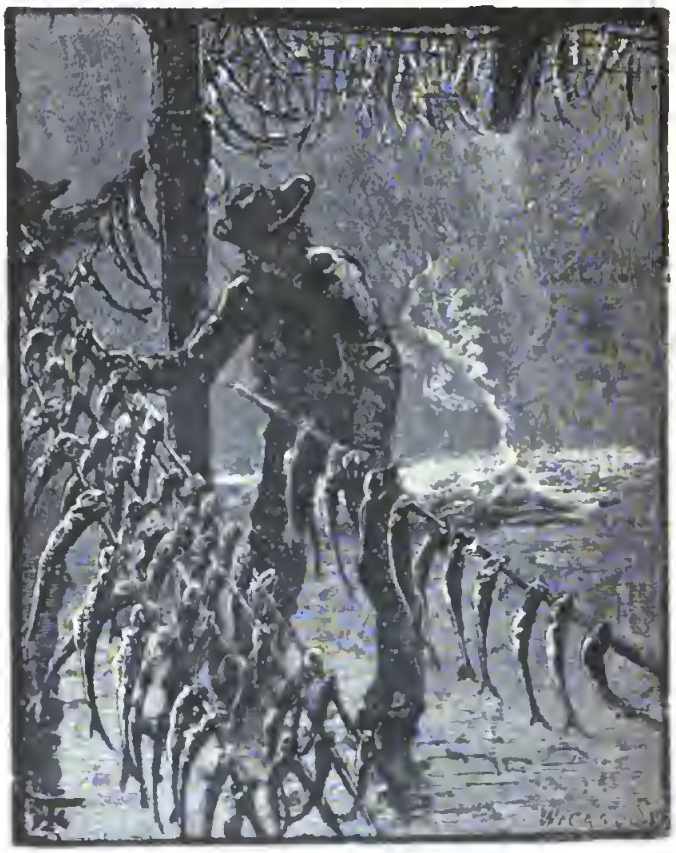
Rande durch Bojen und Schwimmer getragen werden, am mittleren Rande mit Bleistücken beschwert sind, und wie eine Wand im Wasser stehen. Das Boot treibt dann mit den Netzen während der Nachtstunden langsam dahin. Kurz vor Sonnenaufgang beginnt die Hauptarbeit, das besonders bei unruhiger See schwierige Einziehen der Netze.

Schaluppe mit Heringsfischern.

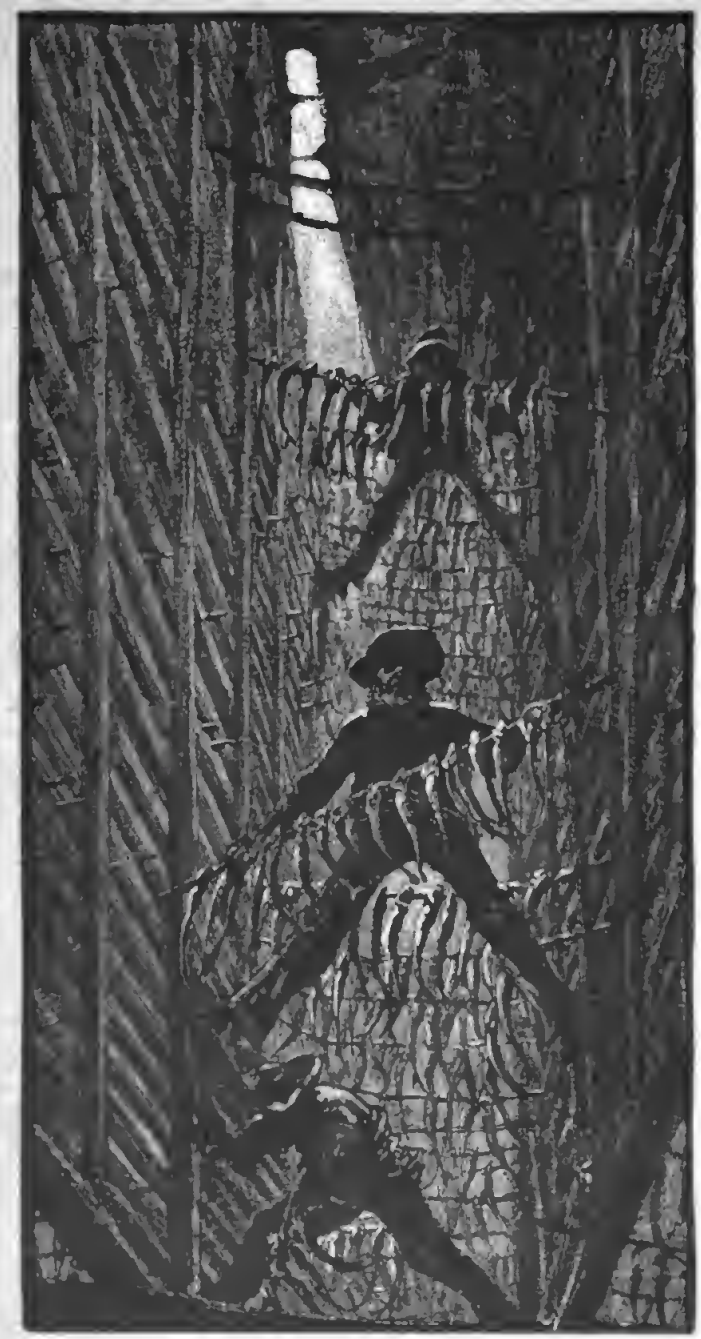
Ein Theil der frischen Waare wird sofort an schnellsegelnde Kutter abgegeben, welche beständig die Heringsflotte begleiten und nun mit voller Segelkraft dem Hafen zuschießen, um dort die Fische noch ganz frisch auf den Markt zu bringen. Auch ein kleiner Schleppdampfer hält sich bei den Fischern auf, um den Kutter, falls der Wind ungünstig sein sollte, in den Hafen zu schleppen, denn von der Schnelligkeit hängt Alles ab, soll der sehr empfindliche Hering noch marktfähig bleiben.

Was die Heringsfänger an Bord ihrer Fahrzeuge behalten, wird roh eingesalzen und im Raum verstaut, und gibt den gesalzenen Hering geringerer Sorte. Im Hafen von Yarmouth herrscht nach Eintreffen der Kutter ein

reges Leben. Viele Fische werden sofort mit der Eisenbahn in das Innere des Landes weiter befördert, die größere Menge muß gesalzen und geräuchert werden, damit sie als Salzhering oder Bückling zur längeren Aufbewahrung tauglich sei. An den Grenzen des Weichbildes der Stadt befinden sich zahlreiche, aus einfachem Backstein roh aufgeführte, hohe Gebäude, die inwendig mit senkrecht stehenden leiterartigen Gerüsten versehen sind und als Räucherhäuser dienen. Zunächst wird der Hering aufgeschnitten und ausgenommen. Dann werden die Fische auf etwa 1½ Meter lange Stäbe aufgespießt, d. h. man bohrt ihnen das spitze Ende des Stabes durch die Kiemen und reiht sie in dieser Weise an den Stäben auf. Letztere werden im Räucherhause in der auf unserem Bilde ersichtlichen Weise zwischen die Gerüste gesteckt, worauf man unter denselben ein schwelendes, mit Eichenscheiten genährtes Feuer entzündet, dessen qualmender Rauch die Fische durchzieht. Ein nur



Das Aufspießen.



Das Aufstecken der Stäbe im Räucherhause.

18 Stunden lang geräucherter Hering bildet eine an Ort und Stelle begehrte Delikatesse; ein für den Versandt bestimmter dagegen — der eigentliche Bückling — muß zwölf bis dreizehn Tage im Rauche hängen, um haltbar zu werden. Die kopflosen oder sonst in irgend einer Weise beschädigten Bücklinge werden ausgesondert und zu großen, käseförmigen Kuchen zusammengepreßt. Sie sind ein billiges Nahrungsmittel für die ärmsten Bevölkerungsklassen und finden ihren Weg meist nach Italien, wo die Armuth ja bekanntlich sehr groß ist. Die unbeschädigten Bücklinge aber locken, in Holzkasten appetit-

lich verpackt, in den Delikateſſenläden aller Läader den Käufer an, und ſind, beſonders in recht friſchem Zuſtande, gleich dem Hering ein wohlſchmeckendes, gutes und allerorts begehrtes Nahrungsmittel.

Die Heringsfänger haben im Verhältniß zu den Müh-

Ausbeſſern der Fiſchnetze.

ſeligkeiten ihres Berufes ein nur geringes Einkommen. Der Schiffer genießt in der Regel einen Antheil an dem Ertrage des Zuges, die Matroſen erhalten 10 bis 18 Mark die Woche. Zehn Monate des Jahres liegen ſie ihrem harten und gefahrvollen Gewerbe, fern von ihren Familien, ob. Nur wenn das Fahrzeug mit dem Fange gefüllt iſt, kehren ſie in den Hafen zurück, um ein paar Tage, höchſtens eine Woche, daheim bei den Ihren zu weilen. Dann geht

es auf's Neue hinaus auf die rauhe, ewig stürmische Nordsee. Aber auch die kargen Zwischenräume daheim, oder die zweimonatliche gesetzliche Schonzeit der Fische ist für sie keine Zeit des unbedingten Ausruhens. Denn die beschädigten Netze und Geräthe sind auszubessern, und Alles muß für die nächste Kampagne wieder in brauchbaren Stand gesetzt werden. Unablässige Mühe, Arbeit und Gefahr ist das Loos dieser wetterharten, einfachen Leute, die auch das beste Material für die englische Kriegsflotte liefern.

Neben Yarmouth bilden die schottischen Häfen Wick und Dunbar die Hauptplätze des englischen Heringsfanges. Deutschland betreibt außer der bereits oben angeführten Emdener Gesellschaft den Heringsfang in Nord- und Ostsee nur im Kleinen, und ist daher genöthigt, zur Deckung seines Bedarfes jährlich Millionen von Mark an die Engländer, Holländer und Norweger zu zahlen. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß auch bei uns kapitalkräftige Gesellschaften sich der Hochseefischerei annehmen wollten. An kühnen, wetterharten und geübten Fischern fehlt es uns nicht, aber wie in allen Zweigen der Industrie, des Handels und Verkehrs, so vermag auch bei dem Heringsfang der Einzelne nicht mehr gegen die Gesellschaften aufzukommen, die mit allen modernen Betriebsmitteln im Großen arbeiten.

Soll daher die deutsche Seefischerei nicht gänzlich zu Grunde gehen, was ein nicht hoch genug zu veranschlagender volkswirthschaftlicher Nachtheil wäre, so wird man dem Beispiele der Engländer folgen müssen. Ansätze dazu sind ja bereits hier und da gemacht worden, aber bisher mit geringem Erfolge, und so nimmt Deutschland nicht entfernt in der Fischerei den Platz unter den anderen Nationen ein, zu dem es nach Ausdehnung seiner Küsten und Tüchtigkeit seiner Fischerbevölkerung berechtigt wäre.

Digitized by Google

Wald und Waidwerk

in früheren und jetzigen Tagen.

Skizze von **A. Bandholtz.**

(Nachdruck verboten.)

„Ja, in der guten alten Zeit sah es in unseren Forsten anders aus!" klagt so mancher Freund der wilden urkräftigen Natur. „Da sprangen in unseren Walde Staatshirsche, deren sechzehnendige Geweihe den Saal eines Königschlosses schmücken würden, da prasselten Eber durch die Dickichte, und der Jäger konnte ein Abenteuer mit Bären und Wölfen bestehen. Frischgrüne Kronen von Buchen und Eichen mischten ihr Säuseln in das Brausen der dunklen Wipfel von Fichten und Tannen, im tiefen Schatten erwuchs die düstere Eibe. Wie nüchtern ist es jetzt im Walde! Unzählbare Fichtenwipfel drängen sich zum einförmigen Fichtenmeere zusammen, die Tanne ist selten geworden, die Eibe ist ausgestorben. Nirgends hallt mehr das Hüfthorn, selten hört man das Orgeln eines Hirsches; das Schröcken des Rehbockes ist fast ein Ereigniß im stillen Walde. Der Förster, der jetzt statt der Flinte einen Zollstab, statt des Hirschfängers ein Pflanzeisen trägt, ist kein echter Waidmann mehr. Jene stahlfesten, wohlgemuthen Erbförster sind verschwunden, die heutigen Forstleute sind schreibende, rechnende und messende Beamte."

Es ist wahr, die „gute alte Zeit" des Waldes ist

wirklich dahin! Das Mittelalter, das sich im Walde weit länger als irgendwo in Stadt und Dorf erhalten hat, ist für die meisten deutschen Gebirge in den letzten Menschenaltern zu Grabe gegangen. Vor fünfhundert Jahren waren die sanften Bergrücken und steilen Hänge der vielgewundenen Thäler unserer Gebirge von dichtem Urwald bedeckt. Keine menschliche Ansiedlung war in dem meilenweiten Gebiete zu finden, als etwa eine armselige Herberge an den alten Handelsstraßen. Den fahrenden Kaufleuten mag es oft vor den mühseligen Wegen gegraut haben, die meilenlang durch öde Forsten führten, in deren Dunkel Bären und Luchse hausten. Das Innere der Waldungen betrat nur selten ein Waidmann. Oft war das Durchdringen eines Forstbezirkes schier unmöglich, da vom Sturm umgerissene Bäume dichte Verhaue bildeten. Die ersten Menschen, welche in den Thälern einen längeren Aufenthalt nahmen, waren Goldwäscher, die, angelockt von geheimnißvollen Sagen, Flüsse und Bäche nach Gold durchsuchten. Mehrere Jahrhunderte wurden Mühe und Geld auf den Gewinn dieses verlockenden Metalls verwandt, indessen ohne eigentlichen Erfolg. Einen dauernden Einfluß auf die Zustände der Forsten gewannen erst die Saigerhütten, Blauöfen und Eisenhämmer, welche im 16. Jahrhundert von unternehmungslustigen Kaufleuten angelegt wurden. Neben diesen Werkstätten entstanden im 17. Jahrhundert mehrere Glashütten, um welche bald ein Dörflein von Schindelhütten wuchs. Pottasche und Brennholz lieferte der Forst im reichsten Maße, die Umgebung des Dorfes verwandelte sich bald in Feld und Wiese.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts waltete in den Forsten ein reges, frisches Leben. Bergknappen, Hüttenleute und Glasbläser hatten vollauf zu thun, um die ungehobenen Schätze der Wälder auszunutzen. Ein einziger Förster stand damals einem ungeheuren Waldgebiete vor;

doch bald fand man es nöthig, das große Ganze in mehrere Reviere zu theilen.

Treten wir durch die Thür eines Forsthauses, das durch seine Giebelgeweihe kenntlich ist, und belauschen die Thätigkeit eines damaligen Försters.

In dem Hausflur hängen und stehen wunderliche Netze, Tücher und Fallen, die Wände sind mit Geweihen, Adlerfängen und anderen Siegeszeichen geschmückt, neben den Gewehren alten Kalibers hängt das blanke Hüfthorn. Der Förster ist auf der Pürsch, der Lehrling dressirt Hunde.

Der arme Junge, der aus Lust zum Waidmannsleben den grünen Rock angezogen hat, muß eine saure Lehrzeit bestehen. Zu Hause muß er allerlei Knechtsdienste versehen, Waidmannssprüche und Hornsignale auswendig lernen und vor Allem die Hunde warten und dressiren. Macht ein Leithund im Walde dumme Streiche, so wird oft der Lehrling härter bestraft, als der Verbrecher. Trotz üblem Wetter und mitunter bitterem Hunger muß er auf die Pürsch, um mit allem Eifer die Waidmannskünste zu erlernen. Endlich ist die dreijährige Lehrzeit abgelaufen. Der Lehrmeister hält vor den eingeladenen Waidmannsgenossen eine Anrede. „Nachdem ich den gegenwärtigen Lehrling drei Jahre lang im edlen Waidwerk exerzieret, selbiger auch darinnen ziemliche Fundamente gelegt, als habe ich denselben nach altem Waidmannsgebrauch seiner Lehrjahre nunmehro entlassen und hiermit wehrhaft machen wollen!“ Hierauf gibt er seinem Zögling einen Backenstreich und spricht zu ihm: „Dies leidest Du jetzo von mir, aber hinfüro nicht von mir, noch einem Anderen mehr!“ Dabei überreicht er ihm einen Hirschfänger. Dann blasen die versammelten Jäger ein Stück auf dem Hüfthorn, wünschen Glück und setzen sich zum Schmause.

Der Jägerbursch, ausgerüstet mit einem künstlich verschnörkelten Lehrbriefe, suchte nun „sein Fortun“ bei einem

Förſter oder noch lieber bei einem hochadeligen Jägermeiſter, dem er als Livreejäger oder Büchſenſpanner dienen konnte. Ein tüchtiger Waidmann mußte ſein: „erſtlich hirſchgerecht, zweitens jagdgerecht, drittens holzgerecht.“ In den beiden erſten Fächern war der Jägerburſch meiſt wohlbeſchlagen. Er wußte die zweiundſiebzig Zeichen, an denen man die Fährten und Spuren des Feiſthirſches von denen eines Thieres (weiblichen Hirſches) unterſcheiden kann, er verſtand den Pürſchgang, konnte das Wildpret kunſtgerecht aufbrechen und zerwirken und kannte die beſten Witterungen und Fallen. Auch in die waidmänniſche Geheimlehre war er eingeweiht. Er wußte, wie man ein Gewehr vor dem Beheren durch Kreuzwurzel ſicherte, mit der man den Stein fütterte, ein verdorbenes Rohr vermochte er durch Auswiſchen mit einem Sperlingskopfe, der in die Eſſe gehängt wurde, zu entzaubern; er konnte machen, daß ein Gewehr raſch tödte, er ließ nämlich eine Blindſchleiche im Laufe verenden und ſchoß ſie in die Luft. Um holzgerecht zu ſein, bedurfte es nur wenig. Unter den zweiundzwanzig nothwendigen Eigenſchaften eines Waidmannes, die ein altes Buch aufzählt, kommt die Liebe zum Forſte gar nicht vor. Die Bäume galten dem damaligen Förſter nicht mehr, als die Wellen dem Fiſcher. Der Wald iſt unerſchöpflich, ſo war der allgemeine Glaube, man braucht nur Gaſſen hineinzuhauen, dann wächst er um ſo ſtärker, wie ein oft geſchorener Bart. Deshalb war der Jägerburſche auch nicht karg mit dem Anweiſen von zu fällenden Bäumen. Sein Sold beſtand hauptſächlich aus Anweiſe-, Fang- und Schußgeldern. Der Dienſt war ſehr mühſelig. Der Burſch mußte dem Förſter Pferd und Stiefel putzen, und Tag für Tag in den Forſt gehen. Im Sommer und Herbſt verbrachte er jeden Morgen auf der Pürſch, im Frühjahr ſchlief er alle Nächte in einer Hütte von Reiſig, um die balzenden Auerhähne zu „verhören“,

die der Förster oder ein gnädiger Herr schießen wollte; ganze Winternächte mußte er in einer eiskalten Fuchshütte zubringen, um den Feind der Hasen und Auerhähnchen zu erlegen.

Hatte sich nun ein Jägerbursch in mehrjährigem Dienst als geschickter Waidmann bewährt, so erhielt er eine ledig gewordene Försterstelle, auf der er sein früheres Leben nur etwas bequemer fortsetzte und gewöhnlich seine Söhne für das „edle Waidwerk" erzog. Das Hauptbestreben des Försters war auf die Erhaltung einer guten Wildbahn gelegen. Besaß er eine solche in seinem Reviere, so konnte er gute Pürschgänge halten und den hohen Herrschaften mit einer guter Jagdlustbarkeit aufwarten. Er war deshalb stets den Wildschützen Feind, die sich in sein Revier einschlichen. Daß die Feldfluren dem Wilde als nächtlicher Weideplatz dienten, fand ein Jäger der alten Schule ganz in der Ordnung, die Felder waren ja ursprüglich auch nur Wald gewesen; daß man sich aus dem darüber zürnenden Bauer nichts machte, zeigt folgender Waidmannsspruch:

„Hoho, hoho, mein lieber Waidmann,
Was hat der edle Hirsch heut' zu Felde gethan?
Hoho, hoho, mein lieber Waidmann,
Das will ich dir wohl sagen an:
Er hat geäset den Hafer und das Korn,
Das erwecket dem Bauer manch' großen Zorn."

Der Zorn war aber bei den Gebirgsbauern sehr wohl begründet; fand man doch für einige, vom Walde eingeschlossene Güter keinen Pächter mehr.

Die Festzeit des Jahres war für den Förster die Woche, welche die hohen Herrschaften im Reviere verlebten. Gewöhnlich führte er die Herren zu Pürschgängen auf Hirsche, die er vorher „bestätigt" hatte, und freute sich höchlich, wenn der hohe Jagdliebhaber zufrieden war und seine Hunde belobte. Dabei hatte der Förster, wenn er auch

nicht zur Tafel gezogen wurde, doch Gelegenheit zu manch' kostbarem Trunke. Zuweilen wurden große eingestellte Treibjagden veranstaltet, bei denen die Dorfbewohner mitwirken mußten. Sie trieben mit Hilfe kostspieliger Vorrichtungen von Tüchern und Netzen ganze Rudel Wild zusammen. Zu Dutzenden fielen dann die Hirsche, manche rannten lahmgeschossen oder mit hängenden Eingeweiden umher, bis sie ein Waidmann abfing. Wir entrüsten uns über die Stiergefechte der Spanier, deren grausames Spiel wenigstens Muth erfordert, und bedenken nicht, daß unsere Großeltern solchen Metzeleien, genannt „Treibjagden", gern zusahen. Nach dem Halali fand ein Gericht über die Jäger statt, welche sich wider die Waidmannssprache vergangen hatten. Die Schuldigen mußten sich über einen Hirsch legen und erhielten „drei Pfunde" mit dem Waidmesser. Beim ersten Schlag rief man: „Das ist für den durchlauchtigsten Fürsten und Herrn," beim zweiten: „Das ist für Ritter, Reiter und Knecht," und beim letzten: „Das ist für das edle Jägerrecht!" — Der Verkehr der vornehmen Herren unter sich und mit den Forstleuten war bei solchen Gelegenheiten sehr ungezwungen, zuweilen ließ man alles Hofceremoniell fallen. Gewöhnlich hatten die Prinzen und ihre Kavaliere bei solchen Jagdlustbarkeiten vereinbart, sich mit erdichteten Namen anzureden; bald trugen sie Namen von Himmelszeichen, Vögeln oder Pflanzen, bald die von Artusrittern und berühmten Forstleuten.

Von dem Geiste, der unter den Jägern der damaligen Zeit herrschte, mögen einige Stellen aus der einst berühmten „Jäger-Practica" Döbel's vom Jahre 1746 zeugen: „Da nun die Fürsten hier auf Erden Götter sind, auch selbst in der Schrift so genennet werden, so kann es nicht anders sein, als daß sie ein besonders ausnehmendes, von den gemeinen und täglich verfallenden Ergötzlichkeiten ganz abgesondertes Vergnügen sich zueignen, und sind Diejenigen

böse, undankbare, ungehorsame und strafbare Unterthanen, die sie in der durch ihre Regimentssorgen erleichternden Anmuth stören oder hindern und ihnen dieses Plaisir rauben und entwenden wollen."

Die standesgemäßen Sittlichkeitsbegriffe waren sehr dehnbar, wie folgender Ausspruch zeigt: „Es ist zwar bekannt, daß die sommerhitzigen Tage, deren der Waidmann auch viele ausstehen muß, den Menschen zu vielem Trinken Anlaß geben. Jedennoch muß er sich dergestalt zu mäßigen wissen, daß er sich nicht beständig voll und toll saufe."

In der Ausnutzung der Wälder hatten die Forstleute im Anfang des 18. Jahrhunderts rasche Fortschritte gemacht. In der ältesten Zeit galt die Plänterwirthschaft, man hieb aus den Beständen einzelne erwachsene Bäume heraus, die man gerade bedurfte. Bald fand man die Kahlhiebe viel bequemer und ergiebiger. So wohlfeil auch das Holz war, so gab doch eine abgeschlagene Waldstrecke einen schönen Erlös für Förster und Jägermeister. Ein Förster, der viel schlagen lassen konnte, erwarb sich nicht blos ein Belobungsschreiben wegen guter Waldwirthschaft, er vergrößerte auch dadurch sein Einkommen beträchtlich. Trotz des Verbrauches der Hämmer und Hütten, trotz der Pottaschensiederei und Theerschwelerei im Lande konnte die Fülle des Holzes nicht verwerthet werden, und man verkaufte nach dem fernen Niederlande, wo bereits Holzmangel herrschte, viele Tausende von Stämmen. Für die Wiederaufforstung kahl abgetriebener Flächen geschah nichts. Die mittelwüchsigen Fichten wurden von den Holzscharrern, welche die Nutzung um einen Spottpreis in Pacht hatten, schwer angegriffen, oft sah man Fichten, die sich aus verschiedenen Anrissen verbluteten und dadurch verkümmerten. Zu allen diesen Beeinträchtigungen des Forstes kamen unheilvolle Naturereignisse, gewaltige Windbrüche und Waldbrände.

Unter diesen Umständen mußte endlich die traurige Gewißheit Jedermann einleuchten: der Forst war überhauen. An Stelle des dichten Hochwaldes machten sich klägliche Scharten und Blößen an vielen Orten bemerkbar. Aber trotz alledem gelangte man nur sehr langsam zu einer sparsamen, geregelten Wirthschaft. Aus unbeholfenen Anfängen entwickelte sich nach und nach eine junge Wissenschaft, die Forstwirthschaftslehre, die mehr als irgend eine andere eine rein deutsche Schöpfung ist.

Als mit der Zeit eine streng geregelte, auf sichere Nachhaltigkeit zielende Forstwirthschaft für alle Reviere des Landes eingeführt wurde, fand mancher alte Herr, der seine Schule im vorigen Zeitalter gemacht, die Neuerung wenn nicht unnöthig, doch lästig. Sonst war man nicht viel mit Schreiberei und Zahlenwerk geplagt worden, jetzt galt es, Berichte zu entwerfen und Rechnungen zu führen. Das wurde Einzelnen, die lieber ihre Büchse als die Feder führten, waidlich sauer. Weit schwerer als die Förster gewöhnten sich die Dorfbewohner an die neue Ordnung. Die Ansicht, daß der Wald unerschöpflich sei, und daß es im Forste nach altem Brauch nicht so genau genommen werden dürfe, war allgemeiner Glaube geworden. Nun sollten Triftrechte und Waldnutzungen jeder Art streng geregelt und überwacht werden. Die Verständigen wurden indeß von der Nothwendigkeit der neuen Einrichtungen bald überzeugt, die Waldungen erholten sich unter der trefflichen Pflege gebildeter Männer; die Wildbahn ist freilich bis auf geringe Reste zusammengeschwunden, aber der Forst gedeiht auf das Beste.

Und dieses tröstliche Bewußtsein entschädigt für Manches, das der Liebhaber der alten Romantik im heutigen Forste vermißt. Besucht man ein Revier im tiefen Winter, so trifft man wahrscheinlich den Förster daheim mit Plänen und Rechnungen beschäftigt. Gern zeigt er uns die Karte

seines Forstes, auf der die Bestände nach ihren Altersklassen wie kleine Provinzen abgetheilt sind, und erklärt, wie nur aus der genauen Vermessung und Schätzung des Waldes ein ordentlicher Betriebsplan abgeleitet werden kann. Unser heutiger Förster ist kein Liebhaber großer Schläge, er entnimmt die jährlich nöthige Holzmenge lieber an verschiedenen Orten, wobei die grüne Hülle des Forstes nicht zu große Lücken bekommt. Er ist mit dem Zuwachs seines Forstes zufrieden, und ohne Beeinträchtigung seines Haushaltes kann er die armen Dorfbewohner mit Reisigstreu und unentgeltlich zu sammelndem Leseholze versorgen.

Rechtes Leben erwacht im Forste erst dann, wenn die Wiesen zu grünen anfangen, und die Lärchenbäume ausschlagen. Dann beginnt die emsigste Forstarbeit; viele Arbeiter sind beschäftigt, die zarten, dem Pflanzgarten entnommenen Pflänzchen an die Standorte zu versetzen, an denen viele kräftig emporwachsen, viele dagegen auch durch Käferfraß und Krankheit in früher Jugend eingehen. Aus den regen Gruppen der Pflanzleute erschallt häufig ein helles Lachen über einen glücklichen Spaß, bald stimmt eine frische Kehle eine Weise an, in die viele Sänger einfallen, selbst der grauköpfige Holzhauer brummt das alte Lied mit. Kommt die Mittagsstunde, so drängt sich Alles zum Feuer; in den Töpfen siedet und brodelt das Mittagsessen, an dem sich die Arbeiter laben wollen. Indessen führt uns der Förster zu früheren Kulturen, deren buschige Stämmchen schon ihren Bodenraum beschatten und dadurch das sie umringende üppige Unkraut vernichten, hierauf zu dichten Reihen schlanker Stämme, zwischen denen schon die Heerden waiden dürfen; weiter zu kranken, von Rüsselkäfern benagten Fichtenpflanzen, dann zum jungen Dickicht, in dem schon durch die Schatten der Kronen die untersten Aeste der Stämme abzusterben beginnen, und

endlich in ein Stangenholz, das in diesem Jahr durchforstet werden soll. Wir erschauen dabei eine wahre Stufenleiter der Baumalter, ein Abbild des gesammten Waldlebens.

Rückt das Frühjahr weiter vor, so mehren sich die Geschäfte des Försters von Tag zu Tag. Die Bewohner der Walddörfer, deren Fluren klein und ärmlich sind, könnten schwerlich bestehen, wenn ihnen nicht der Forst hülfe. Dort weiden ihre Heerden, dort rupfen und mähen sich die armen Frauen Winterfutter für ihr Melkvieh. Indeß muß der Förster strenge Aufsicht führen, damit nicht die jungen Bestände leiden durch die buntgefleckten Kühe und die muthwilligen Ziegen, deren harmonische Glocken und Schellen im Walde widerhallen.

Die meisten Besuche macht der Förster den eigentlichen Ernteleuten des Waldes, den Holzhauern. Im Frühjahre stellt er ältere, erfahrene Männer zur Durchforstung an, damit sie aus den dichten Stangenhölzern, deren Boden nie von einem Sonnenstrahle getroffen wird, die überzähligen Stämmchen ausmerzen, um durch Beseitigung der Schwächlinge den kräftiger wachsenden Bäumen größeren Spielraum zu gewähren. Eine schwerere Arbeit haben die anderen Holzhauer, denen das Fällen der vollwüchsigen Bäume übertragen ist. Vom Morgendämmern bis zum Grauen der Nacht handhaben sie die wuchtige Axt und die kreischende Säge, um am Ende der Woche in ihre Arbeitsbücher eine wackere Anzahl von Klaftern eintragen zu können. Aber so sauer ihr Geschäft ist, so ziehen sie es dennoch dem Leben in dumpfen Stuben oder dunstigen Fabrikstätten vor; denn reine Luft, vom Hauche des Harzwaldes und der Erdbeeren durchduftet, köstliches Quellwasser, ein stetes liebliches Konzert der Drosseln und Baumlerchen bilden die Lichtseiten ihres Berufes. Im Juli ist gewöhnlich die größere Hälfte ihres Jahreswerkes vollbracht;

die Stämme liegen als Blöcke darnieder, Wipfel und Aeste sind in regelmäßigen Klaftern aufgespeichert, der Förster hat die vorhandenen Holzvorräthe mit dem Waldhammer gestempelt und nummerirt. Nun schreiten die Holzhauer zur mühseligsten Arbeit ihres Berufes, welche ihre Voreltern noch nicht geübt haben. Sonst, wo Brennholz in Ueberfülle vorhanden war, ließ man die Stümpfe der abgesägten Stämme sammt ihren Wurzeln ungenutzt vermodern. Jetzt werden die brennstoffreichen Stöcke sorgsam ausgegraben und zerkleinert. Das ist eine Arbeit, deren Mühseligkeit zum Sprichwort geworden ist, und die viel Ueberlegung und feinen Schick erfordert. Nur ein Arbeiter, der sich in die wunderlich knorrige Verästelung der Wurzeln verschiedener Baumarten einstudirt hat, vermag rasch und wirksam einem Stocke beizukommen.

Im Herbst findet im Forste, wenn die Bäume nicht ein ganz unfruchtbares Vorjahr hatten, die Samenernte statt. Dies ist eine so gefährliche Arbeit, daß es dem Laien dabei fast mehr graut, als wenn er den Schieferdecker einen Thurm erklettern sieht. Der Kugelsteiger, meist ein im Klettern besonders gewandter Holzhauer, erklimmt mit vielem Geschick die Krone der Waldbäume und pflückt die an den schwanken Zweigen sitzenden Zapfen ab. Manche Tannenzapfen kann er nur dadurch erreichen, daß er sie mit einem Säbel abhaut und durch Knaben auffammeln läßt. Ist ein Samenbaum abgeleert, und ein Anderer in der Nähe, so nimmt sich der Kugelsteiger nicht die Zeit, herab und wieder hinauf zu klettern; er setzt den Wipfel, an den er sich anklammert, so lange in pendelartige Schwingungen, bis dieser dem Nachbarwipfel nahe kommt, und erfaßt denselben mit einer Kühnheit, die dem Zuschauer das Haar sträubt, um sich hinüber zu schwingen. Die gesammelten Zapfen werden in einer geheizten Stube

getrocknet und durch Schütteln in einem Rade von den geflügelten Samen befreit.

Mit dem Oktober sind die hauptsächlichsten Geschäfte des Försters im Walde beendigt. Er weist noch die Stellen an, wo die grünen Fichten- und Tannenäste abzuschneiden sind, welche die armen Dorfbewohner begehren, um ihre Hütten im kalten Winter zu erwärmen, und durchschreitet den Forst nach allen Richtungen, um die Leseholzsammler zu überwachen, die durch die Nähe des Winters leicht zu Uebergriffen verleitet werden können.

Natürlich ist der Förster zugleich Waidmann. Er geht im Frühjahr auf den Schnepfenstrich und auf die Balz der Auer- und Birkhähne, er pürscht im Sommer und Herbst den Rehbock und verfolgt im Winter die eingeschneiten Hasen und Füchse. Aber die Jagd ist ihm nicht Lebensaufgabe, sondern nur gelegentliche Erholung, denn das Dichten und Trachten eines echten Försters ist auf den Forst gerichtet, dessen Schätze er zu erhalten und zu mehren sucht, ohne daß ihn die Aussicht auf Gewinn leitet. Was den Wald beeinträchtigt, seien es schädliche Thiere, Vogelsteller oder Holzfrevler, verfolgt er mit unnachsichtiger Strenge und fürchtet nicht den Ruf eines rauhen und harten Beamten, wenn es das Wohl seiner Bäume gilt. Aber so innig er seine Bäume liebt, so ist er kein geiziger Liebhaber, der seine Pflanzen nur deshalb erzieht, um sich an ihrem Wachsthum zu erfreuen und auf den Erfolg seiner Pflanzen stolz zu thun. Es liegen ihm auch seine Waldarbeiter, die Vasallen des Forstes, am Herzen. Es ist keine leichte Aufgabe, die Forstarbeiten so zu vertheilen, daß all' die arbeitslustigen Männer keine erzwungenen Feiertage haben, und durch Gedinglöhne zu bewirken, daß der Fleißige den gebührenden Verdienst erhalte. Oft beschäftigt der Förster beim Pflanzen und Säen und bei Wegbauten mehrere hundert Menschen.

Nur selten, und zwar dann, wenn die Fabriken gut gehen, fehlt es an Arbeitern, meistens ist das Angebot stärker, als der Bedarf. In Jahren der Geschäftsstockung erscheinen fast täglich Arbeitssuchende in der Försterei. Wenn es irgend möglich ist, gewährt der Förster solche Gesuche, und nimmt wohl auch Arbeiten vor, die sonst vielleicht noch lange verschoben worden wären.

So ist denn unser Forst ein Arbeitgeber und Versorger von vielen Menschen, und der Förster der Gegenwart stellt den getreuen Haushalter dar über all die Schätze, welche die gütige Natur uns zuertheilt. Einst war der Förster ein rauher Jäger, dessen Wirken nicht viel höher stand, als das eines indianischen Büffeljägers; jetzt stellt der Förster einen Baumpfleger und Schatzverwalter dar, der eine milde Stiftung der Natur zum Frommen der Gesellschaft wahrt und verwaltet, so daß ihre Zinsen in jeder ferneren Zukunft ebenso wie heute den Bedürftigen zu gute kommen.

Mannigfaltiges.

Boieldieu und die ſchwarze Dame. — Als Adrian Boieldieu, der nachmalige berühmte Komponiſt der ſchönen Oper „Die weiße Dame", 1795 als neunzehnjähriger Jüngling von Rouen, ſeiner Vaterſtadt, nach Paris kam mit der Partitur einer kleinen komiſchen Oper, auf deren Erfolg er alle ſeine Hoffnungen ſetzte, da ſagten ihm einige muſikaliſche Autoritäten, an welche er ſich wandte, darunter Cherubini und Kreutzer, daß ſeine Oper gar nichts tauge, und er mußte zu der traurigen Ueberzeugung gelangen, daß das Urtheil dieſer Sachkenner richtig ſei. Um ſeine Exiſtenz nur nothdürftig friſten zu können, ſah er ſich genöthigt, Klavierſtimmer zu werden, denn als Muſiklehrer vermochte er nicht ſogleich Beſchäftigung zu finden.

Sonſt herrſchte damals ein reges muſikaliſches Treiben in Paris. Es war ein Jahr nach dem Sturze der Schreckensregierung. Man athmete in der Hauptſtadt erleichtert auf nach ſo vielen blutigen Greueln und wandte ſich wieder der heiteren Kunſt zu.

Boieldieu wurde eines Vormittags, als er gerade mit Beklemmung darüber nachdachte, wo er Geld hernehmen ſolle, um ein Mittageſſen zu bezahlen, denn Kredit hatte er ſchon längſt nicht mehr, in ſeinem Manſardenſtübchen aufgeſucht von einer ſchwarzgekleideten Zofe, die ihn bat, er möge gleich mitkommen, um in der Nachbarſchaft ein Klavier zu ſtimmen bei ihrer Herrin, Fräulein Roſa Regnauld. Aeußerſt froh darüber, eine Kleinigkeit verdienen zu können, folgte er ſogleich der Zofe und wurde von ihr in ein ſtattliches Haus geführt, deſſen Beſitzerin ſehr reich

sein mußte, wie die prachtvolle Einrichtung der Zimmer bewies. Doch sah Alles düster und traurig aus. Die Möbelbezüge und Portièren waren dunkel, ja sogar alle Gemälde an den Wänden waren mit schwarzem Krepp dicht verhangen.

In einem kleinen Salon stand das Piano, ein kostbares Instrument, aber sehr verstimmt. Es war jedenfalls lange nicht darauf gespielt worden. Boieldieu machte sich sogleich eifrig an die Arbeit. Die Zofe hatte ihn verlassen. Auch sonst war Niemand im Salon. Das konnte ja auch nicht weiter auffällig erscheinen, denn es ist bekanntlich durchaus nicht angenehm, es mit anzuhören, wenn ein Klavier gestimmt wird.

Um sich zu überzeugen, ob seine Arbeit wohl gelungen, als er mit dem Stimmen fertig geworden, begann Boieldieu zu spielen. Er war ein trefflicher Virtuose. Die herrliche Klangfülle des Instrumentes entzückte ihn. Zuerst spielte er etwas Heiteres, dann eine einfache schwermüthige Weise.

Plötzlich vernahm er leises Schluchzen. Schnell endete er sein Spiel, wandte sich um und erblickte eine bleiche, in tiefschwarze Trauerkleidung gehüllte Dame.

Etwas verlegen stand der junge Musiker vom Tabouret auf und verneigte sich.

„Mein Herr," sprach die Dame, „ich hörte zuerst Ihr heiteres Klavierspiel und eilte herbei, um Ihnen zu sagen, daß in diesem Hause der Trauer keine heiteren Klänge ertönen dürfen. Aber da veränderten Sie Ihr Spiel und die schwermüthige Weise ertönte, die einst meine unglückliche Schwester so sehr liebte und oft spielte. Dadurch erschütterten Sie mein Gemüth auf's Tiefste."

Boieldieu murmelte einige verlegene Entschuldigungen.

„Sie haben doch wohl bemerkt, mein Herr," fuhr die Dame fort, „daß Alles in diesem Hause in Trauer gehüllt ist! Die Porträts meiner Familie und aller meiner Verwandten sind verhangen. Aber ich will Ihnen doch das Bildniß Derjenigen zeigen, die einst eben so schön und ergreifend, wie Sie, die schwermüthige Weise zu spielen verstand!"

Sie zog den Kreppvorhang von dem Bilde, welches über dem Piano an der Wand hing. Und der junge Musiker erblickte das

trefflich gemalte Porträt eines jungen, schönen und etwas schwärmerisch aussehenden Mädchens.

„Es ist meine Schwester," sagte die schwarzgekleidete Dame, „ja, es ist die unglückliche Cäcilie Regnauld, die eine Märtyrerin werden wollte, wie Charlotte Corday, und es auch wirklich geworden ist."

Der Name Regnauld war und ist ja in Paris ein sehr gewöhnlicher. Doch nach dem, was das bleiche Fräulein ihm eben gesagt hatte, begriff Boieldieu sogleich den Zusammenhang, denn natürlich hatte er Kenntniß von der Sache, wie damals Jedermann in Paris und in ganz Frankreich.

Als Robespierre auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand, wurden zwei Mordversuche gegen ihn unternommen. Das erste Mal von einem Manne, Namens L'Amiral, dessen Anschlag völlig mißlang. Natürlich wurde er guillotinirt. Das zweite Attentat wollte ein junges Mädchen — Cäcilie Regnauld — verüben; aber sie kam nicht dazu. Denn durch die Dringlichkeit, mit welcher sie begehrte, Robespierre in seiner Wohnung zu sprechen, machte sie sich verdächtig. Man verhaftete sie und fand bei ihr zwei Dolche. Im Verhör machte sie gar kein Hehl aus ihrer Absicht. „Ich bin Royalistin," sagte sie, „und ich will nicht, daß Frankreich noch länger beherrscht werde von Robespierre und seinen blutdürstigen Jakobinern!" Sie starb mit ungewöhnlichem Muthe unter dem Fallbeil. Aber in ihr blutiges Verhängniß wurden fast ihre sämmtlichen Verwandten mit verwickelt. Einige davon dienten mit Auszeichnung in den republikanischen Heeren. Man nahm aber an, daß sie von dem Mordplan des Mädchens Kenntniß gehabt hätten — man ergriff und guillotinirte sie Alle! So berichten übereinstimmend Thiers, Lacretelle, Mignet und andere Historiker der französischen Revolution in ihren großen Geschichtswerken darüber. Nur Cäcilie's Schwester Rosa, welche sich glücklicherweise im Ausland befunden hatte, war der Verfolgungswuth und dem Tode entgangen. Nach Robespierre's Sturz und Hinrichtung kam sie zurück nach Frankreich als alleinige Erbin aller ihrer Verwandten.

„Ich habe den Entschluß gefaßt, mich wieder mit Musik zu beschäftigen, um wo möglich dadurch meinen Kummer ein wenig

zu beschwichtigen," sagte sie weiter zu Boieldieu. „Lange war Cäciliens Piano verstummt; auch darf niemals wieder eine heitere Weise darauf ertönen. Ich habe, nachdem ich Ihr Spiel gehört, von Ihrem musikalischen Talente eine gute Meinung gefaßt. Sie sind kein gewöhnlicher Klavierstimmer, sondern ein echter Künstler. Wollen Sie mein Lehrer sein? Auch müssen Sie mir zuweilen schwierige Kompositionen vorspielen."

Boieldieu nahm selbstverständlich den vortheilhaften Antrag an. Und nun erhielt er auch bald noch mehr Schülerinnen und Schüler. Man wurde auf ihn aufmerksam und verschaffte ihm eine Anstellung als Lehrer am Konservatorium.

Im Jahre 1803 folgte er als Kapellmeister einem Rufe nach St. Petersburg und verweilte neun Jahre in Rußland. Dann kehrte er nach Paris zurück und schuf seine schönen Opern, darunter „Die weiße Dame", welche ihn weltberühmt machte. Die „schwarze Dame" aber, welche ihn zuerst auf den Weg des Glückes brachte, hat er in seinem ganzen Leben nicht vergessen, sondern sich ihrer stets dankbar erinnert. F. L.

Eine besorgte Mutter. — Einer der von unseren Jägern geschätztesten Vögel ist unstreitig die Waldschnepfe, die mit dem Eintritt warmer Frühlingswitterung erscheint, bis ihr Durchzug, der „Schnepfenstrich", gewöhnlich im ersten Drittel des April beendet ist. Es bleiben dann nur die verhältnißmäßig wenigen, bei uns brütenden Exemplare zurück, die später um Johannis in ähnlicher Weise des Abends wieder laut streichen. Es ist nicht leicht, das häusliche Leben der Waldschnepfe zu beobachten, weil sie höchst furchtsam und scheu, dabei klug und listig ist, sich am Tage stets verborgen hält und nur in der Dämmerung umherstreicht. Zum Nisten wählt sich das Weibchen in stillen einsamen Wäldern Stellen, auf denen dichtes Unterholz mit lichten Blößen abwechselt. Dort macht es ein kunstloses Nest hinter einem Busche zwischen Moos und Gräsern und legt vier braunrothe oder gelbliche, dunkel gefleckte Eier hinein. Die Jungen schlüpfen nach 17 bis 18 Tagen aus und werden von der Mutter mit größter Sorgfalt gepflegt. Beide Eltern zeigen sich sehr besorgt um die Kleinen, fliegen bei Annäherung eines Feindes auf und suchen ihn, indem sie sich verstellen und schwankend und wankend nur

enge Kreise im Fluge beschreiben, von den Jungen abzulenken, bis diese sich versteckt haben. Man hat sogar häufig beobachtet, daß alte Schnepfenmütter ihre Jungen bei großer Gefahr wegschafften, indem sie dieselben mit den Krallen packten oder mit

Schnepfe, ihr Junges tragend.

Hals und Schnabel gegen die Brust drückten, um sie festzuhalten, und dann mit ihnen fortflogen. Förster E. Diezel, der zugleich ein tüchtiger Naturforscher ist, berichtet, daß er einen solchen Transport der Küchlein durch die alte Schnepfe mehrmals zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise bewerkstelligen sah. Wie er beobachtet hat, trägt die Schnepfenmutter die Küch-

lein, so lange sie noch ganz klein sind, zwischen Schnabel und Hals, später aber — wie auf unserem Bilde dargestellt — zwischen den „Ständern". E. M.

Schlagfertigkeit. — Die Marquise du Châtelet, die Freundin Voltaire's, war eine durch Bildung hervorragende Dame; ihr Landgut Cirey in Lothringen, auf welchem Voltaire von 1736 bis 1739 lebte, war daher, besonders während der schönen Jahreszeit, ein Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern, sowie von vornehmen Personen. Wenn nun auch die Marquise den Umgang mit gebildeten und talentvollen Personen über Alles liebte, so gehörte sie doch nicht zu den Damen, welche sich um die Wirthschaft gar nicht kümmern, im Gegentheil war sie eine sehr sorgsame Hausfrau. Stets war sie des Morgens früh auf und hielt ihr Gesinde zur Arbeit an. Eines Tages rief sie ganz früh aus dem Fenster ihres Schlafzimmers einer Magd zu: „Vergiß nicht, nach den Schweinen zu sehen und die Ferkel zu besorgen." Dies hörte ein junger Kammerherr, der gerade als Gast in Cirey weilte und durch die Worte der Marquise in seinem Morgenschlafe gestört worden war. Als nun zu Mittag sich die Gäste des Hauses im Speisesaale versammelten, trat der junge Mann an die Marquise heran, und in der Meinung, etwas recht Witziges zu sagen, fragte er: „Nun, gnädige Frau, sind die Ferkel besorgt?"

Schlagfertig versetzte die Dame: „Sie werden es doch wohl am besten wissen, ob Sie Ihr Frühstück erhalten haben!"

Dr. W.

Verfehltes Geschenk. — Gegen den Modeteufel wurde schon vor Jahrhunderten von Fürsten, Geistlichen und Schriftstellern mit Wort und That zu Feld gezogen. Auch Herzog Ulrich von Württemberg haßte die Uebertreibungen der Mode, wovon nachfolgendes drastisches Beispiel Zeugniß gibt. Bei einer Hoffestlichkeit erschien ein schwäbischer Edelmann in einem auffallenden fremdländischen Gewande und erregte damit, wie er wohl gewünscht haben mochte, allgemeines Aufsehen. Herzog Ulrich ließ den Modenarren zu sich kommen und äußerte den Wunsch, das bunte Gewand desselben zu besitzen, indem er zugleich nach dem Preise frug. Geschmeichelt durch dieses Verlangen des Fürsten bat sich der Edelmann die Gnade aus, dem Herzog das Flitterkleid als

Geschenk anbieten zu dürfen. Dieser nahm das Geschenk an, hocherfreut eilte der Ritter nach seinem Absteigequartier und sandte die Kleidung nach dem Schlosse.

Andern Tags lag der Edelmann noch tief in den Federn und träumte wohl von dem Gegengeschenk, das seiner von dem Herzog wartete, als er durch lauten Lärm und Gelächter, das von der Straße heraufdönte, erweckt wurde. Rasch erhebt er sich von seinem Lager, eilt an das Fenster und erblickt drunten einen Galgen, den der Herzog über Nacht aufrichten und daran das mit Goldlitzen, Bändern und Nesteln überladene Prunkgewand des Ritters hatte hängen lassen. H. Str.

Der Rumesprung. — Wie die stattliche Loire die unscheinbarste, dürfte die unscheinbare Rume, ein Zufluß der Leine, die stattlichste Quelle in ganz Europa haben. Dieser sogenannte „Rumesprung" liegt nördlich von Duderstadt bei dem Dorfe Rumspringe auf dem Untereichsfelde und stellt einen Teich von 5 bis 15 Meter Tiefe und etwa 35 Meter Länge und Breite dar, in welchem das Wasser stoßweise, aber geräuschlos vom Grunde aufsteigt und auf der Oberfläche eine Welle erzeugt, die sich gleichmäßig nach allen Seiten verläuft, um gleich darauf durch eine neue ersetzt zu werden. Die Quelle liefert auf diese Weise täglich durchschnittlich 500 Millionen Liter Wasser. Das Wasser ist von ungemeiner Klarheit, und daher bietet der mit zarten Moosen und Flechten ausgekleidete Quellkessel im Sonnenlichte einen wundervollen Anblick. Er erscheint dann mit einem goldgrünen Teppich ausgeschlagen, der von den aus tausend Oeffnungen hervorrinnenden Wassern wie in sanften Athemzügen auf und ab geschaukelt wird, während die darauf fallenden Sonnenstrahlen ihn gleichsam mit blitzenden Brillanten besäen oder stellenweise in rother, blauer oder grüner Farbe auflodern lassen. Der Rumesprung ist daher nicht blos die größte, sondern sicher auch eine der schönsten Quellen Europa's. Hbs.

Ein Finanzkniff der guten alten Zeit. — Im Jahre 1583 ließ Herzog Julius von Braunschweig, einer der wohldenkendsten, aber wunderlichsten Finanzkünstler aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, unförmliche Geldstücke im Werthe von zehn, fünf und zweieinhalb Speziesthaler ausprägen und ordnete

an, daß jeder vermögende Unterthan ein solches Geldstück mit landesüblicher Münze einzulösen und fortan wöchentlich an einem bestimmten Tage seiner Ortsobrigkeit zur Kontrole vorzuzeigen habe. Der Herzog beabsichtigte dabei, seine Bürger und Bauern zu lebendigen Sparbüchsen zu machen, denn in Zeiten der Noth sollten jene Geldstücke von Regierungswegen eingefordert und verpfändet, bei wiederkehrendem Ueberfluß aber durch die getreuen Unterthanen von Neuem eingelöst werden. In Anspielung auf dies fatale Einlösen und in Anlehnung an die übliche Bezeichnung der portugiesischen Goldstücke als Portugaleser nannte man die Braunschweiger Sparmünzen „Juliolöser". Da Herzog Julius 1613 starb, blieb ihm die Probe auf sein Exempel erspart. Unter seinem Nachfolger aber wurde die landesväterlich vorgesehene Einforderung der Juliolöser durch die kaiserlichen und die schwedischen Truppen besorgt, und so bestand der ganze Erfolg dieses Finanzkniffs in der Erleichterung, die er den Feinden bei der Brandschatzung des Landes gewährte. Hbs.

Unser Kopfhaar. — Die mittlere Dicke eines Kopfhaares beträgt gegen 63 Tausendstel Millimeter, und seine Längenzunahme in der Woche etwa $3^1/_3$ Millimeter oder 173 bis 180 Millimeter im Jahr. Innerhalb fünfzig Jahren wächst das Haar des Menschen, wenn es immer wenigstens halblang abgeschnitten wird, demnach etwa $8^3/_4$ Meter lang nach. In Wirklichkeit kann diese Länge niemals erreicht werden, weil jedes Haar nach höchstens 4 Jahren abzusterben scheint und ausfällt. H. Th.

Ungleiche Brüder. — Christian Bach, ein Bruder des großen Meisters Sebastian Bach, war ebenfalls Musiker. Er komponirte schnell und leicht, freilich ohne Hervorragendes zu leisten. Sein Geld verthat er ebenso rasch, als er es gewann. Als man ihn über sein leichtsinniges Leben zur Rede stellte und ihm das Beispiel seines berühmten Bruders vorhielt, antwortete er: „Zwischen mir und meinem Bruder ist ein großer Unterschied. Ich komponire, um zu leben; er lebt, um zu komponiren."

C. L.

Maria Theresia und Joseph II. — Die Kaiserin Maria Theresia erzog ihren Sohn Joseph mit aller Strenge. Als sie ihn einst betend antraf und bemerkte, daß er auf einem Kissen

kniete, verwies sie ihm das, weil sich das weder für einen Betenden überhaupt zieme, noch für einen Fürsten, der sich nicht verweichlichen dürfe. D.

Gute Laune auf dem Krankenlager. — In seinen letzten Lebenstagen besuchte in Paris den bekannten Dichter Heinrich Heine ein Freund und kam gerade dazu, wie ihn zwei Krankenwärterinnen in ein frisches Bett legten.

„Wie geht's, Heinrich," fragte der Freund.

„Recht gut," antwortete Heine, „wie Du siehst, tragen mich die Frauen noch immer auf den Händen." —dn—

Welcher Ort auf Erden hat zuerst Neujahr? — Beginnt in Berlin das neue Jahr 1893 mit Sonntag, dem 1. Januar, Nachts 12 Uhr, so zählt man in Philadelphia erst den 31. Dezember, Abends 6 Uhr, und in San Francisco erst 3 Uhr Nachmittags. Wenden wir uns dagegen nach Osten, nach Asien hin, so finden wir, daß um diese Zeit, wenn in Berlin „Prosit Neujahr" gerufen wird, in Kalkutta in Ostindien es bereits 5 Uhr, in Sydney in Australien 9 Uhr, auf Neuseeland sogar 11 Uhr am Morgen des Neujahrstages ist. Zuerst feiert man das Neujahr in Neuseeland, insbesondere kann man die zu Neuseeland gehörige Insel Chatam, die Neujahrsinsel, als diejenige betrachten, wo zuerst auf der ganzen Erde die erste Stunde des neuen Jahres eintritt. H. Th.

Bissiger Vorschlag. — Als der bekannte Wiener Humorist Saphir sich einst in einer Versammlung befand, begann ein Redner mit den Worten: „Meine Herren! Der Mensch ist ein Thier — ein — ein Thier —" hier blieb er stecken.

Da erhob sich Saphir und sprach: „Meine Herren, ich trage darauf an, daß diese Rede gedruckt und das Porträt des Verfassers beigefügt werde." —dn—

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Eine hervorragende Erscheinung unter den Mädchenschriften ist:

Maienzeit.

Album der Mädchenwelt.

Zweiter Jahrgang.

Mit Beiträgen von

Victor Blüthgen, Jakob von Falke, A. Godin,
Martin Greif, Anna Klie, La Mara,
Elise Polko, Johs. Proelß, Fr. Xav. Seidl,
Julius Sturm, J. Trojan
und vielen anderen.

Reich illustriert und in Prachtband gebunden

Preis M. 5 75.

Dieses prachtvoll ausgestattete Album, in welchem eine Anzahl der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller eine reiche Fülle kostbarer dichterischer Blüten in allen Formen der Poesie darbieten, soll das Lieblingsbuch der deutschen Mädchen werden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Empfehlenswert für jede Bibliothek ist die in unserm Verlage erschienene

Illustrierte
Musikgeschichte.

Die Entwickelung der Tonkunst
aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart

von

Emil Naumann,
weil. Königl. Professor und Hofkirchenmusikdirektor.

Zwei Bände.

Preis gebunden 20 Mark.

Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

Stickmuster
für
Schule und Haus.

Entworfen und mit einer Anleitung zum Entwerfen versehen

von

Dr. A. Stuhlmann,
Direktor der Allgemeinen Gewerbeschule zu Hamburg.

Zwei Bände.

Jeder Band in Mappe 6 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Brehms Vorträge.

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge
von
Dr. A. E. Brehm.

Krokodilwächter.

Mit Illustrationen von R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. a.
Preis elegant gebunden M. 12.—, brosch. M. 10.—

„Vom Nordpol zum Aequator" wird überall, wo man sich liebevoll in das Werk vertieft, in hohem Grade anregend, bildend und nutzbringend wirken und den Besitzern von „Brehms Tierleben" eine hochwillkommene Ergänzung desselben sein.

Es sollten diese Vorträge im Hausschatz der deutschen Familie nicht fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.